Das Zeitungswesen in Westfalen von den ersten Anfängen ...

Carl d' Ester


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Dem Altmeister der wissenschaftlichen Zeitungskunde ergebenst gewidmet

vom Verfasser

Dr Karl d'Ester

Privatdozent für historische Zeitungskunde und Geschichte der öffentlichen Meinung an der Universität Münster i/W

Münstersche Beiträge zur neueren Literaturgeschichte.
Herausgegeben von **Dr. Schwering,**
Professor an der Universität zu Münster i. Westf.

I. und II. Heft.

Das Zeitungswesen in Westfalen von den ersten Anfängen bis zum Jahre 1813

In seiner geschichtlichen Entwicklung und kulturellen Bedeutung dargestellt

von

Dr. Carl d'Ester.



Münster in Westfalen.
Verlag von Heinrich Schöningh.
1907.

Das Zeitungswesen in Westfalen

von den ersten Anfängen bis zum Jahre 1813

In seiner geschichtlichen Entwicklung und kulturellen Bedeutung dargestellt

von

Dr. Carl d'Ester.



Münster in Westfalen.
Verlag von Heinrich Schöningh.
1907.

Inhalts-Verzeichnis.



Verzeichnis der benützten Quellen und Hülfsmittel.

A. Akten.

I. Verschiedene Akten betreffend die Einrichtung des Münsterischen Intelligenzblattes, Handhabung der Zensur in Münster, Buchdruckerprivilegien, Kaufverträge u. a. im Besitze des Mitinhabers der Aschendorffschen Verlagsanstalt in Münster, Herrn Anton Hüffer (zitiert A. H.).

II. Münsterisches Staatsarchiv (zitiert M. St. A.).

a) Geheime Kabinettsregistratur (Geh. Cab.-Reg.) Politica. (P.)
Postreuter bei der Geheimen Kanzlei. X. A. 7.
Lesebibliothek in Münster. XXXIII. B. 13.
Erlaubnis zur Herausgabe eines Wochenblattes in Münster. XXXIII. B. 2.
Intelligenzblatt in Münster. XXXIII. A. 1.
Cameralia. (C.)
Generalbericht wegen der inländischen Posten XIX. A. 38.
Generalbericht wegen der fremden Posten. XIX. A. 37.
Ecclesiastica. (E.)
Bücherzensuren und Buchhändler. XVIII. 4.

b) Archiv der neueren Zeit. (A. N. Z.)
Oberpräsidium.
Wegen der Amtsblätter. Nr. 6.
Die Herausgabe eines Intelligenzblattes in Höxter. Nr. 24.
Intelligenzblatt in Münster. Nr. 40.
Die Monatsschriften Westfalens. Nr. 42.
Buchdruckerei und Intelligenzblatt in Recklinghausen. Nr. 88.

c) Stadt Herford.
Wegen der Zensurgesetze. Depot I. 149.
Postwesen. Depot II. 64—66.
Intelligenzwesen. Depot II. 80—84.
Kalenderwesen. Depot IV. 32.

d) Vest Recklinghausen, Statthalterei-Archiv Repert. 131,3. a E. Nr. 8.
Buchdruckerei in Dorsten.

B. Mehrfach zitierte gedruckte Werke.

Allgemeines Sachregister über die wichtigsten Zeit- und Wochenschriften. Leipz. 1790.
L. Berger, Der alte Harkort. Leipz. 1891.
(Berghaus), Wallfahrt durchs Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart, von einem Sechsundvierziger.

K. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert. 4. Bde. Leipz. 1854—80.

K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Bd. I—VIII., Dresden 1887 ff.

J. Gruner, Meine Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung oder Schilderung des sittlichen und bürgerlichen Zustandes Westfalens am Ende des 18. Jahrhunderts. Frankf. a. M. 1802. 2. Bd.

H. J. Hüffer, Erlebtes. Münster. (Als Manuskript gedruckt.)

Fr. Jostes, Westfälisches Trachtenbuch. Bielefeld 1904.

Kreyssig, Justus Möser. Berl. 1857.

Ladwig, Denkschrift zur Eröffnung des neuen Reichspostgebäudes in Lippstadt. (zit. Ladwig.)

A. Mallinckrodt, Versuch einer Verfassung der kaiserlichen und des hl. römischen Reichs freyen Stadt Dortmund. Dortmund 1795.

A. Mallinckrodt, Preßfreiheit, Preußens Grundton. Dortmund 1817.

A. Mallinckrodt, Bemerkungen, Deutschlands Literatur und Buchhandel betr. Dortmund 1815.

E. Milberg, Die Moralischen Wochenschriften des 18. Jahrh. Meißen 1880.

J. Möser, Sämtliche Werke. Herausgegeben von L. R. Abeken. Berlin und Stettin 1842/43. 10 Bde.

J. Nordhoff, Denkwürdigkeiten aus dem Münsterischen Humanismus. Münster 1874.

Fr. Perthes Leben. Nach dessen handschriftlichen und mündlichen Mitteilungen aufgezeichnet von Clem. Theod. Perthes. I.—III. Bd. Gotha[6] 1872.

R. Prutz, Geschichte des Journalismus. Bd. 1. Hannover 1845.

Fr. Raßmann, Münsterländisches Schriftstellerlexikon Lingen 1814. (zitiert Raßmann.)

— Dasselbe I. Nachtrag. (zitiert Raßmann.) Lingen 1815.

— Dasselbe II. Nachtrag. (zitiert Raßmann II.) Münster 1818.

— Dasselbe III. Nachtrag. (zitiert Raßmann III.) Münster 1824.

— Dasselbe IV. Nachtrag. (zitiert Raßmann IV.)

E. Raßmann, Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts. Münster.

L. Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens. Oldenburg und Leipzig 1900/06. 3 Bde.

J. M. Schwager, Bemerkungen auf einer Reise durch Westphalen bis an und über den Rhein. Leipzig 1804.

Scotti, Sammlung der Gesetze und Verordnungen, welche in den ehemaligen Herzogtümern Jülich, Cleve und Berg über Gegenstände der Landeshoheit, Verfassung, Verwaltung und Rechtspflege ergangen sind. Düsseldorf 1821. 3 Bde. (zitiert Scotti.)

(Fr. Steinmann), Fr. Raßmanns Leben und Nachlaß. Münster 1833.

— Westfalens Oberpräsident Frhr. L. von Vincke, sein Leben und seine Zeit 1874—1844, vom Verfasser der Schrift „das Haus Rothschild, seine Geschichte und seine Geschäfte“: Lemgo und Detmold 1858.

Stephan, Geschichte der preußischen Post von ihrem Ursprung bis auf die Gegenwart. Berlin 1859.
Über Cleve. In Briefen an einen Freund aus den Jahren 1811 und 1814. Frankfurt a. M. 1822.
P. Fl. Weddigen, Handbuch der historisch-geographischen Literatur Westfalens. Dortmund 1801.
R. Zenker, Geschichte der Wiener Journalistik von den Anfängen bis zum Jahre 1848. Wien und Leipzig 1892. 2 Bde.

C. Zeitschriften (außer den im Texte selbst behandelten).

Allgemeine deutsche Bibliothek 1765—1791. 106 Bde. Berlin.
Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein. Köln 1855 ff.
Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. Leipzig 1879 ff. 9 Bde.
Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark. Dortmund 1886 ff.
Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen. Essen 1881 ff.
Blätter zur näheren Kunde Westfalens herausgegeben von J. Seibertz. Arnsberg 1862 u. ff.
Hermann, Zeitschrift von und für Westphalen. 1813—18 Hagen, 1826—30 Schwelm.
Der Sprecher oder der Rheinisch-Westph. Anzeiger. Dortmund 1823 ff.
Westphalia, Hamm 1825.
Westphalen und Rheinland. Herford 1822 ff.
Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins. Bonn und Elberfeld 1863—1895.
Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde. (zitiert Z. f. v. G. u. A.) Münster 1838 ff. 56 Bde.

Einleitung.

Im Jahre 1697 schrieb in Hamburg ein biederer Zeitungsleser, Kaspar Stieler, ein eifriges Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft“, „von Zeitungs=Lust und Nutz“ ein eigenes Buch zum Lobe der Presse und endigte die Vorrede zu seinem Panegyrikus mit den bedeutungsvollen, ja fast prophetischen Worten:

„Wir ehrlichen Leute, die wir itzt in der Welt leben, müssen auch die jetzige Welt erkennen, und hilft uns weder Alexander, Cäsar noch Mahomet nichts, wenn wir klug sein wollen.

Will aber wer klug sein und werden, wo er anders in der Staats= Handels= oder bürgerlichen Gesellschaft leben will, so muß er Zeitungen wissen, er muß sie stets lesen, erwägen, merken und einen Verstand haben, wie er mit denenselben umgehen soll. Und ich bezeuge hiermit vor Gott und der Welt, daß, wer die Zeitungen nicht weyß (wenn anders er ein Politikus sein will), nicht geschickt sei, noch geschickt werden könne, sich in Welt und Staats=Sachen einzulassen.“ [1])

Wohl mögen damals manche gelehrte Herren die gepuderten Köpfe geschüttelt haben über die Worte des Hamburger Zeitungslesers und Lobredners, wohl mögen sie mit Verachtung auf die kleinen Blätter geblickt haben, die der eine Tag schafft, und der folgende wieder vernichtet, doch die Nachwelt hat Stielers Urteil bestätigt. Mächtige Herrscher, bedeutende Staatsmänner und berühmte Gelehrte neuerer wie neuester Zeit haben die gewaltige Macht der Presse anerkannt. So nannte noch auf dem glänzenden internationalen Preßkongreß in Wien (1904) der österreichische Ministerpräsident von Körber die Presse „den größten Welteroberer und den mächtigsten Weltbeherrscher, den erfolgreichsten Lehrer für jedermann“,[2]) und selbst der erste Kanzler des deutschen Reiches, obwohl er im allgemeinen der Presse nicht besonders gewogen

---

[1]) (Stieler) Zeitungs=Lust und Nutz von dem Spaten (Hamburg 1697, Vorwort.) Vgl. auch Salomon, Geschichte des Deutschen Zeitungswesens, Bd. I, 82, Oldenburg und Leipzig 1900.

[2]) „Der Türmer“, Jahrg. 1904, S. 249, Stuttgart 1902.

war, meinte einmal: „Ich kann aus einem tüchtigen Redakteur leichter einen Staatssekretär des Äußeren oder Inneren machen, als aus einem Dutzend Geheimräten einen gewandten leitenden Redakteur." [1]) Auch mehrere Literarhistoriker unserer Tage weisen auf den weitgehenden Einfluß der Zeitungen auf das literarische Leben der Nation hin, betonen aber auch zugleich, daß es eines langen, mühseligen Ringens bedurfte, bis die Zeitungen sich die gebührende Anerkennung verschafften; „den Klassikern wie den Romantikern galten sie noch vielfach als Hauptförderer des Dilettantismus, und ganz langsam erst sind sie die natürlichen Vermittler zwischen den Anspruchsvollen und den Anspruchslosesten geworden." [2]) Wie es nun eine Reihe von Jahren währte, bis die Presse sich die heutige Machtstellung eroberte, so wurde auch die Geschichte des Journalismus gerade in Deutschland bis in die neuere Zeit sehr stiefmütterlich behandelt, eine Tatsache, die um so auffallender erscheint, als Deutschland als das Geburtsland, wie des Buchdrucks, so auch der Zeitung gilt, und dort Männer, die auf das Geistesleben der Nation den größten Einfluß ausgeübt, entweder mit journalistischen Arbeiten begonnen, oder doch längere oder kürzere Zeit ihre Kräfte in den Dienst der Presse gestellt haben. [3])

Zwar wurden schon seit dem 18. Jahrhundert schüchterne Versuche gemacht, der historischen Vergangenheit der Zeitungen nachzuspüren, hin und wieder kam es auch zu einem dürftigen Artikel über Intelligenzblätter u. dgl., besonders die Jungdeutschen, allen voran Börne, waren es, die mit ätzendem Sarkasmus die jämmerlichen Zustände der damaligen „Oberpostamtszeitungen" mit ihrem Zwang und ihrer Zensur beleuchteten; doch den Plan, das ganze umfassende Gebiet des Journalismus in einer großangelegten historischen Untersuchung zur Darstellung zu bringen,

---

[1]) Vgl. Löbl, Kultur und Presse, 188, Leipzig 1903.

[2]) R. M. Meyer, Die deutsche Literatur des Neunzehnten Jahrhunderts. S. 19, Berlin³ 1906.

[3]) Von bekannteren Journalisten, wie Görres, Schlözer und anderen ganz abgesehen, seien erwähnt Hamann, W. Hauff, Uhland, Gregorovius, der Philosoph Hegel (der 1807/8 die „Bamberger Zeitung" redigierte), u. a. Löbl a. a. O. 212. Frankreich und England besitzen schon seit längerer Zeit umfassende Darstellungen ihrer Journalistik, so Frankreich in den Werken Hatin's „Bibliographie historique et critique de la presse periodique française". (Paris 1866), Histoire politique et littéraire de la presse en France (Paris 1859—61 in 8 Vol.) Von den englischen Werken sei nur Andrews, The history of British journalism., 2. Bd. London 1859 genannt.

unternahm erst Robert Prutz in seiner noch heute brauchbaren „Geschichte des Journalismus". (1. Teil. Hannover 1845.)

Leider ist das vielversprechende Werk nicht über den ersten Band hinausgekommen. Mehr als ein halbes Jahrhundert verstrich, ehe L. Salomon den ersten Band einer „Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Reiches" erscheinen ließ. (1900 Oldenburg.) Mit diesem Werke, von dem 1903 der zweite und 1906 der dritte und letzte Band herauskam, das von bedeutenden Preßorganen recht günstig beurteilt wurde, ist nur dem dringendsten Bedürfnis auf dem Gebiete der Zeitungsgeschichte abgeholfen, doch bleibt noch ein gutes Stück Arbeit zu leisten, denn erschöpfend ist die Darstellung Salomons bei weitem nicht. Sie sollte es auch, nach dem Plane des Verfassers, gar nicht sein, der vor allem „ein lesbares Buch schreiben wollte", und eine Monographie der deutschen Presse, wie sie Hatin für Frankreich geliefert hat, bleibt der Zukunft vorbehalten, wird auch wohl noch etwas auf sich warten lassen; denn die Schwierigkeiten, die der Ausführung eines solchen Unternehmens lange entgegenstanden und teilweise noch entgegenstehen, sind nicht unbedeutend, was auch von Prutz und Salomon nachdrücklich hervorgehoben worden ist. Vor allem fehlte es für eine solche Arbeit lange an dem nötigen Interesse. Auch dem Journalisten flicht die Nachwelt meist keine Kränze, und nur ganz wenige haben es vermocht mit ehernem Griffel ihren Namen in die Annalen der Menschheit einzugraben. „Wie es einst für die politische Geschichtsschreibung nur Könige und Feldherren, Große und Vornehme gab, die Kulturzustände des niederen Volkes, der großen Masse, aber einer historischen Würdigung meist nicht für wert erachtet wurden, so verfuhr man auch in der Literaturgeschichte"; „auch hier", so meint Prutz,[1]) „hatte man anfangs nur einzelne Könige des Geistes proklamiert, Werke, denen die vorübergehende Mode oder der Grad des augenblicklichen ästhetischen Interesses eine Stelle in den Besprechungen gönnte. Nur den Sternen erster Größe wurde die Ehre einer ausführlichen Besprechung zu teil; die übrigen dagegen, die etwa unbeschadet ihrer historischen Bedeutsamkeit geringe ästhetische Ausbeute lieferten, wurden als dii minorum gentium mit Stillschweigen übergangen, oder höchstens nannte man Titel und Namen der Schriften. Mit einem Worte: man verfuhr ebenso exklusiv in der Literaturgeschichte

[1]) Prutz, Geschichte des Journalismus I, 4 ff.

wie ehemals in der politischen, man verwechselte das ästhetische Interesse mit dem historischen und schrieb Literaturgeschichte nicht vom Standpunkt des Geistes, sondern des Schöngeistes."

So lange diese Ansicht die herrschende war, konnte auch von einer Würdigung der Zeitungen keine Rede sein, die ja zur damaligen Zeit oft nur in ungeglätteter und urwüchsiger Sprache der neugierigen Menge Neuigkeiten auftischten und daher meist ästhetisch wertlose Erzeugnisse darstellten.

Erst seitdem durch die Arbeiten von Gervinus [1]) und Schlosser die Literaturgeschichte in engere Beziehung zu den historischen Wissenschaften gebracht ist, seitdem wir wissen, „daß auch hier der Weg der Erkenntnis nicht bloß von Gipfel zu Gipfel geht, sondern auch die unscheinbaren Täler, die ermüdenden Ebenen durchwandert werden müssen, weil auch sie dem Gebiet des Geistes und der Geschichte angehören", [2]) ist eine Änderung zum Besseren eingetreten.

Seit den fünfziger Jahren beginnt man das bis dahin so vernachlässigte Feld emsiger zu bebauen. Bedeutende Preßorgane schreiben bei Gelegenheit ihres Jubiläums ihre eigene Geschichte, [3]) und auch die Gelehrten, denen früher vielfach eine Beschäftigung mit der Presse für unwissenschaftlich galt, wenden dem Gebiet nun größere Aufmerksamkeit zu. [4]) Ja, seit 1895 hat sogar die Journalistik akademisches Bürgerrecht erhalten, denn auf verschiedenen Hochschulen tragen Professoren über Theorie und Praxis des Journalismus vor. [5]) Und das mit Recht!

---

[1]) Vergleiche Gervinus' Einleitung zu seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" 1. Bd., 13. „Wer eine Geschichte der Dichtung schreiben will, darf, wie Grimm verlangt hat, seiner Forschung kein Ziel setzen; er muß Gutes und Schlechtes gleichmäßig seiner Betrachtung unterwerfen."

[2]) Prutz a. a. O. Seite 5.

[3]) Vgl. z. B. die „Geschichte der Frankfurter Zeitung. 1856—1906." Herausgegeben vom Verlag der Frankfurter Zeitung Frankf. a. M. 1906, ein Monumentalwerk von über 900 Folioseiten).

[4]) Vgl. die interessante Würdigung der Zeitschriften vom Standpunkt der Psychologie bei M. Dessoir, Geschichte der neueren deutschen Psychologie, I, 146 ff. (Berlin² 1902).

[5]) Im Jahre 1895 machte die Universität Heidelberg den ersten, kühnen Versuch, dieses Fach zu lehren. Das Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester 1905/06 enthielt eine Reihe von Vorlesungen über Journalismus. In Heidelberg trug Prof. Ad. Koch über „Geschichte, Wesen und Bedeutung der öffentlichen Meinung, der Presse und des Journalismus in Deutschland" vor.

Denn die Geschichte der Journalistik ist ein wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte; ist ja doch die Zeitung nach Schopenhauer „der Sekundenzeiger der Geschichte“.

Wenn auch so, dank den veränderten Zeitanschauungen, dies Hindernis beseitigt ist, so bleiben dem Geschichtsschreiber der Journalistik weit größere auch heute noch zu überwinden. Vor allem sei hier erwähnt die schwierige Herbeischaffung des Materials. In den meisten unserer Bibliotheken sind die Journale, wenn sie nicht ausgesprochen gelehrten Charakter trugen, sehr stiefmütterlich behandelt worden.[1]) Es ist in den meisten Fällen unmöglich, vollständige Jahrgänge von Zeitschriften aus älterer Zeit aufzutreiben, ja oft nur eine Nummer ausfindig zu machen. Es muß sich die Forschung daher zunächst auf ein enger abgegrenztes Gebiet beschränken und erst, wenn solche Spezialuntersuchungen aus allen deutschen Gauen vorliegen, wird eine einigermaßen erschöpfende Geschichte der deutschen Presse zustande kommen.

Von diesem Gedanken ausgehend, hat der Verfasser der nachfolgenden Abhandlung den Versuch unternommen, den Anteil Westfalens am deutschen Journalismus zu untersuchen, d. h. Westfalens im weiteren Sinne genommen, nicht nur der heutigen Provinz Westfalen.

An einer umfassenden Darstellung der Geschichte der periodischen Literatur dieses Gebietes fehlt es ganz und gar. Zum Glück ist der den Westfalen angeborene Sinn für historische Forschung, wenn auch leider nur in beschränktem Maße, auch dem Zeitungswesen zu gute gekommen, und so haben sich denn spärliche Notizen, meist in den Zeitungen selbst, über das und jenes Blatt in unsere Tage hinüber gerettet. Diese Hinweise sind bei all ihrer Dürftigkeit von großem

---

Er hielt auch praktische Uebungen zur Einführung in die Journalistik ab. In Greifswald las Prof. von Wenckstern zum erstenmale über Presse und Journalismus, an der Danziger Technischen Hochschule kündigte Prof. Thieß und an der Handelshochschule in Köln Dozent Brunshuber Vorlesungen über Zeitungswesen an. An der Universität in Zürich hat der Dozent Dr. Wettstein, der sich unlängst dort als Privatdozent für Journalistik niedergelassen hatte, einen amtlichen Lehrauftrag für dieses Fach erhalten, sodaß die Journalistik in Zürich nun auch Gegenstand der Doktorprüfung sein kann. In Berlin besteht sogar eine Journalistenhochschule, geleitet von Richard Wrede (ehemals Herausgeber der „Kritik“).

[1]) Hoffbauer erzählt in seiner Geschichte der Universität Halle (1805 S. 483, Anm.), daß dort die Anschaffung von Journalen ausdrücklich gewissen Beschränkungen unterworfen war.

Werte, da, wie leicht erklärlich, der größte Teil des nur für den Tag bestimmten Zeitungsmaterials verloren oder in Privathänden d. h. unauffindbar ist. Die vorhandenen Arbeiten über die Geschichte der westfälischen Presse erweisen sich mit wenigen Ausnahmen als so dürftig und unzuverlässig, daß sie fast nur verwirren konnten.[1]) Wirklich wertvolles Material dagegen lieferten nur einige Spezialuntersuchungen über die Tagespresse einzelner größerer Städte Westfalens, so ein Aufsatz über die Anfänge der Tagespresse in Dortmund, den der unter dem Namen „roter Becker" weithin bekannte preußische Politiker und Oberbürgermeister von Dortmund und Köln 1869 für den „Dortmunder Anzeiger" schrieb.[2]) Diese vortreffliche Arbeit bot manche willkommene Hinweise und konnte der Darstellung einiger Organe zu Grunde gelegt werden.

Eine konzentrierte, knappe und einheitliche Behandlung der journalistischen Verhältnissen wird gerade für Westfalen unmöglich gemacht durch die zeitweilige staatliche Zerrissenheit dieses Gebietes. Welch eine bunte Musterkarte von Staaten und Duodezstaaten der verschiedensten Regierungsformen stellte nicht Westfalen im weitesten Sinne dar! und wie oft haben die einzelnen Landesteile im Laufe der Jahrhunderte ihre Herren ge-

---

[1]) Wie vorsichtig man bei der Benutzung mancher dieser Arbeiten zu Werke gehen muß, möge nur ein drastisches Beispiel zeigen. In der Zeitschrift f. v. G. u. A. (Bd. 42. II, S. 164/5) schreibt Nordhoff: Rietberg. Nach einem alten Verzeichnisse (im Kgl. Staatsarchiv zu Münster, Repert. 151. 22. Nr. 144.) existierte ein Hochfürstlich-Kaunitz-Rietbergsche (!) Journal" 1793, 1794, 1795. Da ich keine nähere Beschreibung geschweige denn ein Exemplar besitze, so bleibt man hinsichtlich des Druckers und Druckortes auf die Vermutung angewiesen, daß der letztere Rietberg sei, und falls sich die Vermutung bestätigt, mag die dortige Presse kaum mit anderen Artikeln befaßt worden sein, weil mir solche in Verzeichnissen und Katalogen niemals vorgekommen sind." Da es höchst auffallend erschien, einmal daß in einer so kleinen Stadt wie Rietberg (1895 hatte es 1832 Einwohner nach Meyers Konv.-Lex.) ein Journal erschienen sein soll, wo bedeutend größere Orte in Westfalen damals ohne jede Zeitung waren, dann auch, daß eine Presse eingerichtet gewesen sein sollte nur für den Druck einer Zeitung, so prüfte ich die Angabe auf dem Kgl. Archiv nach und fand, daß das „Hochfürstlich Kaunitz-Rietbergsche Journal" zwar existierte, aber ein „Landkassenjournal" war.

[2]) Herm. Heinr. Becker, „Die Anfänge der Tagespresse in Dortmund," wieder abgedruckt in den Beiträgen zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark. Bd. XI. S. 89—157. (Dortmund 1902.)

wechselt! Wenn aber auf einem Gebiete das Wort: „Wes Brot ich eß, des Lied ich sing," von Bedeutung ist, dann sicher auf dem hier in betracht kommenden, war ja doch der Text des Liedes meist den Untertanen von dem jeweiligen Herrscher diktiert.[1])

Die vorliegende Arbeit macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch, da sie nur das Material benützte, das von Münster aus zugänglich war, sie will nur einen bescheidenen Beitrag zu dem bisher so wenig berücksichtigten Gebiete des westfälischen Journalismus bieten und zu weiteren Forschungen anregen. Neben den Zeitungen und Zeitschriften sollen auch die andern periodisch erscheinenden literarischen Erzeugnisse (Kalender und Musenalmanache) kurz berücksichtigt werden. Weil ein Teil der zu behandelnden Organe sehr selten und in den verschiedensten Bibliotheken versprengt ist, so schien es geraten, häufiger Proben aus dem Inhalte mitzuteilen, die Zeitschriften selbst sprechen zu lassen, weil dadurch auch zugleich das Bild lebenswahrer vor das Auge des Lesers tritt als durch kritisierende Betrachtung und pragmatische Darstellung.

Die Fülle des Stoffes macht eine Teilung desselben notwendig. Die vorliegende Arbeit soll die Zeitungen und Zeitschriften von den ersten Anfängen bis zum Jahre 1813 behandeln. Gerade dieses Jahr bildet einen Wendepunkt nicht nur in der politischen Geschichte Westfalens, indem es die Befreiung vom Joche der Franzosen und die Neubegründung der preußischen Herrschaft brachte, es ist auch für die Geschichte der Journalistik bedeutungsvoll. Ein zweiter Teil, der später folgen soll, wird die Darstellung des Zeitungswesens der preußischen Provinz Westfalen bis zum Jahre 1848 enthalten. Das Material häufte sich im Laufe der Untersuchung so gewaltig, daß es im Interesse der Darstellung angebracht erschien, manches nur kurz zu streifen und für Spezialuntersuchungen zurückzustellen; so sollen z. B. die genauen bibliographischen Angaben über die einzelnen Blätter später in einem eigenen Anhang gegeben werden, weil dadurch die Arbeit, die sich die Aufgabe stellt, weitere Kreise auf das interessante Gebiet der westfälischen Zeitungsgeschichte aufmerksam zu machen und so zum Sammeln des vielleicht noch versprengten Materials zu veranlassen, zu sehr belastet würde.

---

[1]) Ein anschauliches Bild von der staatlichen Zersplitterung Westfalens im 18. Jahrh. gibt L. Berger, Der alte Harkort. S. 23.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, allen denen, die zu dem Zustandekommen vorliegender Untersuchung beigetragen haben, hier meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen, vor allen meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. Schwering, der mich auf diesen dankbaren Stoff aufmerksam machte und mir auch während der Arbeit stets mit Rat und Tat zur Seite stand, sodann den Beamten des Königlichen Staatsarchivs zu Münster, insbesondere Herrn Geheimrat Professor Dr. Philippi, sowie Herrn Archivrat Dr. Krumbholtz, dem Bibliothekar des Altertumsvereins, Herrn Dr. Bömer in Münster und Herrn Prof. Dr. Hesselbarth in Lippstadt, sowie der Verwaltung der Auskunftsstelle deutscher Bibliotheken in Berlin.

Besonderen Dank schulde ich auch Herrn Wilhelm Grevel in Düsseldorf, der seit mehr denn dreißig Jahren mit unermüdlichem Eifer die westfälischen Periodica gesammelt hat und mir nicht nur sein reiches Material in zuvorkommendster Weise zur Verfügung stellte, sondern mich auch mehrfach durch seinen sachkundigen Rat förderte. Ferner bin ich sehr verpflichtet dem Mitbesitzer der Aschendorffschen Buchdruckerei in Münster, Herrn Anton Hüffer, der mir in liebenswürdigem Entgegenkommen das gesamte, wertvolle Aktenmaterial der Aschendorffschen Buchdruckerei, die seltenen Jahrgänge des Münsterischen Intelligenzblattes und andere gedruckte und ungedruckte Quellen zur Zeitungsgeschichte zu freier Benutzung überließ.

I. Abschnitt.

Die Grundlagen der westfälischen Journalistik.

Mit Recht richtet die wissenschaftliche Kritik an den Forscher, der es unternimmt, das literarische Leben eines größeren oder kleineren Gebietes zu schildern, die Forderung, daß er sich nicht darauf beschränke, die einzelnen Geistesprodukte einfach aufzuzeigen und ästhetisch zu bewerten, sie verlangt vielmehr, daß er auch die kulturellen Verhältnisse des betreffenden Landes stets berücksichtige.

Das Gleiche kann sie noch in erheblich größerem Umfange von dem Geschichtsschreiber der Journalistik erwarten, denn hier sind die Fäden, die sich zwischen Literatur und Kultur spannen, weit zahlreicher und verwickelter. Wenn Robert Prutz Recht hat mit seiner Behauptung, daß die Zeitung für ein Land das darstellt, was Memoiren und Tagebücher für den einzelnen sind, so ist es nicht minder wahr, daß die kulturellen Verhältnisse auf die Ausgestaltung des Zeitungswesens einen bestimmenden Einfluß ausüben, eine Tatsache, die durch die Geschichte der Journalistik stets bestätigt wird. Wie die Pflanze eines geeigneten Bodens, so bedarf auch die Zeitung zu einem gedeihlichen Wachstum stets eines schon vorhandenen Kulturuntergrundes. Sogar in dem Kindesalter der Journalistik, solange die Zeitung sich darauf beschränkte, die Neugier der Menge durch ihre Berichte zu befriedigen, mußte ihr Leserkreis wenigstens schon über die elementare Kenntnis des Lesens hinaus sein weit höhere Anforderungen stellte sie natürlich, als sie dazu überging, die gemeldeten Tatsachen einer Kritik zu unterwerfen. Das Gedeihen wissenschaftlicher Zeitschriften aber setzt, wie Roscher hervorhebt, schon einen nicht allzu engen Kreis von gebildeten Fachmännern voraus, die die Redaktion mit Aufsätzen unterstützen können, und auf Seite des Publikums eine genügende Menge von Lesern, die hinreichend gebildet sind,

um eine gelehrte Zeitschrift zu verstehen, und zugleich wohlhabend genug sind, sie zu bezahlen. „Man darf sich ja die Rolle dieses Leserkreises nicht zu passiv vorstellen. Er hat gegenüber der Redaktion und deren Mitarbeitern gerade ebensoviel zu bedeuten, wie der Chor im griechischen Drama gegenüber dem Schauspieler, oder wie die öffentliche Meinung gegenüber den Parteien des Landtages." [1]) Die Zeitung ist weit mehr als jede andere literarische Erscheinung abhängig von dem allgemeinen Bildungsstande eines Volkes. Wie leicht erklärlich, üben auch günstige oder ungünstige Verhältnisse des Buchdrucks und Buchhandels Einfluß auf das Zeitungswesen. Die Zeitung ist aber auch eine Verkehrseinrichtung und als solche an die Entwickelung des Verkehrslebens gebunden. Wo kein Verkehr, da auch keine Zeitung. Dies zeigt sich besonders in der Geschichte ihrer Entstehung.

Aus all den angeführten Gründen, die sich noch beträchtlich vermehren ließen, [2]) scheint es angebracht, bevor wir in den westfälischen Zeitungswald selbst eintreten, eine Skizze der kulturellen Zustände Westfalens vorauszuschicken, soweit sie für die Ausgestaltung des Journalismus in Betracht kommen, gleichsam den Boden zu beschreiben, damit man nicht enttäuscht ist, dort, wo man vielleicht Hochwald erwartet hatte, nur Heide anzutreffen. Es soll daher im folgenden eine kurze Darstellung des literarischen Bildungsgrades Westfalens im 18. Jahrhundert gegeben werden, wobei besonders Buchdruck und Buchhandel als die Lebensbedingungen der Journalistik, sowie auch die Zensurverhältnisse berücksichtigt werden. Weil aber die Zeitung auch vom Verkehrswesen abhängig ist, sollen auch die Postverhältnisse Westfalens eine kurze Besprechung erfahren. Wir glauben um so weniger dadurch von dem eigentlichen Gegenstande unserer Darstellung, der Geschichte der periodischen Literatur Westfalens, abzuweichen, als wir das Material für die folgenden Ausführungen zum größten Teile den westfälischen Zeitschriften selbst entnehmen, dadurch der später folgenden Charakterisierung der Blätter vorarbeiten und zugleich zeigen, wie so manches kulturhistorisch sehr Interessante sich in den vergilbten, heute oft gänzlich vergessenen Blättern findet.

---

[1]) Roscher, Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland, S. 430 (München 1874).

[2]) Näheres in den zahlreichen Werken über die Presse als Bildungsfaktor oder Kulturmacht. Vgl. z. B. Wuttke, die deutschen Zeitschriften und die Entstehung der öffentlichen Meinung (Leipzig[3]. 1875), das vortreffliche Werk von E. Löbl, Kultur und Presse (Leipzig 1903), u. a.

1. Bildung und Verkehr.

„Vatum terra altrix tantorum Westphala gaude,
Lumine te dextro docta Thalia videt“,

so sang einst Alexander Hegius begeistert zum Lobe der roten Erde, und ein anderer Panegyrikus rühmte: „quamquam Westphaliae Academia defuit, Academiis Westphali nunquam defuerunt“.[1])

Und das mit Recht, denn an dem Hofe der Edelherrn von Lippe ertönten des Minnesängers Lieder, und unter den ersten Humanisten findet sich der Name eines Westfalen, Rudolfs von Langen, Kanonikus in Münster. Es war jene glänzendste Epoche in der Geschichte Westfalens, da seine Städte unter dem Banner der großen deutschen Hansa Reichtum und reges Leben in ihren Mauern sahen, wo die meisten Mitglieder des Hansabundes waren,[2]) und Städte wie Dortmund und Soest, obwohl sie im Binnenlande lagen, ihre Handelsflotten hinaussandten in ferne Meere, wo ein Dortmunder Aldermann einen der vier Schlüssel der in der Marienkirche zu Wisby auf Gotland aufgestellten Geldlade „des gemeinen Deutschen aus allen Städten“ verwahrte, wo westfälische Waren bis Nowgorod und Bergen gingen, Dortmunder Bürger Memel und Dorpat gründeten, und der König von England ihnen seine Krone verpfänden mußte (1340).[3]) Doch nur allzubald erreichte diese Herrlichkeit ein Ende; nach dem Untergang des Hansabundes verfiel der Handel und damit auch die Städte Westfalens selbst immer mehr. Reichtum und Einwohnerzahl gingen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zurück, ja, dieser Niedergang wurde beschleunigt durch die heillosen Kriegswirren, die West-

[1]) Blätter zur näheren Kunde Westfalens (Arnsberg 1862), Nr. 10. S. 72. Zur Würdigung des Landes und Volkes in Westfalen (S. 66—72). Über die „Westphalia docta“ vergl. Zeitschr. f. v. G. u. A., Bd. 21, S. 231 ff. und 280 ff. Vergl. auch J. Schwering, Friedr. Wilh. Weber, Sein Leben und seine Werke (Paderb. 1900) und L. Berger, Der alte Harkort: Die Grafschaft Mark im Ausgange des 18. Jahrh. (S. 22—72). Über westfälische Studenten an fremden Hochschulen vergl. Heräus, Studierende aus der Grafschaft Mark und der Stadt Dortmund auf deutschen und ausländischen Hochschulen 1294—1650 im Jahrb. des Vereins für Orts- und Heimatskunde der Grafschaft Mark. 1893.

[2]) Außer Dortmund und Soest gehörten zur Hansa von westfälischen Städten Coesfeld, Duisburg, Hamm, Herford, Höxter, Lemgo, Lippstadt, Minden, Osnabrück, Paderborn u. a.

[3]) L. Berger, der alte Harkort 66—68, Jakobi, Westfalen sonst und jetzt. Blätter z. näheren Kunde Westfalens. 1863, Nr. 3, S. 18—28.

falen jahrhundertelang heimsuchten. Wohl wurden in Münster, im Herzen des westfälischen Landes, zum erstenmale die Friedensglocken geläutet nach einem dreißigjährigen Sengen und Brennen, doch gerade Westfalen sollte die Segnungen des Friedens sobald nicht dauernd genießen können. Völlig erschöpft durch die nicht enden wollenden Kriegssteuern und Plünderungen gingen die westfälischen Städte aus dem dreißigjährigen Kriegselende hervor.[1]) Nicht genug, daß die Kriegsfurie Tausenden Tod und Verderben brachte, die Blüte der Städte vernichtete, auch Seuchen rafften viele dahin, und Brände zerstörten das Wenige, was man aus dem Rauben und Plündern der Soldateska gerettet hatte.[2]) Kein Wunder, daß im 17. und 18. Jahrhunderte die einst so blühenden Städte ein Bild des Jammers darboten, die kaum den Namen Stadt verdienten und meist nur elenden Dörfern glichen, die man sich nicht klein genug vorstellen kann. Noch im Jahre 1755 schrieb der „Westphälische Beobachter": „Unsere meisten Städte sind nicht sonderlich groß, oder nicht übrig volkreich. Es sind mehrenteils Landstädte, welche sich von dem Ackerbau oder Viehzucht erhalten, und sind also gegen diejenigen, in denen der Handel blühet, oder hohe Landeskollegien sind, weniger lebhaft und an abwechselnden Vorfällen fruchtbar".[3]) Stille, verlassene Fußpfade anstatt der einst von Rossen und Warenzügen belebten Straßen, kleinbürgerliche Verhältnisse anstatt der einstigen Macht.[4]) Die Geschichte

---

[1]) Um nur ein Beispiel anzuführen, wie die Städte zu leiden hatten, sei an Herford erinnert. 1636 mußte diese Stadt an die Schweden 100000 Brote, 200 Tonnen Bier, 8000 Tlr. gleich und monatlich 1000 Tlr. liefern. Mit Eintritt der rauheren Jahreszeit verlangten die Kaiserlichen von der Stadt Winterquartiere, sie wurden in ähnlicher Weise wie die Schweden durch Zahlung einer monatlichen Kontribution von 500 bis 1000 Tlr. abgefunden. Natürlich mußten unter solchen Verhältnissen, die noch lange fortdauerten, die Hilfsmittel einer Stadt erschöpft und der Wohlstand der Bürger untergraben werden. Rose, Gesch. d. Stadt Herford, Westf. Provinzialblätter, IV. Bd., Heft 1, S. 130, und Kretzschmar, Zur Geschichte Herfords im 30jähr. Kriege, Zeitschr. f. v. G. u. A. Bd. 58 I, S. 1—29.

[2]) In dem Raubkriege Ludwigs XIV. brandschatzten die Franzosen Lippstadt, so daß viele auswanderten und kaum 400 Bürger in der Stadt blieben. (Ladwig 14). Vergl. auch einen Aufsatz von W. Overbeck im Lipp. Intelligbl. 1783, Nr. 36—39, „Kriegsschäden der Stadt Lemgo im 30jährigen Kriege".

[3]) Westph. Beobachter 1755. 3 Stück. 18.

[4]) Cleve war mit 5000 Einwohnern nach dem siebenjährigen Kriege lange Zeit die bedeutendste Stadt in westfälischen Landen. Es folgten Wesel

der Völker bestätigt es aber auf mehr als einem Blatte, daß der Niedergang des materiellen Wohlstandes meist ein Sinken der geistigen Kultur zur Folge hat. Auch in Westfalen sehen wir diese Wahrheit bestätigt. Nur allzubald verstummten die frohen Klänge der Minne, die gelehrten Werke versanken im Staube der Bibliotheken, und mit dem äußeren Verfall ging der innere Hand in Hand. Still wurde es in den Gauen der roten Erde in literarischer Hinsicht, recht still, wie in einer Totenstadt. Hatten früher zahlreiche Gelehrte den Namen ihrer Heimat auch in der Ferne zur Geltung gebracht, so wurde das bald anders. Westfalen, einst hoch gepriesen, wurde verdammt, in der Literaturgeschichte die Rolle eines modernen Böotien zu spielen. Lipsius, der das Unglück hatte, auf einem elenden Dorfe in dem jetzt oldenburgischen Teile Westfalens einzuregnen, eröffnete als einer der ersten die schier endlose Reihe der Spötter auf das Land der Schinken und des Pumpernickels.[1]) Als nun gar erst Voltaire auf einer Reise durch Westfalen wohl wegen seiner Häßlichkeit als der Leibaffe des Königs angestaunt und verhöhnt wurde und nun die Lauge seines giftigen Spottes über Land und Leute ergoß, als er in seiner „Candide" den westfälischen Baron „Tunder-ten-Tronkh, dessen Schloß Türen und auch Fenster hat", in die Modeliteratur des 18. Jahr-

---

mit 4439, Iserlohn und Minden mit gegen 4000, Soest 3963, Bielefeld mit 3130, Duisburg 2645, Herford mit 2635, Bochum mit 1470, Lippstadt mit 2660 (Becker 101), Brilon, einst eine Stadt von 11 000 Einwohnern mit 1400 Häusern, kam erst im 19. Jahrh. wieder auf 3000 Einwohner mit 400 Häusern. (Wiegand, Archiv III, 34). Von Lemgo heißt es in Weddigens Magazin (Bd. III, 29: „Lemgo ist von der Größe einer Hansastadt zu einem eingemauerten Dorfe herabgesunken, in dessen Wällen und Ringmauern Wiesen und Felder liegen. 1788 zählte die Stadt 3050 Einwohner, 10 000 könnten dort leben."

Entsprechend waren auch die gewerblichen Zustände.

„Der Landmann lebt so vor sich weg, der Handwerker hat wenig Arbeit, die Märkte sind schlecht, man siehet nichts als die elendeste rote Münze und die, welche sich noch am besten stehen, sind Kornhändler, Fleischer, Bäcker, Brauer und Branntweinbrenner," so klagt der „Westph. Beobachter" (28. St., S. 233). Im Jahre 1798 machte der Magistrat von Herford in der „Lippstädtischen Zeitung" (Nr. 143, Beilage) bekannt: „In hiesiger Stadt fehlet noch ein geschickter Hutmacher. Es wird daher ein solcher eingeladen, sich hierselbst zu etabliren."

[1]) Über Lipsius und die Verteidigung Westfalens durch Hamelmann vergl. Weddigen, Westf. Nationalkalender für 1800 (273—294), ferner Ersch und Gruber, 2. Sekt. (2), S. 8. Zahlreiche interessante Urteile über Westfalen sind zusammengestellt bei Jostes, Westfälisches Trachtenbuch, S. 111—120.

hunderts einführte,[1]) da „galt es fast als eine Schande, aus Westfalen zu stammen".[2]) Wie weit die allgemeine Verachtung verbreitet war, zeigt die Antwort Friedrichs des Großen auf das Gesuch eines Westfalen um eine Stelle: „Nein, er kann sie nicht haben, denn die Westfalen haben gar kein Genie."[3]) Selbst ein doch ganz unparteiischer Mann wie Herder schreibt: „Ich habe auf unserer Reise (1783) fast ganz Westfalen gesehen und gewiß, wenn Gott seinen göttlichen Hauch den Menschen verlieh, so muß diese Nation wenig davon bekommen haben, daß man wohl fragen möchte, ob diese Menschen denkende Menschen sind oder nicht".[4]) In den meisten Reisebeschreibungen und in geographischen Werken wurde Westfalen meist so geschildert, daß man „es eher zwischen dem Amadis und Camtschatka, als zwischen Rhein und Weser suchen sollte".[5])

Das Einzige, was man in Westfalen rühmenswert fand, waren die Schinken und Würste. So schreibt 1701 der Pfarrer Kayser aus Cleve in seinem „Parnassus Clivensis", man finde in Westfalen gewöhnlich vier Säue im Zimmer, eine Sau über der Tafel, einige Seiten Specks an den Balken, eine Sau auf der Tafel — Schinken und Würste, eine Sau an der Tafel — eine schmutzige Wirtin — und endlich eine Sau unter der Tafel, „ein und anderes westphälisches Renntier, welches aus

---

[1]) Vergl. Weddigen, Magazin für Westfalen (II. 246). Ein ausführlicheres Urteil Voltaires über Westfalen s. bei Jostes, a. a. O. S. 117.

[2]) und [3]) Kreyssig, Justus Möser, 3 und Schlözer. Staatsanzeigen, Heft 11, S. 355.

[4]) Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität, 2. Sammlung, Riga 1793. Vergl. Niesert, Beiträge zu einer Münsterischen Buchdruckergeschichte, Vorrede 4.

[5]) Westph. Brockenkorb 1783. I. S. 20, wo auch ein Urteil aus Lediards (Verfasser der Naval history of England) „Reisen durch Westphalen und Niedersachsen" (deutsch Lemgo 1764) angeführt ist. Es wird ein Nachtquartier in einem westphälischen Dorfe geschildert. „Als wir uns niederlegten, so widerkäueten die Kühe auf der einen Seite, und die Schweine grunzten auf der anderen. Ich schlief noch so erträglich wohl bis ein plötzliches Gezupfe mich meines Hauptkissens beraubte, worüber ich erwachte. Als ich meinen Arm ausstreckte, so war das erste, was ich ergriff, das Horn einer Kuh. Dieser kleine Grundriß kann ihnen überhaupt einen Begriff von dem ganzen Lande geben u. s. w." „Freilich," so fügt der Prediger Müller, der diese Stelle mitteilt, hinzu, „nach solchen Grundrissen kann der Begriff vom Lande eben nicht vorteilhaft ausfallen. Man wird aus folgendem sehen, wie schief der Verfasser alles vorgestellt hat." (Müller gibt dann eine genaue Beschreibung des westfälischen Bauernhauses). Vergl. auch Jostes, a. a. O. S. 62

dem Stall gelassen an Statt eines Schoßhündleins die Brocken aufsammelt, aber mannigmal die ganze Tafel über den Haufen wirft".[1]) Auch der Barde Kretschmann scheint von Westfalen nur die Schinken gekannt zu haben, wenn er von dem „Westphalen im siebenjährigen Kriege" singt:

„O Freiheit und o Vaterland
(Rief Harkow aus Westphalenland),
Was hilfts, daß ich entfernt von Weib und Kindern kriege
In Schlesien und in Böhmen siege,
Indeß der Franzmann froh in meiner Kammer ist
Und mir die Schinken alle frißt".[2])

Wohl fehlte es nie an Männern, die für die Verteidigung ihres geschmähten Vaterlandes in die Schranken traten. Gerade in den Zeitschriften erstanden dem Westfalenlande eifrige Verfechter, die ihre, wenn auch nur schwache Stimme erhoben, um ungerechte Vorwürfe zu widerlegen, oder ihre Landsleute aus ihrer Saumseligkeit aufzurütteln.[3]) Freilich schoß man auch wohl im Übereifer über das Ziel hinaus und malte die Zustände so schwarz in schwarz, daß die Verteidigung eher wie eine Anklage aussah und so ihren Zweck, dem Auslande mildere Begriffe vom

---

[1]) Parnassus Clivensis III, 150 f., wo auch eine Anekdote aus Harsdörffers „Großer Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichten" erzählt wird, von einem westfälischen Bauer, der sein Geld in einer Schweinsblase auf die Ban gelegt und es nachher im Bauche eines geschlachteten Schweins wiedergefunden habe, wozu Harsdörffer bemerkt: „Daß dies leicht geschehen könne, wird der glauben, welcher in Westphalen gewesen und gesehen, daß Stube und Stall dort nicht unterschieden seyn."

[2]) Kretschmann, sämtliche Werke, Bd. 2. 274. (Leipzig 1784). Vergl. auch, was Gleim in seinem „Siegesliede nach der Schlacht bei Roßbach" von dem Paderborner und „Münstermann" singt. Ferner auch H. Heine „Gespräch auf der Paderborner Heide" (Elster, Bd. I. 53 54.)

[3]) So z. B. der „Westphälische Brockenkorb" (1784). 6. Stück 495. „An Westphalens Söhne".

„Westphalens Söhne wacht doch endlich auch einmal
Aus eurem Schlummer auf, und lehrt das Erdental,
Das euch bisher verkennt, durch unverhoffte Proben,
An euch das Kraftgenie, mit stiller Ehrfurcht loben.
Seht, wie man überall jetzt auf Erfindung denkt,
Und ihr, ihr fühlt noch nicht, wie sehr der Vorwurf kränkt:
Westphalen könne nichts, nach längst erwogenen Gründen?
Als Pumpernickelbrod, und Schinkenrauch erfinden."

Westfalenlande beizubringen, völlig verfehlte. Mit Recht wies man darauf hin, daß die Tadler kein Verständnis bezeigten „für die Schätze altdeutscher Sitte, Familientugend und Tüchtigkeit, für die Überlieferungen starren, altdeutschen Rechtsgefühls, welche auf jenen einsamen Höfen, hinter jenen Hecken und Eichenkämpen eine Zuflucht fanden, als längst hüben und drüben fremde Bildungsmächte Sitte und Leben der Nachbarn verwandelt hatten".[1]) Doch durch die glühendsten Verteidigungsschriften klang es stets wie Wehmut darüber, daß die Musen die rote Erde so beharrlich mieden, während sie andere Gegenden Deutschlands bevölkerten, daß überhaupt, was die allgemeine literarische Bildung betraf, die Tadler nicht Unrecht hätten.[2]) Eine der interessantesten Schriften dieser Art ist ein Artikel des Predigers Schwager, der längere Jahre in Joellenbeck in der Grafschaft Ravensberg gewirkt hat.[3]) Schwager will hier den Beweis führen, daß die Westfalen eben so gut Anlage haben, „sich modeln und aufklären zu lassen wie jede andere Nation des heiligen römischen Reiches", und gibt zunächst eine kurze Charakteristik des Volkes und Landes der Westfalen. „Recht gesunde vierschrötige Leute mit noch nicht völlig aus-

---

[1]) Kreyssig a. a. O. 3.

[2]) Zwar fehlte es auch im 18. Jahrh. Westfalen nicht an Dichtern. Vergl. z. B. eine im „Westphälischen Brockenkorb" angezeigte Sammlung: „Launhafte zärtliche und Moralische Gedichte von Westphälischen Dichtern". 1784 (Köln, 10 Stüber); aber diese Reimereien fanden höchstens in einer vaterländischen Zeitschrift Erwähnung: „Im übrigen Deutschland," so meint ein unverdächtiger und zuverlässiger Zeuge (Hermann Becker a. a. O. 103), „wußte man von einem geistigen Leben in Westfalen gar nichts, ehe Justus Möser die „Osnabrück'schen Intelligenzblätter" herausgab (1766–1782), und noch fast 20 Jahre später ließ man außer Osnabrück höchstens Lemgo, wo die Meyersche Buchdruckerei bestand, und der gelehrte Postmeister Benzler das Lippe-Detmoldsche Intelligenzblatt schrieb, als Oasen an der Grenze gelten."

[3]) In einem Aufsatze „Versuch einer Schutzschrift für die Westfälinger" in der „Berlinischen Monatsschrift" von Gedike und Biester, einem Hauptorgane der Aufklärung (1783. 5. Stück, S. 487—500), vgl. auch: Briefe über Westfalen. (Deutsches Museum 1784. S. 234 ff. u. 352 ff., Nachrichten über das preußische Westfalen (Schlözer Staatsanzeigen Heft 11, S. 353 und Heft 19, S. 295). Kampschulte, Zur Würdigung des Landes und Volkes der Westfalen. (Blätter zur näheren Kunde Westfalens. 1862, S. 66—77.) Von den Verteidigungsschriften Westfalens werden mehrere in den Spalten der westfälischen Zeitschriften näher besprochen; vergl. z. B. Westfälische Bemühungen u. s. w. Lemgo 1753 (Stück III, Stück II. S. 132 und Stück VI, S. 419/425). Die gleiche Zeitschrift fertigte auch Zachariä ab, der folgende Verse zum Lob der westfälischen Langeweile gesungen hatte:

gelöschter Nationalphysionomie sind sie, Söhne der baren Natur, ohne Einmischung fremden Zusatzes. Das Wasser ihrer Heimat ist herrlich, die Luft gesund, Schinken und Pumpernickel derbe und bekannt, und das Klima besser als auf Neuseeland." Er gesteht zu, daß dies alles dem Heldenmute günstiger ist als der Belletristik. „Darum sind wir auch arm an Genies nach dem neuesten Schlage", meint Schwager, „Dichter und Dichterlinge gedeihen bei uns nicht, denn unsere Konsistenz ist zu derbe, aber Feuer fangen wir doch auch, wir erschießen uns wohl auch in der ersten Hitze, aber bloß als verunglückte Kopien, denn von Hause aus sind wir nicht dafür. Unsere jungen Leute sind auch hin und wieder für Süßeleien, machen Gedichte, faseln und sind empfindsam auf Universitäten und 14 Tage darnach, dann hats aber auch ein Ende, und die Natur, die sie zu Männern zuschnitt, behauptet ihre Rechte wieder. Wir trinken den Wein, ohne ihn zu besingen, nehmen Weiber, ohne vorher verrückt zu werden, zeugen Kinder voll Kraft und Tat, ohne diese Phrasen zu kennen und lieben unsere Hälften, ohne jedem Vorübergehenden unsere Wonne zuzuschreien."[1])

„Tief in Westfalen liegt ein Wald von alten Eichen,
Auf dessen Grund niemals des Tages Strahlen reichen:
In diesem dicken Wald erhebt sich ein Pallast,
Der stolz den Boden drückt mit seiner gotschen Last.
Hier herrscht seit langer Zeit die finstre Langeweile,
— — — — — — — — — — — — — —
Liebhaber gähnen hier bei ihren dummen Schönen,
Und Mädchens schlafen ein, bei dummer Schäfer Tönen" rc.

Westf. Bem. 23. Stück. S. 382. Vergl. auch W. Neuhaus „Otia parerga", Hammonae 1725. S. 604. „Lob des Sauerlandes", ein Gedicht, das beginnt: „Neid pflegt das Suderland ein saures Land zu nennen."

[1]) Schwager (492). In den „Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen" (1828 in Frankfurt erschienen) konnte man über Westfalen lesen: „Westfalen kann man wegen seiner ausgezeichneten Schweine oder Schweinezucht durchaus keine Vorwürfe machen, und ich halte auch das für ungerecht, daß es keine berühmten Männer habe. Dichter und Künstler kann es freilich keine haben, was sollte sie begeistern?" Darauf antwortete ein Leser des „Hermann" (1830, S. 310):

„Laß sie immer uns Westfalen
Keine Dichter haben wollen,
Wenn wir selber nur es wissen,
Was wir davon halten sollen.
Haben sie denn dort im Lande
Schönre Täler, kühnre Berge,

Mochte es auch mancher Vaterlandsfreund beklagen, daß Westfalen so wenig Dichter zum Helikon entsandte, für die Geschichte der Journalistik war dies, abgesehen von den schöngeistigen Organen, weniger von Belang. Weit schlimmer war es, daß bis ins 18. Jahrhundert hinein das Interesse an der schönen Literatur, das literarische Leben überhaupt, gering war. Die Bildung weiter Schichten ging nicht über die Kenntnis des Notwendigsten hinaus, was wieder seinen Grund in den mangelhaften Schulverhältnissen hatte. Die Zeitschriften Westfalens entwerfen uns ein trauriges Bild von den Bildungsmitteln in einem großen Teile des Landes. Das Volksschulwesen lag wegen Mangels an Lehrern und Schulgebäuden lange im argen.

So schreibt Weddigen: „Und wie waren in jener Periode die Landschulen beschaffen! Was haben sie gewirkt? Bei dieser Frage tritt mir eine Träne der Wehmut ins Auge. Keine Provinz Westfalens hatte an Anlegung zweckmäßiger Seminarien gedacht, durch sie künftige brauchbare Lehrer des Volkes zu bilden. Man schien in einigen benachbarten Provinzen die Landschulen wie Asyle für abgedankte Bedienten und Bratenwender anzusehen, welchen, weil man sie sonst nicht unterbringen konnte, von gnädigen Patronen und Kammerjungfern diese Stellen zum dürftigen Unterhalt, bald mit, bald ohne Schürze, anvertraut wurden. Ein wenig stümperhaftes Lesen (an Schreiben ward selten gedacht) und ein gedankenloses Auswendiglernen des Katechismus, war das non plus ultra der Erkenntnis, welche die arme, unglückliche Landjugend sich zu verschaffen Gelegenheit hatte. Die Menschen mußten dumm bleiben." [1])

Der Unterricht wurde meist nur im Winter gehalten, in den Orten, die kein eigenes Schullokal hatten, in einem Backhause, auch wohl unter

---

Sind denn gegen einen Deutschen
Markwestfalen schwache Zwerge?
Wissen irgendwo denn andre
Besser Stahl und Erz zu schmieden,
Besser Schlachten durchzuschlagen
Und zu wirken fest im Frieden?
Herrlich ist das Land am Neckar,
Herrlich tönen dort die Lieder,
Schön ists hier auch und voll Lieder,
Und die Menschen brav und bieder."

[1]) Westf. Nationalkalender (1800), S. 260/61.

dem Turme der Kirche oder Kapelle.[1]) Nicht viel besser sah es mit den höheren Schulen aus.[2]) So blieben die Zustände in den Gebieten, auf die sich nicht die segensreiche Schulreform Fürstenbergs erstreckte, bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts, und wenn es nach und nach besser wurde, so ist das nicht zum wenigsten der westfälischen Presse zu verdanken, die unermüdlich für eine Neugestaltung des Volksunterrichts eintrat. Nachdem schon Friedr. v. Derschau im „Westphälischen Beobachter“ 1755 die Mängel der Schulverhältnisse aufgezeigt und Vorschläge zu Verbesserungen (z. B. Anlage von Realschulen) gemacht, die verschiedenen „Magazine“ Weddigens diese Bestrebungen fortgesetzt, nahm sie der „Westphälische Anzeiger“ wieder mit neuem Eifer auf. Immer und immer wieder mahnte man hier ernstlich die Bauern, doch den Luxus, wie er häufig bei Hochzeiten und Gastereien gang und gäbe war,[3]) zu Gunsten der Anlage von Schulen zu beschränken, und eifrige Lehrer, besonders J. F. Wilberg, ein Zögling des um das preußische Schulwesen hochverdienten Domherrn von Rochow auf Rekahn, der an einer von dem Grafen von der Recke-Volmarstein gestifteten Schule zu Hamme bei Bochum im Amte stand,[4]) traten in den verschiedenen westfälischen Zeitschriften unermüdlich für eine gründliche Reform des Unterrichtswesens in Westfalen ein.[5])

Von größtem Nachteile für die Journalistik in einem großen Teile Westfalens war es aber auch, daß infolge des Verfalls von Handel und

---

[1]) Krabbe, Leben B. Overbergs (Münster, 1846), 2. 31, ferner: Magazin für Westf. Jahrg. 1797. 6. Stück (558 ff.). Berger, der alte Harkort. 29/30. Über Schulwesen in der Mark vergl. Wilberg, Erinnerungen (Essen 1836).

[2]) J. Gruner berichtet von Dortmund, daß das einstige berühmte Gymnasium zerfallen sei, das Gebäude diene unten zur Niederlage von Bier- und Branntweinfässern, oben als Lazarett für das preußische oder kantonierende Militär. Meine Wallfahrt zur Ruhe und Erholung. II. 260. Über die traurigen Schulverhältnisse in Lippstadt im 18. Jahrh. vergl. Hesselbarth, Aus der Geschichte des alten Lippst. Gymnasiums, Progr. des Realgymnasiums zu Lippstadt. 1889.

[3]) Vergl. z. B. Immermann, Oberhof. II. 6. (Hesse) und „Eine Bürgerhochzeit“ (Westph. Anz. 1800. S. 790).

[4]) Berger a. a. O. 31.

[5]) Berger 31. Vergl. auch Wilberg, Lebenserinnerungen und die verschiedenen Jahrgänge des „Westphälischen Anzeigers“. Wilberg ließ 1799 ein „Kleines Erziehungsbüchlein für Bürger und Bauersleute“ erscheinen (vergl. Westph. Anz. 1800, Nr. 32, S. 511).

Verkehr, zahlreiche Kaufleute, die früher fremde Länder bereist, zum Pfluge griffen und nun, auf ihre Scholle gebannt, wenig Interesse bezeigten für die Händel und den Lauf der großen Welt. „Einfach und ruhig floß ihr Leben dahin selten schlugen die Wogen der Kulturbewegungen in jene einsamen Gehöfte, für viele galt das Dichterwort:

„Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
Teilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab.“[1])

Die schon im Charakter der Westfalen liegende Vorliebe, sich streng abzuschließen, wurde so durch die Verhältnisse noch begünstigt, jeder lebte abgeschieden in einem begrenzten Landstriche für sich, der Blick wurde verengert, es kam so weit, daß nach den Worten damals lebender Schriftsteller „die Bewohner von ihrem Lande nicht mehr wußten, wie von den Malabrischen Inseln, und daß innerhalb desselben Kirchspiels sich die entgegengesetzten Orte so unbekannt blieben, als ob das Weltmeer dazwischen läge“.[2])

Zwar brandeten nicht die Wogen des Ozeans zwischen den Städten und Bauernschaften Westfalens, wohl aber drohten Schlamm und Kot der in unbeschreiblichem Zustande befindlichen Wege jedes den Verkehr vermittelnde Gefährt zu verschlingen. Sah es schon im übrigen Deutschland mit den Wegen im 17. Jahrhundert nicht zum Besten aus, so waren die „Knüppeldämme“ Westfalens besonders gefürchtet. Die Reisenden gingen daher oft lieber weite Strecken zu Fuß, als sich in

---

[1]) Jakobi a. a. O. 21. In seinen „Allgemeinen Anmerkungen über den politischen Zustand von Westphalen“ behandelt der „Westph. Beobachter“ (1755) sehr eingehend diese Frage. „Der Mangel des Handels ziehet notwendig eine allgemeine Trägheit der Einwohner, eine schläfrige langweilige Lebensart, den Mangel der Pracht, der Lustbarkeit, des feinen Geschmacks, der Gelehrsamkeit, und also auch der feineren Sitten, er ziehet Unwissenheit, ungeschliffenes Wesen, und eine wahre Armut des großen Haufens nach sich, der gemeine Mann hat wenig Aufmunterung zur Arbeit, er siehet, wie er sich mit den Seinigen von einem Stück Vieh und einem kleinen Stück Landes kümmerlich hinbringet, und die meisten leben dann wenig besser als der grunzende Hausgenosse, den sie auf den Winter mästen . . . . . .“ Westph. Beobachter, 28. Stück, S. 232/3.

[2]) Jakobi a. a. O. (24)

einem Wagen den fortwährenden Stößen auszusetzen.[1]) Am traurigsten war es um die Wege im Münsterlande bestellt. Man reiste dort, wie Berghaus berichtet, stets mit vier Pferden, man konnte nicht anders „der abscheulichsten Wege halber, die es im hl. römischen Reiche gab".[2]) Das „Münsterische gemeinnützige Wochenblatt" vom Jahre 1788 entwirft uns eine anschauliche Schilderung eines solchen westfälischen Wegeidylls: „Auf dem Fußwege watet man durch einen Sumpf dahin, ein mit einzuscheuernden Kornfrüchten beladener Wagen begegnet uns, aber mit einigen Leuten an beiden Seiten, welche ihre äußerste Kraft anstrengend, bemüht sind, vermittels Gabeln den Umsturz des beladenen Wagens zu verhindern. Langsam folgt ein Reisewagen, dessen Vorspannpferde aussehen, als ob sie frischerdings aus dem Schlamm gänzlich herausgezogen, desgleichen etwas weniger der Fuhrmann. Die Reisegesellschaft, bei dem stetigen Hin- und Herschwanken des Wagens, bemerkt den Wandersmann kaum."[3]) Häufig lesen wir im gemeinnützigen Wochenblatt Klagen über diese Zustände und Vorschläge zur Verbesserung der Landstraßen. Doch es half nicht viel. Sachverständige sprachen sich dahin aus, daß es wegen der geologischen Beschaffenheit des Bodens und bei dem geringen Gefälle völlig unmöglich sei, die Straßen in eine bessere Verfassung zu bringen, solange man nicht über jede ein Dach bauen könne, und Freiherr von Fürstenberg war der Meinung, daß das Land in seinen fast unpassierbaren Wegen einen besseren Schutz habe als in der Macht seiner Waffen, und hielt daher die Anlage neuer Landstraßen durch das Münsterland für unzweckmäßig.[4])

Erst unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. von Preußen begann man mit dem Bau von Chausseen in der Mark, bis dahin mußte man, nach einem Ausspruche von Seibertz, „die Ausbesserung der Straßen mehr von Gottes Barmherzigkeit und Gnade, als von dem

---

[1]) So ging der Kammerpräsident von Vincke bei der Eröffnung des letzten Cleve-Märkischen Landtages den $4^3/_4$ Meilen langen Weg von Münster nach Hamm ganz zu Fuß, um sich der Marter einer Wagenfahrt auf der schlechten Straße zu entziehen. Berger, Der alte Harkort 62. Dort noch eine Reihe interessanter Beiträge zu den Straßenverhältnissen Westfalens. Vergl. ferner W. Richter, Der Übergang des Hochstifts Paderborn an Preußen, in der Zeitschrift f. v. G. u. A. 62 II. 163 ff. u. 63 II. 41 ff.

[2]) Berghaus, Wallfahrt I, 193.

[3]) Münst. gemeinn. Wochenbl. 1788. III. St. S. 9 ff.

[4]) Esser, Frz. v. Fürstenberg. 59.

Unverstande der Menschen erwarten".[1]) Es ist das Verdienst der beiden preußischen Minister Heinitz und v. Stein, mit der Anlage von Kunststraßen in Westfalen einen Anfang gemacht zu haben. v. Vincke, der erste Oberpräsident der Provinz Westfalen, setzte das begonnene Werk rüstig fort, trotz zahlreicher Vorurteile, die man seinen segensreichen Arbeiten entgegenbrachte, und bei deren Bekämpfung ihm die westfälische Presse gute Dienste leistete.[2]) Dank seinen Bemühungen wurden die Verkehrsverhältnisse langsam besser.

2. Das Postwesen.

Die ganze Kläglichkeit und Erbärmlichkeit des Verkehrslebens in Westfalen bis ins 19. Jahrhundert hinein zeigt uns ein Blick auf die Postverhältnisse. Die Post ist ja sozusagen der Gradmesser des Verkehrs in einem Lande, und schon darum muß der Geschichtsschreiber der Journalistik sie berücksichtigen. Die Post steht aber auch in einem direkten Verhältnis zu der Ausgestaltung der Journalistik. Schon Stieler sagt in seinem früher erwähnten Buche: [3]) „Vor allem andern aber kommet der Zeitungen Ursprung aus den Posthäusern her", und Schwarzkopf macht darauf aufmerksam, daß von alters her bis auf die neueste Zeit meist solche Städte die Hauptsitze der Zeitungsliteratur gebildet haben, welche von den vornehmsten Postkursen berührt wurden.[4]) Geraume Zeit bevor die Posten aufkamen, durchzogen Boten zur Vermittelung von Briefen und andern Gegenständen die deutschen Lande. Auch für Westfalen sind solche Boten,[5]) „lopers" schon früh bezeugt, ja sie spielten dort eine große Rolle und wurden erst spät durch die Posten verdrängt.

---

[1]) Jakobi, 24. Über die Straßenverhältnisse in dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts vergl. „Westfälische Zustände. Eine freimütige Denkschrift beim Regierungsantritt Sr. Majestät Friedrich Wilhelm IV." (Iserlohn 1841). 35 ff.

[2]) Vergl. z. B. seinen vortrefflichen Aufsatz im „Hermann", Jahrg. 1816, 15. Stück und Berger a. a. O. 60 ff.

[3]) Vergl. Kunzemüller, Hannov. Zeitungspresse. Preuß. Jahrb., Bd. 97 (426).

[4]) Schwarzkopf, Über polit. u. gelehrte Zeitungen (Frankf. 1802). S. 11—14. Weiteres siehe Prutz, Gesch. d. Journalismus I. S. 91—92.

[5]) Rübel, Postalisches aus dem 18. Jahrh. Beiträge zur Gesch. Dortmunds und der Grafschaft Mark. 7. Heft (210 f.).

Die kulturellen Verhältnisse Westfalens waren auch für die Ausgestaltung des Botenwesens weit günstiger als für eine gedeihliche Entwickelung des Postwesens. Der Mangel an wichtigen Verkehrsplätzen, die schlechte Beschaffenheit der Wege, die besser zu Fuß als von einer schwerfälligen Postkutsche passiert werden konnten, führten eher zur Nachrichtenvermittlung durch Boten als durch die Post; dazu kam noch der Umstand, daß die große Anzahl der Analphabeten weit bequemer das Wenige, was sie den in der Ferne wohnenden Verwandten mitzuteilen hatten, mündlich einem Boten zur Vermittlung anvertrauen wollten. Die Boten standen meist im Solde eines Fürsten, einer Stadt oder Gemeinde, und waren teils Fußboten, teils „Postreuter" 1534 finden wir im Fürstbistum Münster die erste derartige Einrichtung, indem ein Postkurier von der bischöflichen Residenz Wolbeck mit Briefen nach Worms zieht.[1])

In einem Berichte vom Jahre 1715 sagt der Münsterische Kanzlei-Registrator und frühere Botenmeister Hardenack, dessen damals 70jähriger Vater, „in derselben Funktion vorher eine geraume Zeit bestanden", daß „die reitenden Postboten nach Köln damals bereits vor hundert und mehr Jahren angestellt gewesen seien, hingegen aber die Einführung des kaiserlichen Postamtes bey dahier vorgewesenen Friedenshandlungen von einem Privaten, Namens Arning allererst Platz gehabt.[2]) Die Kanzleireuter bestehen, laut Pfennigkammerrechnungen seit 1641 im Gehalt, und sie sind zu mehrerer Commodität des Publici und Commercii, da sie sowohl Briefe als Barschaften von einem zum anderen Orte bringen". Als man von Seiten der kaiserlichen Postreuter die Kanzleireuter aus dem Wege schaffen wollte, wurde vom Geheimen Rat „kräftig auf Beibehaltung der Kanzleiboten angetragen".[3]) Als es dann später zur Einrichtung regelmäßiger Posten kam, blieben die Postboten doch noch lange bestehen, gleichsam als eine unangenehme Konkurrenz der Posten, so daß der Münsterische Oberpostmeister mehrfach an den Rat die Bitte richtete, doch zu verfügen, „daß kein Bote auf Poststraßen sich fernerhin mit Brief oder Paketsammeln weiter abgeben dürfe, als in seinem Orte, in

---

[1]) Fr. Zurbonsen, Die älteste Postbotenfamilie in Westfalen. Zeitschr. f. v. G. u. A. (Bd. 54/200 f.). Vergl. auch ebd. Bd. 4/144; Peveling, Aus der Chronik des Münsterischen Postamts. Archiv f. Post und Telegraphie Nr. 5. Berlin, März. 1876. Th. Esch, Zur Geschichte des Postwesens im Veste Recklinghausen, Zeitschr. der Vereine f. Orts- u. Heimatskunde im Veste u. Kreise Recklinghausen, VII. Bd. 1—52, (Münster 1877).

[2]) und [3]) M. St. A. (Geh. Cab. Reg.) P. X. A. n. 7.

dem er das Schild trage, und daß ihnen solches bei namhafter Strafe verboten würde".[1])

In ein neues Stadium trat das Verkehrs- und Nachrichtenwesen, als es zur Einrichtung regelmäßiger Posten kam. Im gleichen Jahre, in dem Magelhäns Schiff zum erstenmale die Welt umsegelte, durchfuhr der erste Postwagen des Fürsten Thurn und Taxis die deutschen Lande.[2]) 1595 wurde Freiherr Leonhard von Taxis vom Kaiser zum General-Reichspostmeister für das ganze Reich ernannt, doch störten sich viele Fürsten nicht daran und legten eigene Landesposten an. Zur Verwaltung des Postwesens in den heutigen Provinzen Rheinland und Westfalen bestand schon im Jahre 1580 in Köln ein Reichsoberpostamt.[3])

Von größter Wichtigkeit für die Verkehrserschließung der westfälischen Lande war es, daß im Jahre 1649 der Große Kurfürst eine direkte Postlinie Berlin-Cleve durch Westfalen legte (über Hannover, Minden, Bielefeld, Lippstadt, Hamm, Wesel, Cleve). Dadurch erlangten verhältnismäßig kleine Orte, wie Minden, Lippstadt und Hamm eine Bedeutung für Verkehr und Nachrichtenvermittlung, wie sie manche größere Städte, die abseits der Poststraße lagen, nie erreichten.

Der Fürstbischof von Münster legte auch eigene Posten an, erließ eine Postordnung und wachte mit Strenge darüber, daß sein Regal nicht von fremden Posten geschädigt werde. Einigen preußischen Fuhrleuten aus Ibbenbüren, die Reisende nach Rheine befördert hatten, ließ er einfach die Pferde ausspannen.[4])

Als Preußen 1744 eine Postverbindung zwischen Ostfriesland und dem Hauptlande herstellen wollte, verweigerte die Fürstbischöflich Münstersche

---

[1]) M. St. A. (Geh. Cab. Reg. C. XIX. A. 38). In Preußen wurden Boten, welche sich unterstanden, zur Post gehörige Sendungen zu befördern, auf die nächstgelegene Festung zur Arbeit gebracht. „Die Landkutscher und Fuhrleute, einheimische und fremde Chaisen, Karren und Führer, die Schiff- und Kahnführer, die verschlossene Briefe und Paquete unter 20 Pfd. beförderten, wurden beim ersten Falle mit 20 Thlr. Strafe belegt, die durch Exekution von ihnen beizutreiben, zum zweiten Male aber ihrer Pferde und Wagen, wie ihres Schiffgefäßes verlustig erklärt." (M. St. A.) 64. Herford Dep. II.

[2]) Stephan, Geschichte der preußischen Post. S. 5.

[3]) Postwesen in Stadt und Stift Essen, Essener Blätter, 23. Bd. 135 ff.

[4]) Stephan 70. In einem Berichte über die Einrichtung der Münsterischen Post heißt es: „Am Ende vorigen saeculi fingen eigentlich das hiesige Postamt, da bis dahin nur die Routen oder Poststraßen mit einigen Landkarren befahren waren, zu existieren an." (M. St. A. Geh. Cab. Reg.) C. XIX. A. 38.

Regierung der Post den Durchgang durch ihr Gebiet. Die Verhandlungen, welche endlich zu einem für Preußen günstigen Resultate führten, dauerten über 30 Jahre.[1]) Durch den siebenjährigen Krieg wurde auch das Postwesen zwischen Rhein und Weser sehr gehemmt, einmal durch die Kriegswirren, die sich ja in jenen Gegenden abspielten, dann aber auch, weil der Generalpostmeister Fürst Thurn und Taxis die preußischen Posten besetzte.[2]) Clemens August, der ja das Erzstift Köln, die Stifter Paderborn, Münster, Osnabrück und Hildesheim unter seinem Krummstabe vereinigte, suchte die kaiserlichen Posten zu Gunsten eigener Landesposten aus seinen Landen zu verdrängen; er ließ öfters die Posten in seinem Gebiete anhalten und die Ladung auf seine Wagen bringen.[3]) Maximilian Friedrich verpachtete dann 1764 das Postwesen seinem Oberpostamts-Hofkammerrat Duesberg auf 20 Jahre.[4])

Diese egoistischen Bestrebungen einzelner Landesfürsten mußten aber gerade in Westfalen ungünstig auf die Ausgestaltung eines geregelten Postwesens wirken, da sich ja dort so viele Herren in den Besitz des Landes teilten.[5]) Ein Postkurs von 20 Meilen Länge, der nicht durch die Gebiete von drei oder vier verschiedenen Landesherrn ging, bildete eine merkwürdige Ausnahme.[6]) Es gab in der heutigen Provinz Westfalen Stadtkölnische, Kurkölnische, Kurpfälzische, Fürstlich Thurn und Taxische, Fürstbischöflich Münsterische und Paderbornische, Holländische und Hamburger, sowie Königlich Preußische Posten, ganz zu schweigen von den vielen Privatunternehmungen, die auf Grund eines Privilegs, das sie sich von irgend einem Grafen oder Bischofe gekauft, die Landstraßen mit einer „Postkarre“ beherrschten. Am Posthause in Detmold befanden sich vier Wappen, das lippische, das preußische, das hessische und thurn- und taxische.[7]) Wie mangelhaft und

---

[1]) Näheres Stephan 212/14.

[2]) Stephan 246—258.

[3]) Ebd. 70.

[4]) Ebd. 213.

[5]) Bis 1782 entbehrte die Grafschaft Mark jeglicher Fahrpost. Erst in diesem Jahre gelang es, nach unendlichen Streitigkeiten mit Kurköln und Thurn und Taxis eine solche anzulegen, von Hamm über Camen, Unna, Schwerte, Iserlohn, Limburg, Hagen auf Schwelm und Elberfeld. (Stephan 234.)

[6]) Stephan 233.

[7]) Ladwig 17.

jämmerlich der Verkehr damals gewesen sein muß, geht aus der Tatsache hervor, daß bis ins 18. Jahrhundert hinein die Kaufleute und Seidenfabrikanten von Krefeld die Kiepen auf dem Rücken tragend von Haus zu Haus zogen, um ihre Waren zu verkaufen, und es erst 1778 gelungen ist, die Straße von Düsseldorf nach Wesel, die nur 8 Meilen lang ist, in einem Tage zurückzulegen, während damals eine Reise von Düsseldorf nach Aachen im Sommer fünf, im Winter sechs Tage dauerte.[1]) Dieser schneckenartigen Geschwindigkeit entsprach ganz die Einrichtung der Wagen und die sonstigen Verkehrsverhältnisse. Louis Berger beschreibt uns in seinem interessanten Buche „Der alte Harkort" die vorsündflutlichen Zustände der Posten in damaliger Zeit. Die Wagen mußten mit einer Leiter bestiegen werden. In einer Schilderung eines solchen Aufstiegs heißt es: „Artige Frauenzimmer können sich unmöglich auf einen solchen Wagen setzen, wenn sie sich nicht in der Jugend im Zaunklettern, Elsternester ausnehmen und Äpfelpflücken umgesehen haben, denn der Schwung über die Seitenleiter erfordert eine besondere Gewandtheit, und wenige können es tun, ohne den untenstehenden Wagenmeister und die Stallknechte zum Lachen zu bringen." [2]) In einem Edikte vom 6. März 1712 wird berichtet, „daß die Passagiere vor lauter Päckereien und üblem Geruch in den Wagen kann sitzen konnten, daß die Postwagen oft dergestalt mit Sachen und Menschen befrachtet sind, daß sie zum öfteren, zu nicht geringer Blamage königlicher Posten, ganz stecken bleiben, und einmal hat bei Bielefeld ein Haufe Bauern den Postillon erst abprügeln müssen, weil er über ihren Acker gefahren, ehe er die Fahrt hat fortsetzen können".[3]) Denkt man nun noch daran, daß die Wege meist in einem unbeschreiblichen Zustande waren[4]) und seit dem siebenjährigen Kriege durch allerlei Raubgesindel unsicher gemacht wurden, so wird man von

---

[1]) Essener Blätter, 23. Bd., 135. Weitere interessante Berichte über die westfälischen Postverhältnisse siehe L. Berger 69/70.

[2]) und [3]) Ladwig 18. Kayser feiert in seinem „Parnassus Clivensis" die westfälische Post mit folgendem Epigramm: „Alß ich auff einem Post-Wagen gefahren, welchen man den „Fliegenden Wagen" genannt.

„Hier ist ein F zu viel. Wie kann der Wagen fliegen?
Wir bleiben hie und da ja unterwegens liegen!"
(II. Teil. 165.)

[4]) Mehrfach kehrt in den Berichten über die Posten die dringende Bitte wieder, die Wege doch in einen einigermaßen fahrbaren Zustand zu setzen. M. St. A. (Geh. Cab. Reg.) C. XIX. A. 37, Berichte der Hofkammer).

dem damaligen Postwesen in Westfalen keine zu hohe Meinung bekommen. Bei Berücksichtigung aller dieser Schwierigkeiten und Übelstände, auf welche die Ausbildung eines geregelten Postwesens in Westfalen so lange stieß, wird man leicht begreiflich finden, daß in Westfalen die Postmeister nicht so leicht, wie in manchen anderen Gegenden Deutschlands ihre günstigen Verbindungen zum Avisen- und Zeitungsdruck verwerteten. Sie waren meist schon froh, wenn sie ihre „Postkarren" durch den „Dreck" glücklich hindurch gebracht hatten, ohne daß es den Passagieren Hals und Bein gekostet hatte. Auch mag ihre Bildung zu einem solchen Unternehmen oft doch nicht ausgereicht haben. Mit wenigen Ausnahmen blieb die Aufgabe des Zeitungsdruckes und Verlages den Buchdruckern und Buchhändlern überlassen.[1])

3. Buchdruck, Buchhandel, Zensur.

Die Buchdruckerkunst blühte schon sehr früh in Westfalen. Münster ist bekannt in der Buchdruckergeschichte wegen seiner alten und schönen Drucke, und auch kleinere Orte, wie Wesel und Lemgo, hatten schon früh ihre Pressen.[2]) Die Meyersche Buchdruckerei in Lemgo, die seit etwa 1650 im Besitz der Familie Meyer war,[3]) nahm im 18. Jahrhundert einen gewaltigen Aufschwung; sie wurde für das geistige Leben der lippischen Lande und auch für das Gedeihen der Zeitschriftenliteratur von größter Bedeutung. Zahlreiche auswärtige Gelehrte ließen dort ihre Werke erscheinen, sie galt damals als die typenreichste Buchdruckerei in Deutschland.[4]) Doch blieben andere Landesteile lange ohne Druckereien, so erhielt das Herzogtum Westfalen erst 1766 in Arnsberg die erste Druckerei,[5]) in anderen Gebieten gingen einst bestehende ein (so hatte die Grafschaft Ravensberg nach dem Eingange der Herforder Druckerei von Moritz Vogt nur noch eine, die von Tränkener — später Bädeker in

[1]) In dem sehr umfangreichen Vertrage, den der Kurfürst Maximilian Friedrich am 18. Juli 1764 mit Duesberg schloß, ist nichts vom Zeitungsdebit erwähnt. (M. St. A. G. C. R. P. XIX. A. 38).

[2]) Nordhoff, Denkwürdigkeiten 129 ff.

[3]) Nordhoff, ebd. 202.

[4]) Nach gütiger Mitteilung der Meyerschen Hofbuchdruckerei in Detmold, die die Fortsetzung der Lemgoer Druckerei darstellt.

[5]) Nordhoff, Zeitschr. f. v. G. u. A. 42 II, S. 161.

Bielefeld).[1]) Bei dem geringen literarischen Bedürfnisse wurden meist nur Schulbücher und ähnliches gedruckt. 1753 klagt ein Einwohner der Grafschaft Mark über den Tiefstand des geistigen Lebens in seiner Heimat, und findet einen Hauptgrund für diese Zustände in dem Mangel an guten Verlegern. „Es bestehen ja solche in Dortmund, Essen, Hamm, Lippstadt, Iserlohn, Soest, aber was drucken sie? Disputationen, Gesang- und Spruchbüchlein, Kalender, Gelegenheitsgedichte, Totenzettel, hier und da eine Leichenrede. Warum drucken sie nichts anderes? Weil es ihnen niemand abkauft.“ [2])

Noch weniger ausgebildet als das Buchdruckergewerbe war in Westfalen der buchhändlerische Verkehr. Buchhandel und literarisches Leben bedingen ja einander wechselseitig. Wo die Bildung auf hoher Stufe steht, und daher das Lesebedürfnis rege ist, da findet auch der Buchhändler reichen Gewinn, während andererseits der Buchhandel großen Einfluß auf die Entwickelung des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens auszuüben vermag, eine Tatsache, die der berühmte Verlags-

---

[1]) Becker a. a. O. S. 104 u. 114/15. Es liegt natürlich außer unserem Plane, eine Buchdruckergeschichte Westfalens zu geben. Wir verweisen auf die Darstellung, die Nordhoff im Anhange zu seinen „Denkwürdigkeiten aus dem Münsterischen Humanismus“, sowie in der Zeitschr. f. v. G. u. A. Bd. 41 II, S. 137 ff. gibt, die aber der Ergänzung und teilweisen Berichtigung bedarf, ferner auf die „Beiträge zu einer Buchdruckergeschichte Münsters“ von Niesert (Coesfeld 1828) und dessen „Fortgesetzte Beiträge zu einer Buchdruckergeschichte Münsters“. Vergl. auch: Krumbholz „Veröffentlichungen aus Kgl. Preuß. Staatsarchiven“. Bd. 70. (503, 512), (Steinmann), Westfalens Oberpräsident Frhr. v. Vincke. S. 115—128.

[2]) Westphälische Bemühungen zur Aufnahme des Geschmackes und der Sitten (Lemgo 1753) Stück VII., S. 9. Welche Bücher damals in Westfalen am meisten gedruckt wurden, kann man aus den Buchdruckerprivilegien und den Verordnungen über den Nachdruck ersehen. Es wurden natürlich die Bücher nachgedruckt, die den meisten Absatz fanden. So waren nach einem Edikte des Kurfürsten Clemens August (1. Februar 1746) die der Hofbuchdruckerei privilegierten Bücher von anderen Buchdruckern auch außer Landes nachgedruckt worden. Als im Hochstift gangbare Bücher werden hier bezeichnet: „Teutsch Testament, Bücher pro Infima, Hoch und Nieder-Teutsches Evangelienbuch, gebräuchliche Gesangbücher, geistlicher Seelentrost und Herzensermahner, Morgenstern, Paradeyß und Rosengärtlein, Seelen-Schatz und geistlich Schild, Lateinisches Meßbüchlein, Aureus libellus genannt, Bett- und Tugendbuch, Wegweiser, kleine und in Quarto Kalender“ u. a. (Edikt Clemens Augusts vom 1. Febr. 1746).

händler Perthes, selbst Fachmann und Gelehrter zugleich, gestützt auf reiche, durch mannigfache Beobachtung gesammelte Erfahrung, betont. Ohne eine großartige Gestaltung des Buchhandels schien ihm Wissenschaft und Kunst in ihrer Wirkung gefährdet, „wo der Balgtreter fehlt, spielt der größte Virtuos vergebens auf der Orgel". In Westfalen waren aber die Aussichten für einen betriebsamen Buchhändler nicht verlockend, wie schon aus den geschilderten Verhältnissen geschlossen werden kann, und wie mannigfache Zeugnisse bestätigen. Die Kriegswirren und die durch sie herbeigeführte materielle Erschöpfung wirkten ungünstig auf den einst so blühenden Verlagsbuchhandel, und der auswärtige Sortimentshandel litt sehr unter den mangelhaften Verkehrsverhältnissen. 1756 berichtet ein Einwohner der Grafschaft Mark: „Duisburg und Lemgo sind die einzigen Orte, wo bei uns Buchhandlungen sind. Selbst die freie Reichsstadt Dortmund, da sie wohl am ersten zu vermuten wären, weiß nichts davon." In Dortmund habe schon einmal ein gewisser Georgi aus Leipzig eine Filiale angelegt, sei aber bald wieder nach Leipzig zurückgezogen.[1]) Als in der Stadt Münster eine neue Buchhandlung eingerichtet werden sollte, richtete der Buchhändler Theissing eine Bittschrift an den Kurfürsten, in der er ein Klagelied über die schlechte Geschäftslage des Münsterischen Buchhändlers singt. „Westfalen ist ein Land, wo der Geist der Handlung überhaupt und das literarische Gewerbe noch in seinen Keimen liegt, wo ein Gelehrter außer einem Schulbuche nichts schreibt." Sodann machten die Buchbinder starke Konkurrenz, und die französischen Emigranten, die sich ja damals in großer Menge über Westfalen ergossen, verkauften nicht selten die Bücher aus den zerstörten Bibliotheken ihres Vaterlandes. Während in dem benachbarten Kurfürstentum Hannover die Buchhändler sich einer völligen Postfreiheit oder doch ermäßigter Taxen erfreuten, müsse der Münsterische von den weitentlegenen Meßorten alles „auf ordentlicher Post" senden lassen.[2])

---

[1]) Westf. Bem. Stück XX. 100/101. Vgl. auch Rhein.-Westf. Ztg. 1900, No. 785.

[2]) M. St. A. (Geh. Cab. Reg.) P. XXXIII. B. 13. Die Buchhandlung wurde nicht bewilligt (Antwort des Kurfürsten vom 13. Mai 1799). Häufig findet sich in westfälischen Zeitschriften auch die Klage über den Mangel an guten öffentlichen Bibliotheken. Vergl. Westph. Bemühungen XI, 362/71; gerühmt wird dort die Bibliothek zu Soest, dagegen heißt es von Dortmund, daß dort in der Reinoldskirche „ein Überbleibsel einer angefangenen Bibliothek aufbewahrt werde. Motten, Staub und Spinnengewebe haben die Bücher vor allem Durchblättern in Sicherheit gesetzt, und es sind ihrer so wenig, daß eine

In der preußischen Zeit wurden die Verhältnisse besser, wie der schon genannte Buchhändler Perthes in einer interessanten Schilderung des westfälischen Buchhandels hervorhebt. Westfalen war ihm als ein abgeschlossenes Gebiet für den Buchhandel entgegengetreten. „Sinn für Wissenschaft, namentlich für Geschichte, hat hier“, so heißt es in Perthes' Briefen, „lange schon bestanden, gelehrte Sammler und gebildete Liebhaber sind von alters her durch das ganze Land zerstreut, sie waren bisher nur in sehr geringer Verbindung mit dem literarischen Treiben in Deutschland. Aber das wird anders werden, schon jetzt ist ein neuer Geist erwacht, und v. Vinckes Persönlichkeit regt mächtig an. Westfalen erscheint jetzt in jeder Hinsicht als eine für den Buchhandel höchst wichtige Gegend.“ Doch sah es nach seinem Berichte noch traurig aus. „In Barmen, Duisburg, Lemgo, Detmold, Paderborn und Hamm können sich gegenwärtig Buchhandlungen gar nicht halten, in Osnabrück ist die einzige Buchhandlung eingegangen, nur Buchbinder pfuschen noch im Bücherverkehr. Münster ist keine literarische Stadt, die früheren guten Handlungen sind vor 30 Jahren schwach geworden und untergegangen. Einzelne Gelehrte und gebildete Sammler, wie Dombechant von Spiegel, die Herrn von Droste, Dr. Herold, Kistemaker, Katerkamp finden sich, und das neue Verhältnis zu Preußen wird den wissenschaftlichen Sinn schon wecken. Einige junge tüchtige Buchhändler regen sich auch bereits, aber ihre Verbindung mit Leipzig ist sehr erschwert, da der Frachtverkehr gänzlich fehlt, und die Kosten der durch die hessischen, hannöverschen und sächsischen Anstalten zugleich vermittelten Postsendungen unerschwinglich sind. Vom Buchhandel allein können sie daher nicht leben und sie müssen nebenbei den sogenannten Kunsthandel treiben, Bilder, Landkarten, Farben und dgl. verkaufen.“[1])

Ordnung darunter nicht nöthig ist.“ (368). Über Bibliothek-Wesen in Münster s. Nordhoff, Denkwürdigkeiten. S. 21/22. Das Sauerland kam nach Seibertz nie zu einer öffentlichen Bibliothek. „Es schnitten konfessioneller Hader und blutige Kriegswirren zu tief in die angeknüpften Kulturfäden, als daß die erfreulichen Anfänge des Bibliothekwesens blühten.“ (Westph. Beiträge. II. 478). 1784 richtete die berühmte Buchhandlung von Haude und Spener in Berlin in Lippstadt eine große Bücherniederlage ein, um von dort aus das an Verkehr und Pressen arme Sauerland zu versorgen. Zwanzig Jahre später ging das Unternehmen wieder ein. (Seibertz, Westph. Beiträge, II, 477).

[1]) Perthes Leben II. 146 ff.

Von großem Nachteil für die Herstellung von Büchern und besonders auch Zeitungen in Münster war es ferner, daß das Münsterland keine Papierfabrik besaß. Der Buchdrucker Aschendorff suchte dem Übelstande abzuhelfen und stellte das Ansuchen, ihm für einige Jahre freies Lumpensammeln zu gestatten. Das Lumpensammeln gehörte damals zu den fürstlichen Regalien! Doch der Bescheid der Hofkammer lautete: „Das freie Lumpensammeln könne nicht gewährt werden, wenn er aber auf der neuen Fabrik, die er anzulegen beabsichtigte, so gutes Papier liefere, wie das feinste holländische, so solle ihm eine Gratifikation von 30 Dukaten zu Teil werden." Doch auf diese glänzenden Aussichten hin wagte natürlich Aschendorff nicht, das kostspielige Unternehmen zu beginnen.[1])

Nicht genug, daß Buchdruck und Buchhandel durch die verschiedenen ungünstigen Verhältnisse, mit denen sie in Westfalen zu kämpfen hatten, zu keiner gesunden Entwickelung kamen, auch die Obrigkeit hemmte das Gedeihen dieser auch für die Journalistik so überaus wichtigen Faktoren durch eine, die freie Bewegung hindernde Bevormundung. Knüpfte sie doch ganz im Einklange mit den damaligen engen Anschauungen von Zunftzwang und Geschäftsbeschränkungen auch die Ausübung dieser beiden Gewerbe an Privilegien, und eine argusäugige Zensur wachte sorgsam darüber, daß keine der in den Privilegien enthaltenen kleinlichen Bedingungen und Vorschriften verletzt wurde. Die Privilegien sollten eigentlich nur den Inhaber vor unbefugtem Nachdrucke schützen, ermöglichten aber zugleich auch eine genaue Überwachung der einzelnen Pressen und unterstützten dadurch wirksam die Zensurbehörde. Dem Buchdrucker wurde nicht nur die Anlage seiner Druckerei gestattet, sondern es wurden ihm auch bestimmte Bücher privilegiert, d. h. er allein hatte das Recht, diese Bücher aufzulegen. Die privilegierten Buchdrucker waren zugleich auch meist die Verleger ihrer eigenen, und die Verkäufer auch fremder, anderswo gedruckter Bücher. Die Buchbinder trieben gleichfalls Buchhandel, besonders an kleinen Orten lieferten sie den dürftigen Bedarf an Büchern für Schule und Haus (Schulbücher, Katechismen, Kalender, Gebetbücher u. a.). Doch war auch ihr Bezirk, wie der der einzelnen Verleger gegeneinander, durch genaue Vorschriften und Privilegien ab-

[1]) H. Hüffer, Erlebtes. S. 18. (Als Manuskript gedruckt.)

gegrenzt.[1]) Bei der Verleihung des Privilegs wurde der Verleger „in Eidt genommen" und feierlich auf seine Pflichten und Rechte,[2]) vor allem auf sein Verhalten der Zensurbehörde gegenüber aufmerksam gemacht.

Den ungeheueren Einfluß, den die Zensur auf die Ausgestaltung des Preßwesens, besonders die Journalistik ausüben kann, haben wir kurz angedeutet. Es erübrigt nun noch zu untersuchen, wie man in Westfalen die Zensur handhabte. Die Zensur war ursprünglich nur als ein Mittel gegen die Verbreitung kirchenfeindlicher Schriften gedacht, wurde aber bald auf Werke jeden Inhaltes ausgedehnt. Die Frankfurter Reichspolizeiordnung vom Jahre 1577 verfügte, „daß keine Bücher, klein oder groß in Truck ausgehen sollten, sie seyen denn zuvor durch ihre ordentliche Oberkeit eines jeden Ortes oder ihre darzu Verordnete besichtiget und der Lehr der christlichen Kirchen, deßgleichen den auffgerichteten Reichsabschieden gemäß befunden, darzu, daß sie nit aufrührisch oder schmählich, es treff gleich hohe und niedere Stände, gemeine oder sondere Personen an." [3]) Buchdruckereien sollten nur in Städten, „da Churfürsten und Fürsten ihre Hofburg haben und da Universitatis seyn", gestattet werden, „alle Winkeldruckereien gestracks abgeschafft werden".[4]) Diese Bestimmungen, die für das ganze Reich Geltung haben sollten, wurden von den einzelnen Landesherrn verschieden durchgeführt, besonders die Reichsstädte zeichneten sich oft durch eine mildere Zensur aus. In Westfalen, das ja damals eine bunte Musterkarte in politischer Beziehung darstellte,

---

[1]) Nach Nordhoff durften sie die Bücher nur gebunden, nicht „in albis" verkaufen. Denkwürdigkeiten, 153 u. Zeitschr. f. v. G. u. A., Bd. 39/184.

[2]) Was man damals von den Buchdruckern verlangte, zeigt ein Privileg des Kurfürsten Clemens August an J. Nagel. (18/VII. 1727). „Dann soll er, Nagel, sich eines aufrichtigen frommen Handels und Wandels befleißigen, die Druckerei mit guten ohnstrafbaren literaturen jedesmalen versehen, und keine verdächtige Bücher unser seligmachenden Catholischen religion oder uns zum Nachteil bei Verlust dieser unserer gnd. concession, Vermeidung schwerer Bestrafung drucken, sondern, wenn ein newes Buch oder sonst ichtwaß aufzulegen vorhabens wär, solches allmahl einem zeitlichen Vicario oder commissario in spiritualibus generali, welchem die Aufsicht auf unsere Druckerei kraft dieses kommitirt wird, zur Censur vorher anzeigen und präsentieren, in maßen dann derselbe darüber zuvor nach genauer Examination und revidirung behörige Approbation nach Befinden gewärtige und sich in allem halten soll, wie einem ehrlichen Buchdrucker wohl ansteht." (Original im Besitze des Herrn A. Hüffer in Münster.)

[3]) u. [4]) Kapp, Gesch. d. deutsch. Buchhandels I, 783 ff.

war natürlich auch die Handhabung der Zensur nach der Staatsangehörigkeit verschieden, es sollen hier nur die Verhältnisse in dem Hochstift Münster und den Herzogtümern Cleve-Berg kurz berücksichtigt werden.

Im Hochstift Münster finden wir eine ganze Reihe von Zensurvorschriften, ein Edikt folgte dem andern. Wenn man bedenkt, wie leicht doch schon die Überwachung der wenigen Druckereien war, die sich zudem stets sagen mußten, daß sie durch ihre Privilegien ganz von der Gnade des Kurfürsten abhingen, und sich schon darum wohl hüteten, etwas zu drucken, was gegen die Vorschriften der Behörden verstieß, so wird man leicht einsehen, daß es unter solchen Verhältnissen zu einer reichen Blüte des Journalismus nicht leicht kommen konnte. Schon 1567 hatte der Rat der Stadt Münster bestimmt: „Es sollen die boekdruckers henferners nichts drucken oder prenten, sie hebben dan tovorn solchs dem rade angegeven und solchs to drucken vom rade verloffet, wie dan ock die boekverkoepers geyne Calvinische oder andere verdechtige und verbottene boeke feile hebben noch verkoepen sollen, allent by ernstlicher straff des erbarn raitz.“ [1])

Doch scheint man diese Vorschrift nicht allzustreng gehandhabt zu haben, wie die große Anzahl von Flugschriften, die ohne Namen des Druckers in Münster erschienen, schließen läßt.

1609 (2/5) wurde dann von Bischof Ernst ein Zensuredikt erlassen, wonach keine kirchenfeindlichen Bücher „pasquilische, Schmach oder schamlose Gedicht, Lieder, Gemähl, oder dergleichen ichtwes, das zu Unruhe, Missverstandt so in Religion als politischen Sachen erwecken, Verführung und Aergernuss der Jugend und einfältigen Volks verursachen möchte, weder öffentlich noch heimblich gedruckt, feilgehabt, umbgetragen, verkaufft oder in einigen Schulen gelesen werden sollen“. [2]) Noch schärfer lauten die zahlreichen Edikte, die Klemens August für Buchdruck und Buchhandel in seinen Ländern erließ. Als bayrischer Prinz konnte er der Presse nicht sehr hold sein, denn Bayern stritt ja mit Österreich um den Ruhm, das klassische Land der Zensur zu heißen. 1729 verfügte er von München, daß nichts gedruckt werden solle, das nicht vorher

---

[1]) Die Geschichtsquellen des Bistums Münster. V. Bd. Kerssenbroch 93.

[2]) Nordhoff, (Denkwürdigkeiten 161). In dem Privilegium, durch das der Kurfürst Friedrich Christian den Christoph Nagel zum Hofbuchdrucker ernannte, wurde der Generalvikar mit der Zensur beauftragt. „Er soll die Bücher einem Generalvikar, welchem die Aufsicht auf unsere Druckerey krafft dieses committirt wird, zur Censur vorhero anzeigen.“ (Edikt vom 7./3. 1705).

von dem Zensor nachgesehen sei,[1]) und 1743 wurden für Buchhandel und Preßwesen bis ins Einzelne gehende Vorschriften erlassen, die dann 1746 noch erweitert wurden. Bei einer Strafe von hundert Goldgulden in jedem einzelnen Falle und Konfiskation der gedruckten Bücher, wurde allen Buchdruckern verboten, solche Bücher, die nicht in ihrem Privileg genannt seien, ohne Erlaubnis des Generalvikars aufzulegen. Die Buchbinder und die andern mit Büchern handelnden Personen durften die privilegierten Bücher nur bei dem mit dem Drucke derselben beauftragten Buchdrucker kaufen und zu einem vom Generalvikar ein für allemal festgesetzten Preise. Besondere Aufmerksamkeit sollte den von auswärts eingeführten Büchern geschenkt werden. Diese mußten von dem Torwärter sofort dem bischöflichen Generalvikariate angezeigt werden. Fanden sich darunter Unterschleif oder nachgedruckte Werke, so sollte derjenige, für den die Bücher hereingebracht worden waren, „nebst obgesagter Unserem Generalvikariat verfallener Confiscation und Geldstraff dem anmeldenden Thor Schreiber, oder wer es sonsten seyn möchte, nicht nur für jeden Ballen fünff Reichsthaler zahlen, sondern auch diejenige, welche zwar mit Büchern nicht handelen, doch derley verbottene Waar in ihren Häusern niedersetzen und zu verbergen sich unterstehen würden, jedesmahl Unserem Fisco Ecclesiastico mit 20 Goldgulden Straff verhafftet seyn".[2]) Jährlich mußte wenigstens zweimal eine allgemeine Untersuchung und Visitation aller Bücher durch Kommissare des Generalvikariates in allen Städten stattfinden. Nach dem Tode Klemens Augusts wurden die Verhältnisse für Buchhandel und Preßwesen günstiger, besonders als Freiherr von Fürstenberg die Regierung führte. Eine strenge Zensur gab es unter diesem anscheinend nicht.[3]) Fürstenberg war selbst eine gerade und offene Natur und fürchtete wohl auch die offene und freie Meinungsäußerung nicht, weil er sie nicht zu fürchten brauchte. „Er liebte keine Winkelzüge, verachtete die Schleichwege einer verrotteten Diplomatie und schloß

---

[1]) Vergl. Preßfreiheit und Zensur im Erzstift Köln in älteren und neueren Zeiten in „Materialien zur geistlichen und weltlichen Statistik des Niederrheinisch-Westfälischen Kreises und der angrenzenden Länder, nebst Nachrichten zum Behuf ihrer älteren Geschichte". 1. Jahrgang (Erlangen 1781). S. 163 ff.

[2]) Verordnung Klemens August's vom 1. Febr. 1746 (A. H.).

[3]) Nordhoff, Allg. d. Biogr. VIII. 236. Ein 1784 in Münster anonym erschienenes Buch „Etwas über Zensur und Bücherverbote" war leider nicht mehr aufzutreiben.

keine Kompromisse auf Kosten seiner Grundsätze, sein Weg war der gerade, sein Handeln konsequent, offen und aufrichtig", konnte sein Biograph mit Recht von ihm sagen.[1])

In ein völlig neues Stadium trat das Zensurwesen mit dem Beginne jener mächtigen Bewegung, die da französische Revolution heißt, eine der gewaltigsten im ganzen Leben der Menschheit und ein bedeutender Markstein in dem langen Kampfe der Presse um Freiheit.

Sobald von jenseits des Rheines die ersten schrillen Töne der französischen Freiheitshelden den deutschen Fürsten in die Ohren gellten, als sie sehen mußten, wie gleich einer alles mit sich fortreißenden Woge die neuen Ideen sich verbreiteten, ohne sich an die Grenzpfähle zu stören, da fürchteten auch sie für ihre morschen Throne und suchten in einer scharfen Unterdrückung jeder freien Meinungsäußerung den gefährlichen Eindringlingen einen starken Damm entgegen zu setzen.[2]) „Das rote Gespenst des Jakobinismus ging bei den besonnensten Regierungen um, die Angst, daß durch die Presse das fremde Gift eingeimpft werden könne, war bald beispiellos", und natürlich in den Nachbarländern Frankreichs, besonders im Westen, am größten. Zensurvorschriften, eine schärfer als die andere, kamen in rascher Folge, ja nicht nur das durch den Druck verbreitete, auch das gesprochene Wort kam unter Polizeiaufsicht. Besonders bezeichnend sind in dieser Beziehung die Zustände in den Herzogtümern Jülich-Cleve-Berg. Hatte man dort schon in früheren Zeiten ein wachsames Auge auf Zeitungsdrucker und Buchhändler gehabt,

---

[1]) Galland, Histor. polit. Blätter 82, 366. Fürstenberg selbst aber spricht sich in einem Briefe an den Kurfürsten Maximilian Franz über seine Verwaltung aus: „Vielleicht beschuldigt man mich auch einer übertriebenen Eifersucht für alles, was die Verfassung betrifft . . . ein Beweis meiner Aufrichtigkeit ist dieser: daß, bevor ich in die Administration kam, während der Administration und nachher, ich beständig die nämlichen Grundsätze geführet, allzeit offen und meistenteils schriftlich meine Meinung und Gründe zum Protokoll gegeben habe. Dieses konsequente und gerade Verfahren gegen Herrn und Land in den öffentlichen Angelegenheiten hat mir Zutrauen verschaffet." Galland a. a. O. 336.

[2]) So schreibt bezeichnend der Kollege Goethes, Geheimrat Voigt (28. Juli 1792): „Die französischen Affairen werfen unsere Denk- und Preßfreiheit in Deutschland auf mehrere Jahre wieder zurück. Jeder Fürst und Herr lauert und will gleich anfangs nichts aufkommen lassen, was Landesreligion und Unterwürfigkeit zu beeinträchtigen scheint." Bielschowsky, Goethe II. 71.

so wurden die Verhältnisse in den wildbewegten Tagen der französischen Revolution geradezu unerträglich.[1]) Da man im Lande selbst einflußreiche, bedeutende Organe nicht hatte, und die kleinen (Intelligenzblätter, Wochenblätter), bei nötiger Beaufsichtigung keinen großen Schaden stiften konnten, so galt es vor allem, den verderblichen Einfluß der auswärtigen Presse von den Untertanen fern zu halten. Eine Zeitung nach der andern wurde für Konterbande erklärt; das „Journal general de l'Europe", das zu Lüttich erschien, machte den Anfang, es wurde 1790 bei 100 Rtlr. Strafe verboten,[2]) 1792 folgten die Straßburger und die Mainzer Zeitungen, ja sogar Nicolais „Allgemeine Deutsche Bibliothek" wurde wegen ihrer gegen die christliche Religion gerichteten Tendenz bei 50 Dukaten Strafe verboten. (8. Juli 1794).[3])

Die Herausgabe von Zeitungen und periodischen Schriften war an eine landesherrliche Erlaubnis geknüpft. Der erste Abdruck eines jeden Blattes mußte der Zensurbehörde vorgelegt werden. Die Zeitungsschreiber waren „zur anständigen und bescheidenen Rede besonders in Bezug auf die Höfe und Regierungen, zur einfachen Erzählung der Tatsachen ohne Beifügung eigener Raisonnements und zur Nachweisung der Quellen, woraus auffallende Nachrichten geschöpft waren", verpflichtet.[4]) 1792 wurden „alle unter äußerem Gepräge von Lesegesellschaften stattfindenden Zusammenkünfte von Privatpersonen" aufgehoben[5]) und dieses Verbot zwei Jahre später dahin verschärft, daß die durch geheime Späher entdeckten Teilnehmer an Lesegesellschaften und dgl., wessen Standes sie auch seien, ohne vorherigen Prozeß mit Zuchthaus und nach der Größe ihres Verbrechens mit noch schärferer Strafe belegt werden sollten. Auch der Buchhandel wurde scharf überwacht. Wer ein anonym erschienenes

[1]) Nach der Polizeiordnung des Herzogs Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg (1608) war die Verbreitung von verbotenen Büchern und Schmähschriften bei der Strafe „der Winkelprediger", d. h. Strafe an Leib und Leben und im Falle des Entweichens des Straffälligen mit Konfiskation seines Vermögens untersagt, und die Pastöre, Schultheiße, Vögte und Richter hatten über die Befolgung dieser Vorschrift zu wachen. Vergl. Archiv für Gesch. d. deutschen Buchhandels IX, S. 243.

[2]) 1758 hatte Kurfürst Karl Theodor „das öffentliche Schreiben und Reden in Gesellschaft über Politik" streng verboten. Scotti Nr. 1847 u. 2389.

[3]) Scotti 2396. Am 17. April 1794 war die „Allg. d. Bibliothek" auch in Preußen verboten worden. M. St. A. (Stadt Herford. Depot I. 149).

[4]) Edikt Max. Josephs (6. Septbr. 1797). Scotti Nr. 2532.

[5]) Scotti Nr. 2389 u. 2814.

Werk verkaufte, fiel in eine Geldstrafe von 100 Rtlr. (Scotti 2425). Zur besseren Kontrolle mußten die Behörden ein Verzeichnis aller in ihrem Bezirke wohnenden Buchhändler, Buchbinder, sowie derjenigen, die mit Büchern ein kleines oder großes Nebengewerbe trieben, einsenden. (Scotti 2425.) Seit 1803 hatten alle mit Büchern Handel Treibenden bei einer Strafe von 100 Rtlr. der Polizei ihre Kataloge vorzulegen; solche, die keine obrigkeitliche Konzession hatten, durften nur zur Meßzeit Bücher feilbieten.[1])

Auch in Münster scheint man unter dem Einflusse der Zeitereignisse, die unter Fürstenbergs Regierung gelockerten Zügel der Zensur wieder straffer angezogen zu haben, wenigstens klagte der Herausgeber des „Münsterischen Gemeinnützigen Wochenblattes", J. W. Aschendorff, daß er wegen der Strenge der Zensur meist mit erborgten Artikeln sein Blatt habe füllen müssen.[2]) Man fürchtete auch hier ein Eindringen der neuen Ideen. Der Generalvikar erwirkte von dem Kurfürsten, daß öffentliche Gebete angeordnet wurden gegen den „auffallend neu erstandenen, höchst verderblichen Geist".[3])

Die damaligen Verhältnisse veranlaßten nun auch Fürstenberg als Generalvikar, ein schärferes Auge auf die Buchhändler, besonders die Lesebibliotheken in Münster zu haben. Es war ihm zu Ohren gekommen, daß der Weinhändler Claßen, der neben dem physischen auch den Lesedurst der Münsteraner durch eine Leihbibliothek stillte, eine Reihe gefährlicher Schriften ausleihe, die in einem besonderen, dem Rate nicht vorgelegten Kataloge ständen, und daß dies besonders bei den Studenten großen Unfug anrichte.[4]) Nach vielen Bemühungen gelang es endlich Fürstenberg, sich eine Abschrift dieses Nebenkataloges zu verschaffen. Er ließ die Bibliothek durch den Stadtrichter obsignieren und fand höchst verderbliche Bücher, z. B. den „Ardinghello", das „Mädchen v. Orleans", u. a. In einem Berichte an den Kurfürsten ersuchte er dann, dem

---

[1]) Mit dem Buchhandel war es daher im Bergischen auch anfangs des 19. Jahrhunderts schlecht bestellt. Wie Perthes (a. a. O. I/150) erzählt, mußten die Gymnasiallehrer in Düsseldorf sich jedes Buch, das sie nötig hatten, aus Frankfurt a. M. oder Essen kommen lassen.

[2]) Nach einer Aufzeichnung im Besitze des Herrn A. Hüffer.

[3]) Galland, Leben der Fürstin Gallitzin S. 192. Auch in Münster wurde damals die Marseillaise mit Begeisterung gesungen und das Manifest des Herzogs von Braunschweig verspottet. (H. Hüffer, Erlebtes 6).

[4]) M. St. A. (Geh. Cab. Reg.) P. XXXIII. B. 13.

Claßen die Konzession zu entziehen (22. April 1801) und machte den Vorschlag, künftig den Verkauf von Romanen und Komödien in öffentlichen Auktionen zu untersagen. Der Kurfürst verfügte daraufhin, daß von den zum Verkauf gelangenden Werken ein Katalog gedruckt und zugleich mit der Anzeige für das Intelligenzblatt zur Zensur vorgelegt werden solle.[1])

Kurfürst Maximilian Franz war überhaupt den Schriften, die nicht zur Bereicherung des Wissens beitrugen, nicht sehr wohl gesinnt. Als es sich darum handelte, in Münster eine neue Leihbibliothek zu bewilligen, sprach er in der Verweigerung der Genehmigung seine Ansichten in dieser Hinsicht aus. Den Inhalt einer solchen Bibliothek bildeten ja doch nur Romane, Zeit- und Flugschriften, deren Lektüre „keinen soliden Sinn verbreite". Das Publikum werde „mit unnützem Geschreibsel überspannt, Gedächtnis und Verstand mit einer idealischen Welt vollgepfropft. Die Sammlungen hl. Väter, theologische Schriften, große Geschichtswerke, Encyklopädien, das Corpus juris verdienten gemeinnützig gemacht zu werden." Zeitungen und Monatsschriften mögen nach seiner Ansicht „ungebildeten Leuten und Geschäftsmännern zur kurzen Übersicht der Fortschritte des Geistes der Zeit in den verschiedenen Wissenschaften, zur Anleitung oder zur Kompletirung ihrer Lektüre dienen, nur muß man nicht junge Leute zu voreiligen Polyhistors machen".[2])

Alle bisher betrachteten Zensurvorschriften sind noch milde zu nennen im Vergleich mit dem organisierten Überwachungssystem, wie es die französische Herrschaft brachte, wie wir später bei der Darstellung des Zeitungswesens jener Zeit sehen werden.

---

[1]) u. [2]) M. St. A. (Ebendort).

II. Abschnitt.

Die Anfänge der westfälischen Journalistik. Relationen und Flugschriften.

Wenn wir heute von einer Zeitung sprechen, so verstehen wir darunter eine Druckschrift, die innerhalb bestimmter Zeiträume in einzelnen Blättern erscheint und Nachrichten über politische oder sonstige Tagesbegebenheiten enthält.[1]) Doch hat das Wort Zeitung erst eine längere Entwicklung durchmachen müssen, ehe es zu der angeführten Bedeutung kam. „Zitunge“, ein verhältnismäßig junges Wort, hieß ursprünglich nur „Nachricht“ und bezeichnete eine mündlich oder schriftlich mitgeteilte Neuigkeit.[2])

Die Erscheinung, die wir heute Zeitung nennen, ist durch Verschmelzung dreier Gattungen der Nachrichtenvermittlung entstanden, die anfangs getrennt und unabhängig neben einander herliefen, und erst nach und nach zu dem einheitlichen Gebilde erwuchsen, das wir heute vor uns haben. Diese drei Gattungen, in denen die wesentlichen Merkmale der heutigen Zeitung liegen, stellen sich dar als die aus dem Brief des Mittelalters entstandene geschriebene Zeitung, die in bestimmten Zeiträumen (periodisch) erschien, die Relation, die wie die heutige Zeitung weite Verbreitung in alle Schichten des Volkes fand, und die Flugschrift, die in ihren „Raisonnements“ den Leitartikel im Keime enthielt. Diese Erscheinungen sind auch für die westfälischen Lande die Vorläufer und Keime der heimatlichen Journalistik geworden.

Da aber für diese Periode der Zeitungsgeschichte die Quellen für westfälisches Gebiet sehr spärlich fließen, so soll nur mit wenigen Worten

---

[1]) Vergl. Handwörterbuch der Staatswissenschaften von Conrad-Lexis. VI. Bd., S. 805 (Jena).

[2]) Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 6. Aufl. S. 434.

zur Vervollständigung des Gesamtbildes auf diese Kinderzeit der Journalistik eingegangen werden.

Von den ersten der genannten drei Vorläufer der modernen Presse, der handschriftlichen Zeitung, die ihre größte Verbreitung im Dienste des Großhandels und der Politik fand, ließ sich für unser Gebiet nichts ausfindig machen. Vielleicht ist bei dem großen Auto da fé, das die Wiedertäufer auf dem Domplatz in Münster veranstalteten, manches Schriftstück dieser Art verloren gegangen.[1])

Eine verhältnismäßig reiche Ernte aber liefert auch in Westfalen das Feld der zweiten und dritten Gattung, das der Relationen und Flugschriften.

Unter dem Namen Relation faßt man in der Geschichte der Journalistik jene fliegenden Druckblätter zusammen, die teils in einer ungefügen rohen Prosa, teils in holperigen Reimen von allerlei bemerkenswerten Ereignissen der neugierigen Menge „eilige Kunde gaben“.[2]) Sie erschienen nach der Erfindung der Buchdruckerkunst in ungeheurer Masse; alles und jedes, was das Interesse des Volkes erregen konnte, wurde der Mitteilung für wert erachtet; besonderer Vorliebe aber erfreuten sich Kriegsnachrichten, ausführliche Beschreibung von Prunk und Pomp bei Festen der Höfe, Mordgeschichten und wunderbare Himmelserscheinungen.

Trotz ihres unscheinbaren äußeren Gewandes und ihres mageren Inhaltes können wir die Relation mit Recht die Zeitung des Mittelalters nennen, denn sie leistete alles, was damals, da die Journalistik noch in den Kinderschuhen steckte, von einer Zeitung verlangt werden konnte. Sie stellte auch keine hohen Anforderungen, weder an ihre Verfasser noch an ihre Leser, denn zum Relationenschreiben war jeder befähigt, der einer merkwürdigen Begebenheit beigewohnt hatte und eine Presse fand, die ihm seinen Bericht zum Druck brachte. Der Inhalt aber beschränkte sich meist auf die ungeschmückte Mitteilung eines oder mehrerer Ereignisse, für die Analphabeten wurde das Verständnis erleichtert durch einen Holzschnitt, der das Gemeldete möglich drastisch zu illustrieren suchte.

---

[1]) Nordhoff, Denkwürdigkeiten 158. Münst. Gesch.-Quellen I. 333.

[2]) Außer dem Namen Relation, der (nach Prutz a. a. O.) den diplomatischen Verhandlungen entlehnt zu sein scheint, kommen noch die Bezeichnungen vor: Mär, Nachricht, Neues, Aviso, Post, Postreuter, Postillon, Kurier, Fama, Depesche, Felleisen, Newe Zeitung. (Prutz a. a. O. 100).

Die Relationen traten in jeder Hinsicht das Erbe der fahrenden Sänger an, die vor Gutenbergs Erfindung die deutschen Gaue durchzogen hatten. Buntscheckig und grell, und doch äußerst dürftig wie das Gewand dieser Fahrenden, war auch der Inhalt ihrer Botschaft.[1]) Die nahe Verwandtschaft zwischen den Relationen und den Liedern der Bänkelsänger zeigt sich auch darin, daß häufig die Relationen in gereimter Form abgefaßt sind, und eigens die Melodie angegeben ist, nach der die Verse zu singen seien, z. B. „Im Thon: O Welt, ich muß dich lassen". In dieser Form leben die Relationen auch in unsern Tagen noch fort in den „Mordgeschichten", wie sie auf Messen und Jahrmärkten wohl hier und da vorgeführt werden.

Auch in Westfalen fanden die Relationen bald nach ihrem Entstehen große Verbreitung, denn dort waren ja alle Vorbedingungen für ihr Aufblühen gegeben. Frühzeitig schon hatte das Buchdruckerhandwerk Eingang in die westfälischen Städte gefunden, und auch an Stoff fehlte es den Relationsschreibern nicht. Das Wiedertäuferdrama mit seinem buntwechselnden Leben und Treiben im neuen Zion, die Belagerung und Eroberung der Stadt Münster durch den Bischof, die Hinrichtung der Propheten gab zu einer Fülle von „Newen Zeitungen" Anlaß, besonders zu der Zeit, als sich die Wiedertäufer der Pressen bemächtigt hatten und wacker drucken ließen, ergoß sich eine ganze Flut von Relationen von Münster über Deutschland. Ein kleiner Teil dieser Druckwerke hat sich bis in unsere Tage gerettet.[2]) Als die Wiedertäuferunruhen sich gelegt hatten, lieferten die fortdauernden Kriegswirren, die Westfalen und die benachbarten Niederlande heimsuchten, reichen Stoff für die Schreiber der

---

[1]) Vergl. W. Crezelius, das geschichtl. Lied und die Zeitung des 16. u. 17. Jahrh. (Zeitschr. des Berg. Gesch.-V. Bd. 24, 1—22). Eine Übersicht über die Drucke solcher Lieder Goedeke Grundriß II. 287/315. Weller, Annalen der poetischen Nationalliteratur der Deutschen im 16. u. 17. Jahrh. S. 1—196. Nordhoff. Das Volkslied in Westfalen, in dessen altwestf. Dichtungen, Germania, Neue Reihe 6. (281—301). A. Jul. Becker, Über historische Lieder und Flugschriften aus der Zeit des dreißigjähr. Krieges. Rostock 1904. Zur Entstehungsgeschichte der Zeitungen. Beilage zur Allg. Ztg. 1899. Nr. 202.

[2]) Die Wiedertäuferzeitungen sind abgedruckt bei Weller, die ältesten deutschen Zeitungen; Cornelius, Münsterische Geschichtsquellen, 2. Bd. Berichte der Augenzeugen über das Münsterische Wiedertäuferreich, Münster 1853, S. IX—XI, führt elf solcher Relationen an. Die ausführlichste Zusammenstellung gibt Bahlmann, Zeitschr. f. v. G. u. A. 51. Bd., S. 141—148. Außerdem vergl. Bd. 27, S. 267 und Westphalia 1826/376, Hamm 1826.

„Newen Zeitungen“. Lemgo und Wesel (damals Niederwesel im Gegensatz zu Oberwesel am Oberrhein genannt) erscheinen häufig als Druckorte für Kriegsnachrichten aus Holland.[1]) In Wesel gelangte das Buchdruckergewerbe zu großer Blüte, als zahlreiche Gelehrte, die aus den Niederlanden wegen ihres Glaubens vertrieben waren, dort eine Zufluchtsstätte fanden. Bis 1568 war die Presse in Wesel frei. Als aber mit der steigenden Einwanderung die Flüchtlinge durch Flugschriften auf die Bewegung in ihrem Vaterlande einzuwirken suchten, wurde eine strenge Überwachung der Winkelpressen angeordnet, wie wir dies aus den Ratsprotokollen ersehen.[2]) Solange die Relationen objektive Berichterstatter waren, solange sie schlicht und einfach die Tatsachen ohne jede Beurteilung im guten oder schlechten Sinne brachten, ließ man sie ruhig gewähren. Als sie aber mächtige Bundesgenossen im Streite, besonders in den religiösen Wirren wurden, da hatten auch die geistlichen und weltlichen Behörden vielfach ein wachsames Auge auf sie. Die Flugschriftenliteratur, die also, wie schon erwähnt, einen Fortschritt gegen die Relationen bildet, weil sie auf eine Besprechung der mitgeteilten Tatsachen eingeht und das „Raisonnement“ liefert, hat auch in Westfalen eine große Verbreitung gefunden. Sie erblüht ja überall dort, wo konfessioneller oder politischer Hader die Gemüter erhitzt; und an religiösen oder politischen Wirren hat es im 16. und 17. Jahrhundert auch in Westfalen nicht gefehlt. Seitdem die Wiedertäufer in zahlreichen Flugschriften für ihre Lehre Propaganda gemacht hatten, bediente man sich bei den verschiedensten Anlässen der Flugschriften und Pasquille als Agitationsmittel; so trafen z. B. scharfe Schmähschriften 1555 den Weihbischof Johann Kridt wegen seines Reichtums.[3]) Besonders heftig aber befehdeten sich die Parteien mit Flugschriften in den Kämpfen des Bischofs Christoph Bernhard von Galen mit der Stadt Münster, doch wuchsen diese Pamphlete meist zu dickleibigen Büchern an, so daß sie in einer Geschichte des Zeitungswesens wohl unbeachtet bleiben können.

---

[1]) Weller hat folgende Nummern Lemgo: 702, vom Jahre 1589 Niederwesel: 228, 229, 397, 405, 569, 674, aus den Jahren 1572—1588. Außerdem befindet sich eine Relation in der Zeitschr. f. v. G. u. A. Bd. 36, S. 81, die 1599 zu Paderborn gedruckt, das Treiben der spanisch-niederländischen Soldateska beschreibt. Vergl. auch: Nordhoff, Zwölf Zeitungen aus dem dreißigjährigen Kriege. (Z. f. v. G. u. A., Bd. 36, I. Heft, 33/82.)

[2]) Näheres s. Zeitschr. des Berg. Geschichtsvereins, Bd. 2, S. 358 ff.

[3]) Nordhoff, Denkwürdigkeiten, 166., und Niesert, Beiträge zu einer Buchdruckergesch. Münsters. S. 153; weitere Belege bei Nordhoff.

III. Abschnitt.

Die periodischen Zeitungen in ihren ersten Anfängen.

Mit der größeren Verbreitung der Relationen kam es auch bald zur Gründung periodisch erscheinender Zeitungen. Der erste Schritt auf dem Wege von der Relation zur periodischen Zeitung geschah in der Weise, daß man Nachrichten, die entweder zeitlich oder örtlich in Beziehung standen, auf einem Blatte vereinigte. Mit der allmählichen Ausbildung eines geregelten Botenwesens und eines Nachrichtenverkehrs, besonders durch die Einführung der Posten, war dann das öftere Erscheinen solcher Relationssammlungen gegeben. Die Nachrichten, die der an bestimmten Tagen eintreffende Bote mitbrachte, wurden einfach auf ein Blatt gedruckt, und die „Zeitung" war fertig. An solchen Orten nun, wo wichtige Poststraßen vorbeiführten oder sich kreuzten, und daher die meisten Neuigkeiten zusammenströmten, kam es natürlich früher und leichter zu der Herausgabe einer periodischen Zeitung. Daher bildete auch das „Zeitungs- oder Avisenschreiben" oft einen einträglichen Nebenerwerb der Postmeister, denn diese Zeitungen erfreuten sich damals großer Beliebtheit. Doch gingen auch die periodischen Zeitungen lange nicht über den Stoffkreis und die Darstellungsweise der Relationen hinaus. Von einer kritischen Beleuchtung der berichteten Tatsachen und Vorfälle, von einem politischen Raisonnement war natürlich noch keine Rede. Nur die Neugier des Volkes sollte befriedigt werden, und das Volk wollte auch nichts anderes. „Sie eilen nach den Posthäusern und Zeitungskrämern, und wird ihnen die Zeit zu lang, zu erfahren, was der König von Frankreich, der Papst und der Sultan zu Konstantinopel mache, ob der Berg Ätna und Vesuvius noch brenne, und ob die Retourschiffe in Holland und England glücklich angekommen sind oder nicht." [1])

---

[1]) Stieler (bei Opel. Anfänge der deutschen Zeitungspresse). Archiv für Gesch. d. deutschen Buchh. III. 5.

In Westfalen war das Interesse für die „Avisen“ an einigen Orten schon früh erwacht.[1]) Mancher betriebsame Buchdrucker kam auf den Gedanken, seine feiernde Presse durch den Verlag von Relationen wieder in Betrieb zu setzen, auch zog wohl hier und da ein rühriger Postmeister aus der günstigen Lage seiner Station Nutzen und verschaffte sich durch die Herausgabe von Postzeitungen einen guten Nebenverdienst; leider haben wir über die ersten journalistischen Unternehmungen in Westfalen nur sehr spärliche, unsichere Nachrichten. Die erste periodische Zeitung Westfalens, von der wir Kunde haben, erschien in Herford und zwar schon im Jahre 1630. Diese interessante Mitteilung verdanken wir dem unermüdlichen westfälischen Historiker P. Fl. Weddigen, der in seiner Schrift „Beschreibung der Grafschaft Ravensberg“ berichtet, daß in Herford im genannten Jahre eine Zeitung unter dem Titel: „Coniun- und Augirte Wöchentliche Avisen“ gedruckt bei Moritz Vogt, erschienen sei. Als diese Angabe angezweifelt wurde, sah er sich veranlaßt, eine nähere Beschreibung der Zeitung zu liefern.[2]) Es sei hier eine Probe aus dem Inhalt gegeben: Hamburg 12. 8 br. Oktober. „Der König von Schweden hat sein Volk an einen Ort, genannt Desow, drei Meyl von Lübeck an Landt gesetzt. 300 000 zu Fuß 3000 Roß ietzo kümpst Zeitung, daß er Rostock belagert und die Wismarischen Schiffe alle eingejagt haben, sollte auch nach Demnitz, so ein starker Paß, ziehen und helt man dafür, wenn er desselben könte mächtig werden, würde er den Kaiserischen in Pommern und Mecklenburg allen Sukkurs abschneyden können, köndte auch Magdeburg desto besser beschützt werden. Man hat hie lauffende Zeitung der Administrator hab Havelburg eingenommen. Der Bodt von Dantzig hat Zeitung gebracht, die Schwedischen hetten Colberg durch ein Anschlag gewiß eingenommen, indem sie sich

---

[1]) So proponierte in den Landtagsakten der Grafschaft Limburg aus dem 17. Jahrh. einer der Stände: „Es kommen jetzt, wie man höre, Avisen (Zeitungen) heraus, worin von großer Herren Praktiken, Kriegen, Frieden u. s. w. wöchentlich Nachricht gegeben wird. — Quaeritur: „Ob es nicht gut sey, eine dergleichen Avisen zu halten?“ Es wurde dann dem Proponenten aufgetragen, eine solche Avise zu bestellen, die von einem adeligen Hause zum andern zirkulieren sollte! Über das adelige, weltliche Fräuleinstift Elsey in der Grafschaft Hohenlimburg (Aschenbergs „Niederrhein.-westph. Blätter“, II. Bd. 591).

[2]) Neues fortgesetztes Magazin 1798, I. 66 ff; vergl. auch Göttinger gelehrte Anzeigen 1790, 134. Stück; Nordhoff, Zeitschr. f. v. G. u. A. Bd. 421/147 f, Denkwürdigkeiten 217.

vor der Stat sehen ließen, als ob sie alles Vieh hinweg treiben wollten, dahero die Kayserischen sich hinausbegeben, die Bürger aber hatten die Thor verspärret, die übrigen Kayserische erschlagen und die Schwedische eingelassen, dahero die Kayserische draußen meistenteils geschlagen und zerstrewet werden u. s. w.

Aus alten Stettin vom 27. VII. bris. Mit einnehmung und verübter Tyranei zu Posewaldt ist es viel erger zu gangen als vor acht tagen gemeldet worden. Man hat die Bürger und Soldaten jämmerlich umb das Leben gebracht, die Predikanten aber lebendig ins Feuer geworfen. Der Stadt Ockermunde, in welcher die Schwedische 8 Stück Geschütz gehabt, ist es auch nicht besser ergangen. Man hat die Porten verschloßen gehalten, darnach die Stadt in Brandt gesteckt und also iung und alt verschmort und verbrandt. Inmittelst begaben sich täglich zwischen den Schwedischen und Kayserischen starke Scharmützelen und fangen auch die Kayserischen an von Gärz und andern Orten auff und nach Meckelenburg unn der Stadt Magdeburg zu ziehen."

In Herford scheint also eine regelmäßige Botenverbindung mit den Städten an der Küste der Nord- und Ostsee bestanden zu haben. Weddiggen behauptet sogar, daß schon vor 1630 in Herford Zeitungen erschienen seien, die sich nach der Angabe des Herrn Stadtdirektors Dietrichs von Herford, dem er auch die Nachricht von den erwähnten Avisen verdankt, auf dem Rathause in Herford befänden. Wahrscheinlich wurde dem Zeitungsunternehmen durch den dreißigjährigen Krieg, der ja die Blüte der Stadt völlig vernichtete, ein jähes Ende bereitet.

Auch in Münster kam es (nach Nordhoff) [1]) einige Jahre später zur Gründung periodischer Blätter. Während der Friedensunterhandlung

---

[1]) Nordhoff, Denkwürdigkeiten. 167. Doch müssen wir Nordhoff die Verantwortung für diese Angabe überlassen. Er schreibt: „Diese Nachricht verdanke ich der Mitteilung des Herrn cand. phil. Aander. Sie findet sich in Gundlings „Gründlicher Diskurs über den westfälischen Frieden", angebunden Feustel, „Die Ursachen des dreißigjährigen Krieges" (Frankfurt u. Leipzig 1736), der zugleich die Seltenheit dieser Druckstücke andeutet." Seitenangabe ist nicht vorhanden, und es ist mir auch nicht gelungen, die Bestätigung der Mitteilung aus dem umfangreichen Werke festzustellen. Es wird dort im Index wohl ein „Mercure historique" genannt, aber nicht gesagt, daß er in Münster erschienen sei; es wird dies wohl der berühmte „Mercure historique et politique contenant l'état present de l'Europe, ce qui se passe dans toutes les cours ect." gewesen sein, der 1686 bis 1782 in Parme und La Haye erschien, (Vergl. Hatin, Bibliographie historique et critique de la presse periodique

(1648) sollen nämlich dort wöchentlich „Acta“ und ein „Mercur historique“ erschienen sein. Mit dem Weggange der Gesandten hatten jedenfalls auch diese, nur durch den belebteren Verkehr und eine geregeltere Nachrichtenvermittlung ins Leben gerufenen Zeitungen ein Ende. Trotzdem in Münster der Buchdruck in verhältnismäßig hoher Blüte stand, hören wir doch lange Zeit nichts von einer Zeitungsgründung dort. Wahrscheinlich sah die Zensurbehörde den Buchdruckern zu scharf auf die Finger, und da diese ihr Handwerk auf Grund eines bedingten Privilegs ausübten, so hüteten sie sich wohl, durch ein noch dazu einen sehr zweifelhaften Gewinn versprechendes Unternehmen ihr Privileg zu verscherzen.

Erst in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts soll in Münster wieder eine regelmäßige Zeitung erschienen sein, in der Stadt selbst zweimal wöchentlich gedruckt, in Quartformat unter dem Titel: „Münsterische Staats-Relation derer neuesten Europäischen Nachrichten und Begebenheiten“.[1]) Ein Exemplar dieser Zeitung war nicht mehr aufzutreiben, auch sonst nichts Näheres über das Blatt zu ermitteln. Schon der Titel läßt darauf schließen, daß es sich auch hier um eine ähnliche Zusammenstellung von allerlei Nachrichten gehandelt haben wird, wie in der genannten Herforder Zeitung. Später kam es in Münster noch zu mehreren ähnlichen Versuchen von Zeitungsunternehmungen, die aber wegen ihres engen Zusammenhangs mit der Gründung des Intelligenzblattes an einer andern Stelle besprochen werden sollen.[2])

---

française. Paris 1866.) oder der „Mercure parisien“, der seit 1649 in Paris erschien (Hatin a. a. O. S. 17). E. Aander erwähnt den „Mercur historique“ auch in einem Artikel der Zeitschrift f. v. G. u. A. (Bd. 35/154): „Gründliche Nachrichten über den westfälischen Friedensschluß.“

[1]) Westfalens Oberpräsident Frhr. von Vincke, sein Leben und seine Zeit. (1774—1844). Vom Verfasser der Schrift: Das Haus Rothschild, seine Geschichte und seine Geschäfte. Lemgo u. Detmold 1858. (S. 126). Auch diese Nachricht ist mit Vorsicht aufzunehmen. Lange vor den Tageszeitungen gab es in Münster Kalender, die neben dem herkömmlichen „Prognosticon Astrologicum“ (so z. B. im Jahrgang 1646 des bei B. Raesfeld erschienenen Kalenders „durch Johannem Gigantem sonsten Riesen, Doctorem Medicum et Mathematicum zu Münster, calculiret“) auch geschichtliche Nachrichten oder Beschreibungen von Tagesereignissen brachten (z. B. Von dem Ursprung, Nahmen und Thaten derer Völker, welche Münster erbauet (1762) oder einen Bericht über die Feier beim Einzuge des neuen Landesherren, Maximilian Friedrich (1763), sie konnten einigermaßen die fehlende Zeitung ersetzen.

[2]) Vergl. den Abschnitt VI über das Intelligenzblatt.

Verlassen wir nun diese sporadisch auftauchenden Erscheinungen und wenden uns einem Blatte zu, das mehr Bedeutung erlangte, sich einer längeren Lebensdauer erfreute, und über das wir eingehendere Nachrichten besitzen.[1]) Schon mehrfach ist auf den engen Zusammenhang zwischen Journalismus und Postwesen hingewiesen worden. In Westfalen bietet die Zeitungsgeschichte von Lippstadt einen interessanten Beleg für diese Behauptung, und hier haben wir den sonst in westfälischen Landen seltenern Fall, daß die Post zugleich die Herausgabe von Zeitungen besorgte. Lippstadt hatte als Grenzpostamt und als wichtige Station auf der vom Großen Kurfürsten angelegten Poststraße Königsberg—Berlin—Cleve eine Bedeutung, wie kaum eine andere Stadt in westfälischen Landen. 1777 wurde es in der Postkonvention zwischen Preußen und Taxis erwähnt, und alle Briefe aus dem Reich, der Schweiz, Italien, die für die westfälischen Provinzen und Ostfriesland bestimmt waren, mußten über Lippstadt befördert werden.[2]) Daher genoß Lippstadt auch den Vorzug, daß sein Postamt mit tüchtigen Berufsbeamten besetzt wurde, denn nur wichtige Haupt- und Grenzpostämter konnten sich damals dieser Vergnügung rühmen, während der sparsame König Friedrich Wilhelm I. die weniger bedeutenden Stellen dem gab, „der am habilsten ist und am meisten giebt“ (d. h. für die Rekrutenkasse).[3]) Im Jahre 1700 wurden neben der Reitpost auch fahrende Posten eingerichtet, und in Lippstadt fand Pferdewechsel statt. Ein solch verkehrsreicher Platz, wo die Postillone Nachrichten sowohl aus der Landeshauptstadt als auch aus den belebten Gegenden am Niederrhein mitbrachten, war so recht geeignet zu einer Zeitungsgründung. Zu einer Zeit, wo von Reporterwesen, Depeschenbureaus und ähnlichen Errungenschaften der modernen Presse auch der kühnste und gewandteste Zeitungsdrucker sich noch nichts träumen ließ, war man froh, wenn an einem Orte nur einige Nachrichten, sei es durch mündliche Mitteilung

---

[1]) Vergl. die Skizze, die Ladwig in der Festschrift zur Eröffnung des neuen Reichspostgebäudes in Lippstadt gibt, der wir im wesentlichen gefolgt sind. Ladwig schöpfte seine Nachrichten aus dem Fürstl. Lipp. Archiv zu Detmold. Repert. XXXVI. Registratur und Repertorium über Lippstadt. C. Jura superioritatis III. Edicta publ. Nr. 6 d. Intelligenzblätter. Die Bibliothek des Gymnasiums zu Lippstadt besitzt von der „Lippstädtischen Zeitung“ folgende Jahrgänge: 1795 vollständig, 1796 die drei letzten Quartale, 1797 das erste Quartal, 1798 das dritte und 1812 wieder vollständig. Die Blätter wurden mir zur Einsichtnahme in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt.

[2]) u. [3]) Ladwig 16.

der Reisenden, sei es durch auswärtige Zeitungen, zu verwerten waren. Der Gehalt derartiger Blätter — der damaligen Zeitungen — war daher meist Arbeit mit Schere und Rotstift. Mit Ausnahme des lokalen Teils, der zudem oft sehr dürftig war, brachten diese Zeitungen nur eine Essenz, oder besser gesagt, ein Gebräu aus so und soviel anderen Organen.

Auch in Lippstadt kam es 1710 zur Herausgabe einer solchen Postzeitung. Dem Magistrate der Stadt wurden nämlich auf Veranlassung des preußischen Postmeisters Pöppelmann in Lippstadt die Konzession erteilt „Avisen im Druck ausgehen zu lassen", und diese Konzession durch ein Edikt der lippischen Regierung vom 30. 11. 1710 bestätigt. Den Verlag und die Herausgabe der Zeitung übernahm der erwähnte Pöppelmann, gedruckt wurde das Blatt bei W. Herbst, der im Jahre 1710, unter dem Schutze der preußischen und lippischen Regierung, seine Presse in Lippstadt errichtet hatte.[1])

Die Zeitung erschien zum erstenmale am 29. November 1710, bestehend aus einem halben Bogen in Quartformat. Den Hauptinhalt bildeten nach Ladwig Räubergeschichten, wozu es damals an Stoff in jenen Gegenden nicht mangelte. Von großem Vorteil für die finanzielle Lage der Zeitung war es, daß sie durch Anzeigen reichlich unterstützt wurde; nicht nur benützte die Behörde sie zu Bekanntmachungen, auch das Publikum bedachte sie reich mit Anzeigen; war sie doch neben einer Hamburger Zeitung eines der ersten Blätter, das auch Familiennachrichten brachte.[2])

---

[1]) Nordhoff, Zeitschr. f. v. G. u. A. Bd. 41 II, 136 ff. Nach Ladwig (a. a. O. S. 14) wurde die Zeitung bei Adolf Hendrich Meyer gedruckt. Doch kann dieser erst später den Druck übernommen haben, da er nach Nordhoff (a. a. O. 194) erst 1720 nach Lippstadt kam. Über das Privilegium zur Zeitung vergl. v. Steinen: Westf. Gesch. IV. 924 f. Die preußische Kabinettsordre ist datiert vom 8. 11. 1720.

[2]) Die uns heute so ganz selbstverständlich erscheinende Sitte, Freunde und Bekannte von freudigen oder traurigen Familienereignissen durch die Zeitung zu benachrichtigen, ist erst ziemlich spät aufgekommen. Löbl (Kultur und Presse 40) berichtet, daß der Mann, der 1792 im „Hamburger unparteiischen Korrespondenten" die erste Heiratsanzeige veröffentlichte, dies mit dem Hinweis darauf entschuldigen zu müssen glaubte, daß diese Art der Bekanntmachung in England schon lange herkömmlich sei. (Vergl. zur Geschichte des Anzeigewesens: Munzinger, das Inseratenwesen in den deutschen Zeitungen, und Schacht, Beil. z. Allg. Zeit. 1899). Nach Löbl erschien in der „Leipziger Zeitung" die erste Todesanzeige 1790, die erste Vermählungsanzeige 1794, die erste Geburtsanzeige 1797 und die erste Verlobungsanzeige gar erst 1816. Es ist daher interessant, daß im Jahrgang 1795 der „Lippstädtischen Zeitung"

Trotzdem scheint Pöppelmann keine Seide bei seinem Unternehmen gesponnen zu haben, seine Witwe behauptete wenigstens später, daß sie

(dem ältesten, der mir zugänglich war) sich Todesanzeigen schon häufig finden, ebenso schon Geburtsanzeigen (z. B. 1795, Nr. 80, 19. Mai), und Heiratsanzeigen z. B. 1795, Nr. 12, 20. Jan., eine Anzeige aus Bayreuth, die hier mitgeteilt sei. „Allen meinen geehrten Anverwandten Freunden und Bekannten habe ich die Ehre meine mit der Reichsfrey-Hochwohlgeboren Freyin von Vietinghoff des Ritter Hauptmanns, auch des rothen Adlerordens, und des Ordens für den Verdienst Ritter, dem nächst aber auch Erb- und Gerichtsherrn von und zu Truppach, Herrn Freyherrn von Vietinghoff, Reichsfrey — hochwohlgeboren, Fräulein Tochter vollzogene Eheverbindung, unter Verbittung aller Gratulationen hierdurch ganz ergebenst bekannt zu machen. Bayreuth den 3. Januar 1795. Friedr. von Westhoven aus dem Hause Heidthoff. Kgl. Preuß. Premierlieutenannt im Regiment von Grevenitz." Auch schon Verlobungsanzeigen kommen vereinzelt vor. So z. B. 1795, Nr. 64, 21. April, wo es heißt: „Unsern auswärtigen Verwandten, Gönnern und Freunden haben wir die Ehre unsere Verlobung und nächstens vollzogene eheliche Verbindung hiermit ganz ergebenst bekannt zu machen u. s. w." Es ist nicht recht einzusehen, weshalb man so lange vor der Bekanntmachung durch die Presse zurückscheute, vielleicht betrachtete man es als eine Profanierung des stillen Heiligtums der Familie. Allerdings berechtigt die Fassung der Anzeigen in der „Lippstädtischen Zeitung" nicht zu diesem Schlusse, denn dort wird meist mit heute komisch wirkender Offenheit geredet. Folgende Todesanzeige möge eine Illustration dazu liefern.

Am 10. April 1795 (Beilage zu Nr. 58) zeigt Zacharias Baedeker den Tod seiner Gattin an wie folgt:

Die trauteste Gefährtin meines Lebens, Anna Theodora, eine gebohrene Bastians, mit der ich beinahe 20 Jahre manchen Zephir und Sturm empfand, und Ihr es dann recht deutlich machte, daß alles disharmonisch in die Reihe der Dinge paßte, wurde gestern von unserem Schöpfer zu einem Freudenfeste eingeladen, das ewig dauern soll; nachdem sie noch vor wenig Wochen mit Simeons Freuden, Ihren neugebohrenen ersten Enkel elastisch an Ihrem ausgedörrten Busen drückte, ihn mit ihren verwelkten Lippen zärtlich küßte und so diesen neuen Welt- und Himmelsbürger, nach großmütterlicher Sitte, freudetrunken bewillkommte. Ihr Körper wurde schon im vorjährigen Augustmonate zu dieser Reise in Ihrem 59. Jahre zuerst durch eine sehr schmerzhafte Dissenderie und darauf erfolgte völlige Auszehrung, mit vielen Leibschäden begleitet, geschickt gemacht. Geschmückt mit allen Tugenden der ökonomischen Hausfrauen, ruhe sanft ihre Hülse im Grabe, im Elisium aber hoffe ich mich dereinst mit ihren hinterlassenen 4 Kindern dicht an ihre Seite zu drängen. Da ich mich selbst nicht

1000 Taler bei der Zeitung zugesetzt hätte.[1]) Erst Pöppelmanns Nachfolger, dem Postmeister Rudolf Friedrich Gelpke, gelang es, die Zeitung so zu fördern, daß sie bis zur Franzosenzeit eines der gelesensten Blätter Westdeutschlands war. Doch dürfen wir darum noch nicht allzu hoch von ihren Leistungen denken. Auch in der Redaktion der „Lippstädter Zeitung" wird Rotstift und Schere eine große Rolle gespielt haben. Es

---

sehr betrübe, wenn eine lang gequälte Dulderin hienieden, die bey einer eisernen Natur, unter der Last der härtesten Leiden endlich ihr Haupt neigt, und dann erst recht zur frohen Unsterblichkeit neu gebohren wird, so verbitte ich mir auch ganz natürlich alle Beileidsbezeigungen von meinen auswärtigen Anverwandten und Freunden auf das ergebenste.

Essen den 3. April 1795.

Zacharias Baedeker.

Am 25. Juli 1795 zeigte C. Schwerz an, daß „die Ehefrau seines von der Frankfurt an der Oder Messe noch nicht zurückgekommenen Bruders" gestorben sei. (1795, Nr. 124, Beilage).

Es kam auch vor, daß die Sitte, Sterbefälle in der Zeitung bekannt zu machen, in frivoler Weise mißbraucht wurde. 1797 mußte ein Freiherr von Benckendorf in der „Lippstädtischen Zeitung" mitteilen, daß sich „ein boshafter Spaßmacher erlaubt habe, sein am 4. Februar vorgeblich erfolgtes Absterben bekannt zu machen" und setzte eine Belohnung von 30 Rtlr. auf die Entdeckung des Frevlers, der ihn durch übertriebene Beilegung eines Ruhmes, auf den er keinen Anspruch mache, lächerlich zu machen gesucht habe. Die fragliche Todesanzeige lautete:

„Mit dem tiefen Trauergefühl einer sehr gebeugten Gattin, eile ich meinen und meiner verewigten theuren Gemahls — Verwandten und Freunden dessen am 4. d. erfolgten tödtlichen Hintritts, als Folge einer schmerzlichen Brust-Entzündung im 37. Jahre seines thätigen Lebens bekannt zu machen.

Theils alte — aufgerissene Blessuren, die der Wohlselige aus der Schlacht bey Crefeld als Trophäen seines Muthes an sich trug, theils Neuere vom Treffen bey Kirchheim Polander — die seine ermattete Kräfte den völligen Stoß gaben — waren die Wirkungen die sein Ende beschleunigten, gewohnt, den Degen zu führen, und den Feinden einen ergrauten Krieger zu zeigen, huldigte auch der Schule Aesculaps und er konnte die Wunden die er schlug, auch ebenso geschickt heilen.

Doppeltes Verdienst um die ihn jetzt beweinende Menschheit, doppelter Grund daß auch meine Thräne so reichlich seinen Hügel netzen.

O möchten empfindsame Seelen sein Andenken segnend feiern — er ruhe in Frieden — und wir wollen also seinen lehrreichen Beyspiel bis zum Tode folgen.

Düsseldorf 6. Febr. 1797.

Wittwe Freifrau von Benckendorff nee de Miltiz von Marburg".

[1]) Ladwig 15.

geht dies wenigstens aus einigen zeitgemäßen Urteilen hervor. So schreibt der Prediger Schwager in seinen „Bemerkungen auf einer Reise durch Westfalen bis an den Rhein": „In Lippstadt kömmt eine Zeitung heraus, die schnell durchgelesen werden kann, nähme der „Unparteiische Korrespondent", die „Weselsche Provinzialzeitung" und eine Frankfurter ihren Anteil zurück, so bliebe wohl nichts übrig. Vormals sprach sie oft davon, was unser Felleisen Neues mitgebracht hätte, und wer es nicht besser wußte, staunte wohl über „unsere" Briefe und „unser" Felleisen und nahm alles für baares Geld. Daß der Redakteur in seiner Lage und für sein bescheidenes Honorar nichts weiter geben kann, bescheidet sich wohl jeder Leser, der das Unterste der Karte kennt, und es wäre hart, ihm das schlechte Papier und die stumpfen Typen entgelten zu lassen." [1]) Trotz ihres mageren Inhaltes wurde die Zeitung viel gelesen und brachte ihrem Herausgeber, wie bereits früher erwähnt, zeitweise einen schönen Gewinn. Der Buchdrucker Lange spricht in einer Eingabe vom Jahre 1820 von 2—3000 Thlr., die ihm das Blatt eingetragen habe.[2]) Kein Wunder, daß sich auch der Neid regte, und man verschiedene Versuche machte, dem Postmeister das Privileg streitig zu machen.[3])

Auch mit der Zensur kam Gelpke bald in Konflikt, trotzdem er doch bei den gefährlichen politischen Nachrichten sehr vorsichtig war, und wohl nur privilegierte Zeitungen als Quelle für dieses Fach benutzte. Damals war man sehr empfindlich gegen jede auch nur im Geringsten verletzende oder beleidigende Notiz, und so hatte Gelpke, wie Ladwig (a. a. O. S. 16) berichtet, trotz aller Vorsicht, einem der vielen Reichsunmittelbaren etwas auf den Fuß getreten. Dieser beschwerte sich beim Könige von Preußen, und der wollte kurzerhand die Zeitung unterdrücken. Gelpke aber bat demütig um Gnade, wandte sich an den ihm wohlgesinnten Generalpostmeister in Berlin, und es gelang, die schon vom Samtrichter Beck in Lippstadt im Jahre 1733 verfügte Konfiskation der

---

[1]) Schwager 363.

[2]) Ladwig 15.

[3]) So erbot sich unter Gelpkes Redaktion ein gewisser Arnold Brinkmann, jährlich 300 Tlr. an die Rekrutenkasse in Potsdam zu zahlen, wenn man ihm den Verlag übertrage. Ein ähnliches Gebot machte der Postmeister Klug von Soest, wo Gelpke eine zeitlang sein Blatt hatte drucken lassen. Doch wiewohl Friedrich Wilhelm gern den Betrag seinen Rekruten hätte zugute kommen lassen, so lehnte er doch sofort beide Angebote ab, als er erfahren, daß das Privileg des Postmeisters Gelpke zu Recht bestehe. Ladwig ebd.

Zeitung rückgängig zu machen, der Redakteur „gazettier" Hoffmann wurde entlassen.[1]) Gelpke war Berufsbeamter und verstand es wohl, eine Zeitung für damalige Verhältnisse mit Geschick zu redigieren. Voll Selbstbewußtsein versicherte er dem Postmeister von Soest gegenüber, der nur einen Fußboten unterhielt, während ja Lippstadt wichtiges Grenzpostamt gegen Münster und Kurköln war, daß „der Zeitungsverlag nur einem so großen Postamte wie Lippstadt möglich sei, weil es die Kosten für den Debit in fremden Landen tragen könne."[2])

Mag aber auch immerhin der Lippstädter Postmeister von der Wichtigkeit seiner Tätigkeit als Redakteur noch so fest überzeugt gewesen sein, so war doch die Bedeutung der genannten Zeitungen, die in damaliger Zeit unsere politische Presse vertraten, recht gering. Der Neuigkeitssucht des Publikums zu dienen, war für viele die höchste Aufgabe, und bei der Wahl der mitgeteilten Nachrichten waren dieselben Rücksichten geltend, wie auch ein Jahrhundert früher bei den Relationen. Die Vorgänge auf dem Kriegstheater der verschiedenen Länder, prunkvolle Feste an den Höfen der Großen, Mord und Totschlag bildeten nur allzuoft die einzige Kost, die diese Blätter dem Volke boten.[3]) Sehr treffend hätte ein eifriger Leser auf diese zu Zeitungen gewordenen Relationen die Worte des biederen Spießbürger im „Faust" anwenden können:

„Nichts Besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei
Die Völker auf einander schlagen.

---

[1]) Ladwig 15.

[2]) Ebd. 16.

[3]) „Die Kleinlichkeit, Geschwätzigkeit und Augendienerei des damaligen Zeitungswesens geißelt vorzüglich Müller von Itzehoe in seinem Roman „Siegfried von Lindenberg" durch die satirische Beschreibung der von dem Schulmeister „mit gnädigster Höchstadeliger Permission herausgegebenen Lindenbergischen politischen und literarischen Novitätenstafette".

Vergl. A. Brand, Müller v. Itzehoe (34/35). Berlin 1901 und Müller von Itzehoe, Siegfried von Lindenberg (herausgegeben von H. Pröhle (Kürschner) D. N. L. Bd. 137). Auch die moralischen Wochenschriften richten ihre satirischen Pfeile auf die übereifrigen Zeitungsleser. Vergl. z. B. „Westphälischer Beobachter" (Cleve 1755) 75. Stück 634/6. „Schreiben der Gesellschaft der Zeitungsverständigen."

Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und segnet Fried' und Friedenszeiten."

Eine höhere Aufgabe stellte sich eine andere Gattung von Zeitschriften, die meist jede Politik aus ihren Spalten fern hielt, aber die wichtigste journalistische Erscheinung des 18. Jahrhunderts genannt werden darf — die moralischen Wochenschriften, deren Betrachtung das folgende Kapitel gewidmet sein soll.

IV. Abschnitt.

Die moralischen Wochenschriften Westfalens.

„Der Deutsche empfindet das Bedürfnis der sittlichen Einkehr bei sich selbst lebhafter als die übrigen Völker Europas, er feiert den Karneval und den Aschermittwoch immer zugleich und betrachtet sein eigenes Gesicht selten im Spiegel, ohne sich daran zu erinnern, daß doch eigentlich ein Totenkopf dahinter steckt. Darum nimmt er die Kunst lieber von der ernsten Seite, und Dichter, die ihm einen Rosenkranz reichen, sind ihm willkommener, als Dichter, die ihm zum Tanze aufspielen, neben dem Beschaulichen verlangt er das Erbauliche." [1])

Wenn Friedrich Hebbel mit diesen Worten einen Grundzug des deutschen Wesens, wenn auch mit etwas Übertreibung charakterisiert hat, so bietet uns wohl keine Epoche deutscher Geistesgeschichte einen augenfälligeren Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung, als das Jahrhundert der „Moralischen Wochenschriften".

In England, dessen Literatur in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts einen starken Hang zum Didaktischen aufweist, waren die ersten moralischen Wochenschriften, begünstigt von den philosophischen Ideen eines Shaftesbury u. a., entstanden. In rascher Folge erschienen 1709 Steeles „The Tatler", Addisons „Spectator" und „Te Guardian", gewannen bald ungeheure Verbreitung und bewirkten die heilsamste Umgestaltung des künstlerischen Geschmackes sowohl, wie der gesamten sittlichen und politischen Denkart. Die großartigen Erfolge, die die stammverwandten Nachbarn jenseits des Kanals mit ihren moralischen Zeitschriften erzielten, erfüllten die Deutschen mit Bewunderung und machten sie, die ja nur allzuschnell bereit sind, wenn es etwas nachzuahmen gilt, bald zu gelehrigen Schülern der Engländer. Ihre oben angedeutete Vorliebe für Moralisieren bewährte sich hier vortrefflich. Wie Pilze nach einem

---

[1]) Fr. Hebbel, Sämtl. Werke, Bd. XII (Hesse 103 104).

Sommerregen schossen allüberall die verschiedensten Wochenschriften aus der Erde. Freilich war ja für Bestrebungen, wie sie uns in diesen Zeitschriften entgegentreten, damals in Deutschland ein überaus günstiger Boden.[1])

Die Betrachtung der geistigen und sittlichen Zustände Deutschlands am Anfange des 18. Jahrhunderts zeigt, wie nötig eine Erneuerung aller Verhältnisse war, und auch unter den Zeitgenossen regte sich bald ein lebhaftes Verlangen nach gründlicher Reform, geistiger und sittlicher Hebung des Volkes. Besonders waren es die Männer der Aufklärung, die der Bildung aller Schichten der Bevölkerung reges Interesse entgegenbrachten und sogar die Philosophie aus den Höhen der Spekulation in die Praxis hinabführten. Schon Thomasius, der Begründer der deutschen Aufklärung, hatte den rechten Weg, auf dem man eine Verbesserung der Bildungsverhältnisse anbahnen müsse, eingeschlagen. Er wollte die „Gelahrtheit nicht als ein geschlossen Handwerk" betrachtet wissen, sie sollte vielmehr „ihre Zweige möglichst weit austreiben".[2]) Der Scharfblick des Thomasius erkannte richtig, daß man nicht zum Herzen des Volkes dringen könne, so lange man in dickleibigen Folianten, in einer der Mehrzahl unverständlichen Sprache seine Ansicht niederlege. Zur Wirkung auf die Masse bedurfte es anderer Mittel, die leichter Verbreitung finden konnten. So wurde er Gründer der ersten Monatsschrift in deutscher Sprache in seinen „Scherz- und ernsthaften, vernünftigen und einfältigen Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher und Fragen" und schoß damit als Erster eine Bresche in die schier uneinnehmbar scheinende schweinslederne Foliantenmauer, hinter der sich ein bezopftes Gelehrtentum seit langem beharrlich verschanzt hielt. Für Westfalen plante Barth. Joh. Otto von Hannemann, „Medicinae Doctor et Practicus"

[1]) Über die deutschen Wochenschriften vergl. H. Hettner, Geschichte der deutschen Literatur I. Bd., S. 310—318. Milberg, Die moralischen Wochenschriften des 18. Jahrh., Meißen 1880. Kawczynski, Verzeichnis der englischen, deutschen, französischen, moralischen Zeitschriften. Leipzig 1880. M. Dessoir, Gesch. d. neueren deutschen Psychologie. I. Bd.² 1902, S. 147 ff. O. Lehmann, Die deutschen moralischen Wochenschriften des 18. Jahrh. als pädagogische Reformschriften. Leipzig 1893. Eine umfassende Darstellung der moralischen Wochenschriften Deutschlands fehlt bisher. „Noch immer harrt die Epoche, welche so zahlreiche Nachahmungen der englischen Wochenschriften auftauchen sah, eines tüchtigen Darstellers." E. Schmidt, „Beiträge zur Kenntnis Klopstocks Jugendlyrik" (Quellen u. Forschungen 39. Bd., Straßb. 1880).

[2]) Vogt und Koch, Gesch. d. deutschen Literatur. Leipzig², II. Bd., S. 62.

zu Hamburg, ein ähnliches Unternehmen. Im Jahre 1699 verschickte er einen „Kurtzen Entwurff betreffend sein gefassetes Vorhaben von denen Monatlichen Relationibus aus den Nieder-Sächsischen und Westphälischen Helicon“ (ohne Druckort 1699).[1])

Wenn auch Thomasius in seinen Blättern einen mannigfaltigen Inhalt geschickt verwertete, so daß man ihn wohl den ersten deutschen Journalisten nennen kann,[2]) volkstümlich war auch er noch nicht. „Die gelehrten Journale,“ sagt Zenker mit Recht, „waren doch nichts als die geschriebenen Raritätenkabinette jener Zeit, Rumpelkammern, vollgepfropft mit gelehrtem Kram, wo neben Bildern von Rembrandt oder Tizian, ausgestopfte Seeungeheuer hingen. Das Volk hatte zu diesen Kabinetten keinen Zutritt. Da aber kamen die Engländer mit ihrem praktischen Sinn und stießen die Tore auf und ließen die Menge herein und streuten die Schätze unter dieselbe. Die moralischen Zeitschriften traten nun das Erbe der gelehrten Organe an, und in ihnen hörte das Volk Laute, die von seinem Munde genommen, zu seinem Herzen drangen. Dadurch, daß man das Volk selbst zur Mitarbeiterschaft heranzog, züchtete man förmlich die öffentliche Meinung, und die moralischen Wochenschriften wurden die Vorboten der Renaissance des Geistes durch Popularisierung des Wissens, durch Befreiung des Urteils, sie waren die ersten Erzieher und die ersten Organe der öffentlichen Meinung — die ersten wirklichen Zeitungen.“[3]) Blieben die deutschen Wochenschriften auch weit hinter den englischen zurück, so sind sie deshalb doch nicht ganz gering zu achten. „Ihr Frohsinn und geistiges Behagen ist nie wieder erreicht worden,“ meint ein Philosoph unserer Tage, „am wenigsten in der Gegenwart, die sich durch die niedrigste Gattung der Literatur, durch politische Tageszeitungen, knechten läßt.“[4]) Die Blüte der moralischen Wochenschriften fällt in jene Zeit, da das Bürgertum wieder eine Rolle in der deutschen Literatur zu spielen begann, es ist daher nicht auffallend, daß die ersten deutschen moralischen Zeitschriften gerade im Schoße der aufstrebenden Gemeinwesen erschienen, wo der Bürger sich seiner Macht so recht bewußt war, so vor allem in

---

[1]) Nach einem Exemplar im Besitze des Herrn Grevel in Düsseldorf.

[2]) Zenker, Geschichte der Wiener Journalistik. Bd. I, 39, und Max Dessoir, Gesch. der neueren deutschen Psychologie, Bd. I.[2]. Berlin 1902, S. 146.

[3]) Zenker, a. a. O. I. 45.

[4]) Dessoir, a. a. O. I, 147.

Hamburg, wo im Jahre 1713 im „Vernünfftler" die erste deutsche moralische Wochenschrift ans Licht trat. Es folgten bald ähnliche Schriften, wie die des Literaturdiktators Gottsched in Leipzig sowie seiner Gegner Bodmer und Breitinger. Da nun einmal der Anfang gemacht, traten fast von Tag zu Tag neue Wochenschriften auf den Plan, und bald zog dieses gewaltige Heer papierener Streiter zum erbitterten Kampfe aus gegen alle Laster und Torheiten der damaligen Zeit.[1])

Man sollte nun glauben, daß die moralischen Wochenschriften auch in Westfalen einen ergiebigen Boden gefunden hätten; denn auch dort gab es viel zu verbessern, und die oben angeführten Worte Hebbels passen vorzüglich auf den Charakter der Westfalen. Kein Geringerer als Justus Möser, der doch mit seinem Volke lebte und webte, schildert uns den zum Nützlichen, Ernsten hinneigenden Sinn seiner Landsleute vortrefflich, wenn er 1773 einen reisenden Franzosen von ihnen sagen läßt: „Ein Wust von runden, ehrlichen Leuten, die man nach dem Gewichte verkaufen könnte. Ihr Hang zum Vernünftigen und Nützlichen ist zwar freilich nicht zu verachten, und ich gönne es euren Bauern gern, daß sie lieber eine lange Predigt als eine Oper hören. Aber daß Leute vom Stande einen solchen groben Geschmack haben, und daß Damen, die doch nur zum Vergnügen in der Welt erschaffen sind, ein solches Pflanzenleben führen können, das ist mehr, als ein Philosoph berechnen kann. Wenn man dergleichen Charaktere auf unserer Bühne vorstellen wollte, so würde die parisische Welt den Verfasser für eine so abenteuerliche Übertreibung der menschlichen Natur ohne Barmherzigkeit auspfeifen."[2])

Doch sind von den vielen Hunderten von Wochenschriften nur verhältnismäßig wenige in Westfalen entstanden. Ein Verzeichnis der moralischen Wochenschriften in Gottscheds 1761 herausgegebener Zeitschrift[3]) kennt nur eine einzige in Westfalen erscheinende, nämlich den „West-

---

[1]) Die Zahl der Wochenschriften wuchs in Deutschland fast ins Endlose. Wir zählen bis zum Jahre 1800 über 500 moralische Wochenschriften in Deutschland (nach einem Verzeichnis von Kawczynski, das aber noch nicht erschöpfend ist). Auch die Abonnentenzahl einzelner Wochenschriften war eine für die damalige Zeit sehr hohe, so hatte z. B. der „Patriot" in Hamburg im ersten Jahre seines Bestehens 5000 Bezieher. K. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh. III/430.

[2]) Mösers Sämtliche Werke (Abeken), 2. Bd., 218.

[3]) Das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit 1761, 829 ff.

phälischen Beobachter". (1755 Cleve.) Ein anderes Verzeichnis,[1]) weit ausführlicher als das von Gottsched, bis 1790 reichend, enthält außer der genannten Schrift aus Cleve die Titel folgender westfälischer Zeitschriften:

1741 „Der westphälische Patriot",[2]) (Bückeburg),

1753/54 „Westphälische Bemühungen zur Aufnahme des Geschmackes und der Sitten",[3]) (Lemgo),

1766 „Der niederrheinische Zuschauer",[4]) (Rhenopolis),

1772 „Der Gemeinnützige", (Wesel),[5])

1775 „Der Bauernfreund in Niedersachsen",[6]) (Lemgo),

1777 „Der Schwätzer oder die Lukubrationen Isaak Bickerstaffs",[7]) (Lemgo),

1783/4 „Westphälischer Brockenkorb", (Köln).[8])

Dazu kommen noch einige, die bisher kein Verzeichnis enthält:

1746 „Nützliche Sammlung" (Minden),[9])

1756 „Mindensche Beiträge zum Nutzen und zum Vergnügen",[10]) (Minden),

(ohne Jahr) „Der Weise aus dem Mond durch mich" (Nirgends),[11]),

1777 „Der Freund der Wahrheit am Niederrhein",[12]) (ohne Druckort),

1783 (?) „Moralische Wannenmühle",[13])

---

[1]) „Allgemeines Sachregister über die wichtigsten Zeit- und Wochenschriften mit einem Anhang: Raisonirendes Verzeichnis aller von 1700 bis 1790 erschienenen periodischen Blätter mit Literaturnotizen." Das Werk erschien anonym und hat J. H. Beutler, Vikar zu Waltershausen, und J. Chr. F. Guts-Muths zu Verfassern. Es ist eine für die damalige Zeit vortreffliche Arbeit. Mit wahrem Bienenfleiß sind eine ungeheure Anzahl Schriften gesammelt und meist sehr originell rezensiert.

[2]) Beutler, 36. — [3]) Ebd., 51. — [4]) Ebd., 98. — [5]) Ebd., 164. — [6]) Ebd., 173.

[7]) Ein zur Zeit der ersten englischen Wochenschriften bekanntes Pseudonym. (Zenker a. a. O. I. 72.)

[8]) Beutler, 331.

[9]) Westphalen und Rheinland 1823, S. 64. — [10]) Ebd.

[11]) Allgem. deutsche Bibliothek 1769, 10. Bd., 305.

[12]) Ebd., Bd. 63, 2398.

[13]) Hermann 1830, 826.

1792—1793 „Der Clevische Zuschauer oder Patriotische Beyträge zur Aufklärung. Von einer Gesellschaft wahrheitsliebender Freunde." [1])

Es ergibt sich also doch eine Gesamtzahl von 14 Zeitschriften, an denen aber fast nur die Peripherie Westfalens Anteil hat, während im Inneren des Landes, im Münsterland, der Einfluß der moralischen Wochenschriften erst fühlbar wurde, als in anderen Gegenden Deutschlands ihr Lebenslicht längst erloschen war, oder doch nur mehr schwach glühte.

Von diesen Zeitschriften selbst sind einige nicht mehr zu erlangen, sodaß wir bei ihrer Beurteilung auf die Kritik der Zeitgenossen angewiesen sind; von denen, die uns in wenigen Exemplaren erhalten sind, sollen nur die bedeutendsten eine eingehende Besprechung erfahren.

Als älteste moralische Wochenschrift in Westfalen wird genannt: „Der westphälische Patriot", der 1741 in Bückeburg erschien. „Eine Wochenschrift voll von sonderbaren und irrigen Meinungen und Gedanken in einer dunkelen und verworrenen Schreibart vorgetragen." sagt Beutler [2]) von ihm. Er scheint sich dieser Mängel wegen keiner großen Beliebtheit und keines langen Lebens erfreut zu haben, da nichts Näheres über ihn zu ermitteln war. Weit günstiger lautet das Urteil über eine in Lemgo 1753/54 unter dem Titel „Westphälische Bemühungen zur Aufnahme des Geschmackes und der Sitten" erschienene Monatsschrift, von der noch Frhr. L. v. Hohenhausen rühmend hervorhebt, daß sie zur Beförderung des guten Geschmackes in westfälischen Landen sehr viel beigetragen habe.[3]) Ihr Herausgeber war der lippische Rat und spätere Bürgermeister von Lemgo, Christian Friedrich Helwing.[4]) Schon seit einer Reihe von Jahren arbeitete er im Verein mit verschiedenen anderen westfälischen Gelehrten, wie Professor Eisenhart aus Helmstädt, Prediger von Steinen aus Langendreer und Rektor Hofmann aus Bielefeld an einigen moralischen Zeitschriften mit, die in Erfurt bei H. Nonne erschienen. Redakteur dieser Zeitschriften war Professor Rudolf

---

[1]) Nach gütiger Mitteilung des Herrn Wilh. Grevel in Düsseldorf, der im Besitze eines vollständigen Exemplares der Zeitschrift ist.

[2]) Sachregister, 36.

[3]) Westphalen und Rheinland 1823, 71.

[4]) Weddigen, Westphälisches Jahrbuch 1804, 136. Dort auch eine Biographie Helwings. Nordhoff, Denkwürdigkeiten 202 f.

Wedekind, seit 1754 Direktor der Göttinger Stadtschule, Mitbegründer und langjähriges tätiges Mitglied der „Deutschen Gesellschaft“ in Göttingen.[1]) Da diese Gesellschaft trotz mehrfacher Versuche nicht zu eigenen Veröffentlichungen in einer eigenen Zeitschrift kommen konnte, so benützte sie die, von einigen Mitgliedern herausgegebenen Wochenschriften als willkommene Ablagerungsstätte für ihre literarischen Erzeugnisse. Da boten sich besonders die von dem langjährigen Präsidenten der Gesellschaft, Professor Wedekind, redigierten Organe, („Der Hagestolze“, 1751, „Die Welt“, 1752) zur Mitarbeiterschaft dar.[2]) Auch Professor Helwing aus Lemgo lieferte unter dem Pseudonym „Frizze“ zahlreiche Artikel zu Wedekinds Wochenschriften, war vielleicht auch selbst Mitglied der Göttinger Gesellschaft. Man wird nun wohl mit Recht annehmen dürfen, daß die „Westphälischen Bemühungen“ unter dem Einfluß der erwähnten Gesellschaft entstanden sind; denn abgesehen von den persönlichen Beziehungen ihres Herausgebers zu dem Präsidenten Wedekind zeigt sich auch eine große Verwandtschaft zwischen den Bestrebungen der Gesellschaft und dem Inhalt der Zeitschrift. Wie dem auch sein mag, Helwing entschloß sich, wohl auch angeregt durch den reichen buchhändlerischen Verkehr seiner Vaterstadt[3]) und im Vertrauen auf die Unterstützung mehrerer Gelehrten,[4]) im Jahre 1753 zur Herausgabe einer eigenen Zeitschrift, auf die wir genauer eingehen wollen.

Ihr Herausgeber Helwing war 1725 in Köslin geboren und studierte, nachdem er, auf einem mit Leder beladenen Wagen verborgen, mit knapper Not den preußischen Werbern entronnen war, in Halle, der Hochburg des Pietismus, drei Jahre Theologie und Philosophie. Er wurde dann Hofmeister bei Herrn von Oerzen in Blumeno und

---

[1] u. [2]) Vergl. Paul Otto, Die deutsche Gesellschaft in Göttingen. 1738 bis 1758. Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, herausgegeben von Fr. Muncker. VIII. Heft, 37. Die deutsche Gesellschaft in Göttingen, nach dem Muster von Gottscheds berühmter deutscher Gesellschaft in Leipzig gegründet, bestand von 1738—1758. Die Hallischen Zeitschriften bespricht eingehend Dessoir, a. a. O., I, 147 ff.

[3]) Nordhoff, Denkw. 203.

[4]) Nach Weddigen bildete sich damals unter Leitung des genannten Bielefelder Rektors Hofmann eine Gesellschaft Gelehrter, welche die Zeitschrift mit Beiträgen unterstützen wollten. Weddigen, Histor. geogr. statist. Beiträge zur näheren Kunde Westph. II. 264. (Elberfeld 1806). Über Hofmann vergl. Weddigen, Neues Westph. Magaz., 1789, II, S. 183.

1749 als Rektor an das Gymnasium nach Lemgo berufen.[1]) Durch seine Heirat mit Margarete Elisabeth Meyer, der einzigen Tochter des verstorbenen Hofbuchhändlers Joh. Heinr. Meyer, nahm er an den Geschäften des Buchhandels und der Druckerei regen Anteil, ja er legte 1757 sein Amt nieder und widmete sich ganz seiner Verlagsanstalt, die er durch glückliche Spekulationen zu einer bedeutenden Blüte brachte. Besonders suchte er den Verlag durch Übersetzungen vieler alter Schriftsteller und Bibelausgaben zu erweitern.[2]) Im Jahre 1758 wählte die Bürgerschaft von Lemgo den umsichtigen, geschäftigen Mann zum Bürgermeister. Er starb am 2. Jan. 1800. Seine älteste Tochter war mit dem berühmten Staatsmann Christ. Wilh. von Dohm vermählt.[3]) Außer seiner Mitarbeiterschaft an verschiedenen Zeitschriften (den schon erwähnten Erfurter Wochenschriften, dem Lippischen Intelligenzblatt) war er auch sonst noch vielfach literarisch tätig, besonders lieferte er philosophische Abhandlungen und zahlreiche französische Übersetzungen. Uns interessiert von seinen Arbeiten nur die von ihm redigierte Zeitschrift, die schon genannten „Westphälischen Bemühungen zur Aufnahme des Geschmackes und der Sitten", die 1753, verlegt bei Joh. Heinr. Meyer, herauskam, es aber nur auf zwei Jahrgänge brachte.[4]) Eingeleitet wurde der erste Jahrgang durch eine devot gehaltene patriotische Widmung an die „Fürstin und Frau Louise, geborene Fürstin zu Nassau-Weilburg, Gräfin zur Lippe". Die Verfasser „wissen von keinen andern Beweggründen als denen, die ihnen die Liebe zum Vaterlande einflößt". Die Widmung schließt mit dem Wunsche, „daß der Prinzessin Geschlecht die Lippischen Hügel und Gefilde bis ans Ende der Welt beherrschen soll". Alsdann wendet sich der Herausgeber an alle Freunde eines gereinigten Geschmacks und feiner Sitten in Westfalen. „Sie wissen die Vorwürfe, welche man unserem

---

[1]) Weddigen, Westphälisches Jahrbuch 1804, 133. In Halle war Helwing ein begeisterter Schüler von Alexander Gottlieb Baumgarten, dem Begründer der deutschen Ästhetik, beteiligte sich eifrig an dessen Disputierübungen und verkehrte mit dem Lehrer so vertraut, daß dieser ihn in sein Haus aufnahm und mit dem Unterrichte seiner Kinder betraute. Weddigen S. 133.

[2]) Er kaufte die Förstersche Buchhandlung in Hannover und Pyrmont und legte in Duisburg eine Filiale an. Weddigen 130 ff.

[3]) Weddigen 136. Über Helwing vergl. auch Schlichtegrolls Nekrolog 1800, Bd. 2, 308 u. ff. und Westph. Anz. 1817, Nr. 17.

[4]) In der Vorrede zum 4. Bd. teilten die Herausgeber mit, daß die Zeitschrift fernerhin als Quartalschrift weiter erscheinen solle. Ob diese Fortsetzung zustande gekommen ist, ließ sich nicht feststellen.

Vaterlande gemacht hat. Sie kennen den Zustand desselben, sowohl in Ansehung der Gelehrsamkeit überhaupt als des Geschmackes uud der Sitten am besten. Wir wollen alles Mögliche thun, um Auswärtigen mildere Begriffe davon beizubringen." [1]) In der eigentlichen Vorrede werden dann die Vorteile der Wochenschriften gerühmt, die Westfalen ganz entbehren muß, während andere Provinzen reich damit gesegnet sind, „ein einziges Bändchen der „Bremischen Beiträge" oder der „Greifswalder Versuche" hat uns mehr Angenehmes und Nützliches geliefert, als alle Sammlungen der metaphysischen Grillen eines bestäubten Suarez".[2]) Freilich wird auch die Gefahr nicht unerwähnt gelassen, die in dem Überhandnehmen der Werke unberufener Schriftsteller liegt, „noch wimmelt das Findlingshaus auf dem Parnaß von solchen verunglückten und heimlich ausgesetzten Kindern des unreifen Witzes".[3]) Gerade Westfalen bedürfe einer guten Zeitschrift so sehr, dort seien die besten Werke der Nation noch unbekannt, und darum sollte der erste Zweck der Zeitschrift sein, die Mitbürger mit den besseren Schriften vertraut zu machen. Mit der Verbesserung des Geschmackes muß aber, nach Ansicht der Verfasser, eine Verfeinerung der Sitten Hand in Hand gehen, darum „hat die Redaktion für die Besprechung der Laster und Thorheiten der Mitbürger einen eigenen Satyriker bestellt". Die Zeitschrift sollte nach dem Muster des in Jena 1747/48 erscheinenden „Liebhaber der schönen Wissenschaften" eingerichtet werden, und Erzählungen, Briefe, Gespräche, Betrachtungen, Charaktere, Fabeln ihr Inhalt sein. Wie die „Bremer Beiträge", so wollten auch die „Westphälischen Bemühungen" auf jede Parteinahme im literarischen Kampfe zwischen Gottsched und den Schweizern verzichten. Sie wollten „die Verdienste schätzen, wo sie sie fänden". Als Westfalen und Patrioten wollten sie schreiben, „nicht zu eigner Ehr, sondern zu des Volkes Lehr". Allmonatlich erschien nun ein „Stück" von etwa achtzig Seiten im Oktavformat. Der Inhalt war äußerlich in zwei gleich lange Abschnitte gegliedert, von denen der erste, die „Moralischen Bemühungen", der Unterhaltung dienen sollte, und Prosaaufsätze und lyrische Beiträge enthielt, während der zweite Abschnitt, „Kritische Bemühungen", die Rezensionen brachte. Die „Moralischen Bemühungen" sollten das enthalten, was ursprünglich in den moralischen Wochenschriften

[1]) Westph. Bem. I. Stück, Einleitung.

[2]) Ebd.

[3]) Ebd.

der Hauptinhalt war, die Moral. Hier sollte die erzieherische Tätigkeit, der umgestaltende Einfluß auf Familien- und Gesellschaftsleben einsetzen, und hier zeigt sich naturgemäß die größte Verwandtschaft der „Westphälischen Bemühungen“ mit ihren zahlreichen moralischen Vorfahren und Schwestern: derselbe Geist, dieselbe Schreibart, dieselbe Tendenz, dieselben Stoffe. Die Herausgeber der moralischen Wochenschriften erkannten aber ganz richtig, daß man durch trockenes Moralisieren allein nicht viel erreichen könne, darum suchten sie dem Volke die bittere Pille der Rüge und Ermahnung in verzuckerter Schale zu bieten, den spröden Stoff genießbar zu machen durch Einkleidung in eine gefällige Form, die den Leser bestach. Besonders galt dies für Westfalen, wie die Zeitschriften selbst mehrfach betonen.[1]) Hierin waren nun die Engländer Meister. Addison und Steele verstanden es vortrefflich, ihrem Volke sein ganzes Tun und Treiben im Spiegel der Dichtung zu zeigen, stets in weltmännischer Sprache. Die Deutschen versuchten die Engländer nachzuahmen, sowohl in der Wahl der Stoffe als der sprachlichen Einkleidung. Auch in den „Westfälischen Bemühungen“ ist manches dem Englischen entlehnt, so das Inkognito der Mitarbeiter, die Mitteilung der Statuten einer fingierten Gesellschaft, die Behandlung literarischer und moralischer Fragen in der Form von Briefen und in sogenannten „Charakteren“. Die letztere Gattung war besonders beliebt, um die Torheiten der einzelnen Stände zu brandmarken. Freilich erreichten die meisten deutschen moralischen Zeitschriften ihre Vorbilder nicht in der Glätte des Stils, der oft zu geschraubt erscheint, ebensowenig in der feinen, kunstsinnigen Form. Vor allem die „Charaktere“ sind bei weitem nicht so lebenswahr, nicht so ins innerste Herz getroffen wie die klassischen Bilder eines La Bruyère, sie sinken nur zu oft zu philiströsen Typen herab, denen das Leben fehlt. Auch die „Westphälischen Bemühungen“ sind bisweilen in einen trockenen, predigtmäßigen Ton gefallen, so z. B. wenn von den „besonderen und allgemeinen Anstalten wider den Tod“ gehandelt, oder die herkömmliche „Betrachtung beim Jahreswechsel“ angestellt wird. Oft aber erscheint doch die moralische Belehrung in einem gefälligeren Gewande. Leider suchen wir einen gewissen Lokalton, einen „Erdgeruch“,

[1]) So meint der „Westphälische Beobachter“: „Wollte man den steifen Westphälern trockene Sittenlehren vorpredigen, würden sie gefühllos bleiben. Ein Sittenlehrer in Westphalen muß, wie eine Biene Honig im Herzen und den Stachel im Munde führen.“ 2. Stück, 16.

wie wir ihn bei Justus Mösers fein beobachteten Charakterbildern aus dem westfälischen Volksleben wahrnehmen können, in den „Westphälischen Bemühungen“ meist vergebens. Eine weit verbreitete Art der Einkleidung moralischer Belehrung und auch wohl politischer Diskussion und Satire war seit alters die der „Totengespräche“. Wie bei Ulrich von Hutten, Nikodemus Frischlin und manchen anderen, mußte auch in den Wochenschriften das Jenseits häufig dem Satiriker den Schauplatz für Handlung und Gespräche seiner Personen abgeben, und in der Geschichte der Journalistik des 17. Jahrhunderts spielen die Totengespräche eine große Rolle.[1]) Auch in den „Westphälischen Bemühungen“ begegnen wir einigemale dieser Form der Satire. Einmal zeigen sie uns den englischen Satiriker Swift, wie er im Jenseits dem Hintertreppenromanverfertiger Faßmann eine derbe Lektion über Vielschreiberei erteilt, ein anderes Mal hören wir den Totenrichter Recht sprechen in seinem finstern Reiche, wobei die Laster und Torheiten einzelner Stände gegeißelt werden. Vor seinem Tribunal erscheinen der Reihe nach, ein Mönch, ein Jurist, der sich vorstellt, „iuris utriusque doctor legitime promotus, advocatus provinci-

[1]) Vom Jahre 1718 an erschien in Leipzig eine Zeitung mit dem monströsen Titel: „Die Geschichte in dem Reiche derer Todten. Nebst dem Kern der neuesten Merkwürdigkeiten und sehr wichtig darüber gemachten Reflexionen.“ Die elegante, gewandte Schreibart, besonders aber die pikanten Geschichten, der Hofklatsch aller Herren Länder, gaben dem wertlosen Machwerk eine ungeheure Verbreitung. (Salomon I, 117). Der Herausgeber, Faßmann, ein viel umhergeworfener Literat, hatte sich nach einem mehrjährigen Aufenthalt am Hofe Friedrich Wilhelms I. von Preußen 1726/32 dauernd in Leipzig niedergelassen und lieferte den dortigen Buchhändlern auf Bestellung allerlei Modeschriften, z. B. „das angenehme Passe-temps“ in sechs Oktavbänden, „der Europäischen Höfe Liebes- und Heldengeschichten.“ Allg. d. Biographie. Bd. VI. 580/1. Der Titel „Gespräche aus dem Reiche der Todten“ blieb bis ins 19. Jahrhundert ein beliebter Zeitungstitel. Vergl. auch: „Gespräche in dem Reiche derer Todten.“ Hundert Zwey und Funffzigste Entrevue zwischen dem Hochmeister des Teutschen Ordens oder derer Creutz-Ritter, Siegfried von Feuchtwangen und dem unruhigen, sehr martialisch gewesenen, Bischoff zu Münster, Christoph Bernhard von Galen. Worinnen, nebst vielen herrlichen Discursen und sehr raren Nachrichten die sonderbare Historie des Erstern, und ein Theil von des Letztern seiner, enthalten. Samt dem Kern derer neuesten Merckwürdigkeiten, und darüber gemachten curieusen Reflexionen. Leipzig, verlegts Wolffgang Deer, unter Hrn. Johann Schwabens Hause, in der Grimmischen Gasse, 1731.“ (Exemplar in der Bibliothek des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens in Münster).

alis immatriculatus, wie nicht weniger notarius publicus Caesareus iuratus“, ein „Plusmacher“, d. h. ein Höfling, der seinem Fürsten geraten, wie er das Land aussaugen könne, ferner ein pedantischer Schulmann, eiue Jungfer, die aber selbst keine mehr sein will, und zuletzt ein armes Hirtenweiblein, welches allein ins Elysium eingeht, während die andern alle verdammt werden. Indem die moralischen Wochenschriften in dem Bestreben, durch Satire zu bessern, ihrer Zeit den Spiegel vorhielten und mit scharfer Kritik die großen und kleinen Sünden des Familien- und Gesellschaftslebens beleuchteten, liefern sie uns recht interessantes Material, aus dem sich ein lebenswahres Kulturbild der damaligen Zustände gestalten läßt. Mit großem Unwillen eifern die Blätter gegen die immer mehr überhand nehmenden leeren Komplimente und die Unnatürlichkeit und Flachheit des damaligen gesellschaftlichen Lebens. Mit launiger Satire wird auch in den „Westphälischen Bemühungen“ die Modetorheit der „Westphälischen Visiten“ gegeißelt. Durch die vielen Besuche leide natürlich die Hausordnung und die Kindererziehung. „Die Kinder haben, da sie ihre Eltern nur selten zu sehen bekommen, für sie eben die Ehrfurcht, die die alten morgenländischen Völker für ihre Könige hatten, die sich ihnen nur einmal im Jahre zeigten.“ [1]) Ein junger Ehemann klagt in dem genannten Artikel, „daß er durch seine Heirat mit der ganzen Stadt, vom Bürgermeister bis zum Küster“ verwandt geworden sei, und daß er nun, da seine Frau sehr auf Anstand halte, jeden Tag wenigstens eine Visite zu machen habe.[2]) Um keinen Besuch zu vergessen, hat sie sich ein Kerbholz angelegt, worauf sie gewissenhaft jede Visite einzeichnet. In launiger Weise schildert der geplagte Gatte dann die einzelnen Besuche, wobei manche Streiflichter auf das Leben und Treiben eines kleinen Landstädtchens fallen. Das Unglück aber will es, daß jenes Blatt, auf dem er seine Stoßseufzer in Worte gekleidet aufgezeichnet, seiner holden Ehehälfte in die Finger gerät, und nun entlädt sich ein Donnerwetter über seinem Haupte. Ergötzlich ist noch heute zu lesen, wie der Verfasser in gravitätisch einherstolzierendem

---

[1]) W. B. Stück XVI. 238.

[2]) „Besuche sind zu machen, wenn man sich um ein Amt bewirbt, wenn man sich eine Frau sucht, nach der Hochzeit, bei Kindtaufen, beim Aderlassen, Einschlachten, Hausverkauf, Gartenlust und tausend anderen Dingen.“ W. B. XIV, Stück 70.



Stil mit gelehrtem Aufputz den Zorn seiner Frau zu schildern versucht; die Stelle sei als Stilprobe mitgeteilt.[1])

Zu den gesellschaftlichen Unsitten der damaligen Zeit gehörte auch eine übertriebene Vorliebe für das Kartenspiel, das häufig die einzige Unterhaltung bildete. Während man in den meisten moralischen Wochenschriften mit Recht gegen das Spiel als eine zeitraubende und geistlose Beschäftigung predigt, findet es in den „Westphälischen Bemühungen" eine Verteidigerin in Fräulein von Donop, die geradezu die anakreontischen Dichter auffordert, auch Tanz und Karten neben dem perlenden Wein und der tändelnden Maid zu besingen:

„Wollt ihr der Welt gefallen,
So mischt auch Tanz und Karten
Und Lomber und Quadrille
In eure muntern Lieder!" [2])

Doch sie findet im nächsten Stücke schon eine Entgegnung, indem ein Dichter die Schönen selbst um ihr Urteil befragt:

„Was dünkt Euch wohl, Ihr Schönen?
Ist Tanz und Spiel nicht Sünde
Und küsset Ihr nicht lieber,
Als daß Ihr tanzt und spielet?" [3])

Da die moralischen Wochenschriften meist pädagogische Ziele verfolgten, wachten sie vor allem eifrig darüber, daß eine richtige Auswahl des Lesestoffes getroffen wurde; besonders das weibliche Geschlecht wurde bei seiner Lektüre scharf beobachtet.

---

[1]) „O, Muse, die du ehemals deinem Liebling, dem blinden Homer, den Zorn des Achilles im Gesichte zeigtest, welcher das Heer der Griechen erschütterte, die du ferner dem Vergil die Göttin Juno in all ihrer Wut sehen ließest, mit welcher sie den frommen Äneas verfolgte, und die du noch in unseren Zeiten deinen ächten Sohn, den unsterblichen Popen, unterrichtetest, wie er Belindes Eifer besingen sollte, als ihr der boshafte Baron ihre beste Locke abgeschnitten hatte: stärke mich um den Grimm meiner Frau lebhaft genug zu beschreiben, welche sonst die sanftmütigste Seele von der Welt ist, wenn sie etwa nur ein neu Kleid oder sonst eine Gunst von mir verlanget, aber jetzo mit funkelnden Augen und mit aufgehobenem Arme, das Papier in der Hand, mir entgegen kam und einen Strom der gewaltigsten Vorwürfe über mich ausgoß: „obstupui, steteruntque comae, vox faucibus haesit, seu quondam." . . . . W. B. XIV, 72.

[2]) W. B. VII, 39.

[3]) W. B. VIII, 119.

fast allen moralischen Zeitschriften finden sich „Frauenzimmerbibliotheken",[1]) wo aufgeführt wird, was ein sittsames Mädchen lesen soll, und die romanlesende Frau ist ein ständiger Typus. Vor allem sind die Hexenmärchen" als Ausgeburten des Aberglaubens den Wochenschriften, die ja meist im Dienste der Aufklärung standen, ein Dorn im Auge. Auch unsere Zeitschrift beschäftigt sich eingehend mit den „Hexenmärchen" und sucht deren Verwerflichkeit nachzuweisen.

Der Verfasser spricht hier offenbar als ein eifriger Anhänger Gottscheds. Nachdem er einige Beispiele aus französischen Romanen (Crebillon) und aus Popens „Duncias" angeführt hat, spricht er sein Verdammungsurteil folgendermaßen: „Unsere ganze Vernunft empört sich gegen so riesenhafte Chimären, sobald wir anfangen, das Ungereimte in diesen Dichtungen auch innerlich zu erkennen, sobald wird sich ein Ekel daran äußern müssen. Man bleibt bei den wunderbaren Abenteuren so kalt und erstarrt, wie der Ritter, der die schöne Melusine küssete, starr ward, da sie in ein häßlich Ungeheuer verwandelt wurde, weil keine der Per-

[1]) Auch der „Westphälische Beobachter" (Cleve 1755) teilt eine solche „Frauenzimmerbibliothek" mit. Es ist nicht uninteressant, daraus zu ersehen, was man damals im Bücherschrank eines „artigen Frauenzimmers" suchte. Das Verzeichnis der Bibliothek füllt mehrere Seiten, die Werke sind nach den verschiedenen Stoffgebieten eingeteilt. Greifen wir hier nur eine Kategorie heraus; an Dichtern besitzt Amalia: „den Messias, Miltons verlorenes Paradies und den Noah, den Haller, Opitz, Canitz, Drollinger, Creuz- und Werlhof, Gellert, Hagedorns Versuch in poetischen Fabeln und Erzählungen, desselben Oden und Lieder mit Melodeien, und moralische Gedichte, Popens Lockenraub und Versuch am Menschen, Racinens Gedichte über Religion und Gnade, Kleists Frühling, Thomsons Jahreszeiten, Thyrsis und Damons freundschaftliche Lieder, Langens Horazische Oden, Lichtwers Äsopische Fabeln, Einhalb hundert neuer Fabeln von Meyer, Rachels Satiren und Laurembergs nedderdütsche Gedichte, Gleims Versuch in scherzhaften Liedern, auch desselben Lieder, Amsterdam 1749, Huberts Oden, Lieder und Erzählungen, Virgils Äneis, übersetzt, desselben Hirtengedichte von Overbeck, Anakreons Oden in reimlosen Versen, Consbruchs poetische Erzählungen, Versuche in Westphälischen Gedichten und Scherze, der Zieglerin Versuch in Scherzgedichten, eben derselben oder jetzigen Unzerin Versuch in sittlichen und zärtlichen Gedichten, Zachariäs scherzhafte Poesien, Duschens vermischte Werke in verschied. Arten der Dichtkunst. Uzens lyr. Gedichte, die Dichterin Lesbia, Rosis Versuch in Schäfergedichten, Kleins Versuche in zärtlichen Gedichten, Löwens zärtliche Lieder und anakreontische Scherze, Wielands moralische Briefe, Heilbronnische Erzählungen und Briefe von Verstorbenen, den Christen bei den Gräbern, Cramers poetische Übersetzung der Psalme und Youngs Nachtgedanken". Westph. Beob. 21. Stück, 173.

sonen nach Grundsätzen handelt, welche das Herz für sie einnehmen können.“ [1])

Bei weitem das Interessanteste in der ganzen Zeitschrift aber ist eine in sieben „kritischen Briefen“ enthaltene Beschreibung des Bildungsgrades, vor allem der literarischen Verhältnisse Westfalens, insbesondere der Grafschaft Mark in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die mit launiger Satire auf Grund zeitgenössiger Beobachtung geschriebenen Briefe sind als willkommener Beitrag zur westfälischen Literaturgeschichte heute noch lesenswert. Die Reimschmiede, deren Werke besprochen werden, gehören meist der Lohenstein-Hoffmannswaldauschen Geschmacksrichtung an. Ihre elenden Machwerke konnten nur Anklang finden, klagt der Verfasser, weil in jener Zeit der literarische Geschmack in Westfalen ein sehr verdorbener war. „Die meisten liebten nur das kindische Spielwerk, eine unzeitige Gelehrsamkeit, einen falschen Witz und zogen Zoten den erhabensten Gedanken vor, ja die wenigsten waren im Stande, ein richtiges Urteil in Sachen des Geschmackes zu fällen; das Schwülstische, Kindische und gar Harlequinspossen fanden den meisten Beifall.“ [2])

Bei der nun folgenden Heerschau über die damaligen westfälischen Dichter eröffnet den Zug Johann Kayser aus Lippstadt. Kayser, erst Prediger seiner Vaterstadt, dann Pastor in Cleve, ließ dort 1698 bis 1714 in drei Teilen einen „Parnassus Clivensis“ erscheinen.[3]) „Wie er Hoffmannswaldau als den größten Dichter rühmt, hat er auch nach den Leisten dieses Geschmackverderbers seine Gedichte gemacht“. Die innere Hohlheit dieser Possen soll durch eine phantastische äußere Form verdeckt werden. Alles ist sorgfältig abgeteilt in Encomiastica, Historica, Propemptica, Ecclesiastica, Mnemonica, Operosa, Curiosa, Moralia. Wie künstlich geschnittene Taxushecken treten die einzelnen Gedichte vor das Auge des Lesers, in der Form von Kreuzen, Pyramiden, Kleeblättern u. s. w. Als Beispiel führt unser Gewährsmann folgendes an. In dem Worte Potsdam findet Kayser durch Verstellung der Buchstaben Post-matt, daraus macht er seinen Reim:

„Das macht die Post so matt, daß man zu Pferd und Fuß
Oft über Hals und Kopf nach Pottstam reisen muß“.[4])

[1]) W. B. II, 82/91.

[2]) W. B. VIII, 89.

[3]) Der erste und zweite Teil erschienen 1698, der dritte 1704 in Cleve bei Tob. Silberling, Churf. Brandenb. Hof-Drucker.

[4]) W. B. VIII 96/97. Vergl. auch Parnassus Cliv. S. 30.

So dichtete ein kaiserlich gekrönter Poet!

Ein Zeitgenosse Kaysers war David Hülshof, auch ein Nachahmer der geschmacklosen Reimereien der zweiten schlesischen Dichterschule. Er ließ 1701 eine „Recreatio metrica varia, ana- et epigrammata non adeo insipida et feculenta continens et offerens successive exercitata et conscripta“ erscheinen, lateinische und deutsche Epigramme, an Albernheit Kaysers Machwerke noch überbietend. Als Probe sei ein Sinngedicht angeführt, von dem unser Gewährsmann sagt, „es kann Ihnen vielleicht nützlich sein zu wissen, woher es kommt, daß ein Magister leicht mager ist“. (Mag-ister = ist mager.)

„Kunst krönt, macht stark und fett, Kunst machet den Magister.
Wie kömt es denn, daß Du so dürr und hager bist?
Weil ohne Kunst und Gunst mein Idiot geht bister,
Drum mein Magister auch so dürr und mager ist!“ [1])

Das ganze Getöse der mit Recht verspotteten „Janitscharenmusik“ der Schlesier tönt uns aus dem Werke des poeta laureatus Herm. Engelbert Westhoven entgegen, der 1710 einen ganzen Quartanten westfälischer Gedichte erscheinen ließ und einen Glückwunsch mit den Versen beginnt:

„Trommel, Raqueten, Kartaunen, Musketen,
Blitzende Büchsen, Posaunen, Trompeten,
Liebliches Sängervolk, hurtig herbei,
Korydon, Thyrsis, auf mit der Schalmei.“ [2])

Schon etwas feiner findet der Kritiker den Geschmack entwickelt bei Wilhelm Neuhaus, Doktor der Theologie, Professor der Philosophie, Eloquenz und Geschichte am Gymnasium in Hamm. Dieser ließ auf eigene Kosten 1725 in Quart auf 691 Seiten seine Gedichte drucken unter dem Titel: „Wilhelmi Neuhusii Hana-Solinga Montani, S. S.

---

[1]) W. B. VIII 99.

[2]) Ebd. VIII. 102. Über Westhoven gibt ein Epigramm des Hammer Professors Neuhaus Aufschluß. „Ad Generosum et Praenobilem Virum Herm. Wern. Engelb. de Westhoven Hammonensem, S. R. J. Equitem, Comitem Palatinum Caesareum, Regis Borussiae Consiliarium Belli, Medic. D. Caesareae Naturae Curiosorum Academiae Hermophilum. Regis et Electoralis Borusso-Brandenburgici Collegii Medici Adjunctum per Comitatum Marcanum, Reipubl. Hammonensis, Consulem, et Poëtam auctoritate Imperatoria Laureatum etc. Quum doctas et curiosas suas Observationes de Angina meditaretur. Anno 1715. (Neuhaus, Otia parerga, 380. Vgl. auch ebenda S. 501 und 621).

Theol., D. Philosoph., Eloquent. et Histor. Professoris publ. Otia Parerga iucunda severiorum laborum condimenta: liberaliter fusa ex illustris Athenaei Hammonensis Parnasso, nempe carmen Saeculare Heroicum, tum et epigrammatum aliorumque poëmatum, cum veri tum ficti argumenti, ad varios et de variis libri decem u. s. w.[1])

Als ihm einmal seine Braut lange nicht geschrieben hatte, verlieh er seinem Schmerze über ihr langes Stillschweigen in folgenden Strophen Ausdruck:

„Wo bist Du liebes Kind? Ich kriege nichts zu lesen
Von Deiner werten Hand: ich schreibe jede Post:
Es sind die Briefe ja Verliebter Kost und Most.
O wäre nur Dein Brief in Duodez gewesen!
Ich hätte Deinen Brief, das Kunststück Deiner Hand,
Sehr hoch und wert geschätzt, als unsrer Liebe Pfand,
Ja, selbsten das Papier für Zucker eingegessen —.“ [2])

Bis zu welcher Geschmacklosigkeit sich damals westfälische Dichterlinge verstiegen, zeigt so recht die letzte Probe, die uns der Kritiker in den „Westphälischen Bemühungen“ von den dichterischen Leistungen seiner Landsleute gibt. Bevor er es wagt, die betreffenden Verse mitzuteilen, bereitet er den Leser durch nachstehende, gelehrt-komische Vorrede auf den Genuß vor, der ihn erwartet. „In diesen glücklichen Zeiten war es, daß die Neigung meiner Landsleute zur Poesie soweit ging, daß sie

---

[1]) Impensis Auctoris. Hammonae Westphalorum, typis Ant. Jac Uzii Illustris Scholae Typographi. Anno MDCCXXV. Neuhaus, geboren zu Haen bei Solingen 12. April 1675, studierte in Duisburg, Herborn und Frankfurt Theologie, wurde 1701 Lehrer der Philosophie, Beredsamkeit und Geschichte, sowie außerordentlicher Professor der Theologie am Gymnasium in Hamm. 1706 Doktor der Theologie in Frankfurt, 1726 ordentlicher Lehrer der Theologie in Duisburg, wo er auch starb. (Jöcher, Gelehrtenlexikon V. 552/53). Er schrieb u. a. auch ein Werk: „Oratio de Keuta Hammonensi vulgo Hämmschen Koit potu olim Monasteriensibus adamato,“ das aber vorläufig als verschollen gelten muß. Vergl. auch Jostes, a. a. O. S. 79.

[2]) W. B. VIII, 104. Vergl. auch „Otia parerga“ pag. 449/51. Als er endlich Antwort von ihr erhalten, schrieb er wieder ein langes Gedicht, wo es unter anderem heißt:

„Den güldenen Himmels Schein, verdunckelt Deine Schrift,
Laß Nelken, laß Jasmin, laß Roosen lieblich riechen,
Laß aller Kunst Gethön, die Ohren sanfft bekriechen,
Es ist Dein Brief allein, der meine Seele trifft.“
(Otia parerga. 451/2.)

sogar ihre „Losbriefe“ in Reimen abfaßten. Wüßte ich, daß Sie jetzt in der Stellung eines Menschen, der lauter Metaphysik ist, mit einer gerunzelten Stirne und düsteren Blicken einer Demonstration über philosophische Kleinigkeiten nachdächten, so würde ich mich wahrlich um dero liebenswürdige Gattin ungemein verdient machen, wenn ich Ihnen Gelegenheit gäbe, Ihr Gesicht zu entfalten, aber Sie müssen mir erst versprechen, daß Sie über diese Denkmale der westfälischen Poesie nicht gar zu laut lachen wollen. Ein Freund hat mir solche zu einer Zeit zugestellet, da ich viel geneigter war, ein Nachfolger des sauer sehenden Cato als des lachenden Demokrit zu werden. Was sie für Wirkungen bei mir getan, mögen Sie selbst aus der Erfahrung lernen. Sie sind von einem Manne, dem es sonst nicht an Gelehrsamkeit fehlt, und lauten:

„Von der Kanzel zu Werdohl,
Hab ich abgerufen,
Zwei Personen auf Parol,
Die zu Ehestufen,
Hermann Dietrich Österbruck,
Der als Witwer lebet,
Und nun ehlich ohne Fluch
An Christina klebet,
Die sich selbst noch Anna nennt,
Namens auch Rohagen,
Zu Werdohl ist sie bekennt
Nach Natalis Tagen.
Ihren Eltern fehlet nicht
Frömmigkeit und Ehren,
Ihr Wandel ist wohl eingericht,
Sie lieben reine Lehren.
Diese sein davon gesagt,
Daß sie proklamieret,
Keiner hat mich drum gefragt,
Auch nicht opponieret:
Drum die Braut in Freude hin
Nach dem Bräutigam reiset,
Dort, wo diese Ann' Christin,
Mit dem Bräutigam speiset.
Gott geb' ihnen Freude viel
Hier auf dieser Erden,

Bis ihn'n nach dem Lebensziel
Dort der Himmel werde.
Nun, Herr Bruder, kople sie,
Daß sie miteinander
Ehlich mögen leben hie
Und lieben sich malkander." [1])

Nach diesem Gange durch den Garten der westfälischen Musen, wo allerdings mehr Gestrüpp zu finden war als liebliche Blumen, gibt der Kritiker die Gründe an, auf denen dieser geschilderte Tiefstand des guten Geschmackes beruhe, und nennt als Hauptursachen: Mangel einer Landesuniversität, guter Buchhandlungen und Bibliotheken, ferner einer blühenden Hauptstadt, wo ein unter seinen Landeskindern residierender Fürst alle Gelehrten und Schöngeister um sich versammeln könne. [2])

Einen eigentümlichen Gegensatz zu den oft ernsten, düsteren Moralpredigten in den „Westphälischen Bemühungen" bilden die lyrischen Beiträge. Beide Teile in ihrer komisch wirkenden Nebeneinanderstellung sehen sich fast an wie eigensinnige Kinder, die gerne trotzig weinen möchten, doch unter den Tränen ein schelmisches Lachen nicht verbeißen können. Erst malt man uns die verderbliche Macht der Leidenschaften, oder mahnt uns in einer ascetischen Abhandlung „Über die Schrecken des Todes" eindringlich zur Buße, schon wollen wir ganz zerknirscht in uns gehen, da tönt es uns auf einmal aus dem eine Seite weiter folgenden Liede wie keckes, munteres Lachen entgegen:

„Nun Freundin komm, nun komm in jene Laube, der kühlen Dämm'rung zu,
Wo sich der Tag mit angenehmem Grauen in kühle Schatten hüllt," [3])

und der schalkhafte Liebesgott blinzelt uns hinter Rosenbüschen verlockend zu; oder der Sänger sitzt beim gefüllten Becher und singt voll Lust:

„Ich sitze in der Laube
Und küsse meine Phyllis,
Und rechne, wie viel Rheinwein
Ich noch im Keller habe."

Also auch hier der Gegensatz, den uns das Leben der damaligen Zeit so manchmal zeigt, und der sich in der Dichtung deutlich wieder-

[1]) W. B. X, 239 f.
[2]) Ebd. XVI, 259—292.
[3]) Ebd. VIII, 82 f.

spiegelt.[1]) Von Halle, der Hochburg des Pietismus strengster Observanz, erklangen zugleich die frommen Kirchenlieder des Protestantismus im düstersten Moll, und die lebensfreudigen, ja oft genug sinnlich kecken anakreontischen Kneip- und Liebeslieder durch die deutschen Lande. Während der Prediger „gegen Fraß und Völlerei" wetterte, während man in pietistischen Kreisen ernstlich darüber disputierte, „ob ein Christ auf seines Nächsten Gesundheit trinken dürfe",[2]) schwangen die Jünger Anakreons die freilich oft nur mit Wasser gefüllten Humpen und forderten die Jugend zum frohen Lebensgenuß bei Wein und Liebe auf. Und die Jugend hörte viel lieber auf die, welche ihr den schäumenden Becher reichten, als auf jene, die ihr von Fleischestötung und Seelensieg sangen. „Dem heiteren Lebemann Hagedorn jauchzten sie begeistert zu, auf Klopstocks Züricher Kahnfahrt sangen und empfanden die Jünglinge wie Hagedorn, und selbst der junge Lessing erklärte den Hamburger Anakreontiker für den größten lebenden Dichter."[3]) Die Mitte der fünfziger Jahre brachte dann in Gleim den Höhepunkt der liebes- und weinfrohen Dichtung. Gleim, der ja wie wenige seiner Zeit in seiner Dichtung das erotische Element bevorzugt, war damals ein beliebter Lehrmeister. Seine leichten und sinnlichen Weisen, die uns heute, wo Leben und Zeit von der Dichtung einen ernsteren Inhalt heischt, mit ihrem bis zum Überdruß immer wiederkehrenden Leitmotiv von Liebe und Wein und Wein und Liebe oft so unendlich leer und flach erscheinen, ernteten doch bei den Zeitgenossen reichen Beifall und wurden allzuhäufig nachgeahmt. Seit Günther und Haller zum erstenmale ihre „Doris" besungen, hallte vom Klange dieses Namens der deutsche Dichterwald wieder, es sangen ihn nicht nur die Nachtigallen, auch die Sperlinge pfiffen ihn bald von allen Dächern. Obwohl die „Westphälischen Bemühungen"

---

[1]) Schon Addison, der Begründer der moralischen Zeitschriften in England, erscheint zugleich als Moralprediger und Lustspieldichter, die Lyrik Günthers zeigt ein Doppelantlitz; neben sinnlich schwülen Gedichten finden wir bei ihm eine lange Reihe geistlicher Lieder voll kindlicher Gottesfurcht (vergl. Schröter, Entwicklungsgang der deutschen Lyrik im 18. Jahrh. Wollmirstädt 1879). Wie sich damals die Gegensätze vielfach berührten, führt Gervinus (Gesch. d. deutschen Dichtung VIII. B., 244 ff.) an zahlreichen Beispielen aus.

[2]) Schon der erwähnte westfälische Dichter Kayser meint:
„Soll das Gesundheit sein, sich mit dem Trunk beladen?
Dem anderen hilfts ja nicht, mir selber thu ich Schaden."
(Parnassus Cliv. I. 178.)

[3]) E. Schmidt, Lessing I, 79.

sich selbst über die „wassertrinkenden Anakreontiker" lustig machten,[1]) konnten sie sich doch dem Einflusse der zeitgenössigen Dichtung nicht entziehen. Die lyrischen Beiträge in ihnen weisen keine selbständigen Töne oder Gedanken auf, alles ist nach fremden Vorbildern gearbeitet. Meist sind es auch hier die lebensfrohen, heiteren Töne der Anakreontik, die uns entgegenklingen, die Lieder von Küssen und Kosen, von Liebe und Wein.[2]) Andere Stoffe zu besingen liegt den Dichtern der Zeitschrift fern, wie es einer von ihnen gesteht:

„Groß' und Helden zu besingen,
Ist kein Vorwurf meiner Müh,
Mich entzückt die Poesie,
Phyllis Beifall zu erringen."

Vor allen anderen haben Gleim und Hagedorn auch in den „Westphälischen Bemühungen" bei manchem heiteren, ja sinnlich kecken Liede Pate gestanden. Die meisten Gedichte der Zeitschrift sind nur mit einer Chiffre unterzeichnet, sodaß wir den Verfasser nicht ermitteln können, nur wenige haben ihren Namen ihrem Werke hinzugesetzt. Wenn wir nun mit einigen Worten auf die lyrischen Beiträge eingehen, so wollen wir damit dem lokalgeschichtlichen Interesse dienen, nicht etwa jene, bis jetzt vielleicht ganz vergessenen westfälischen Sänger der Literaturgeschichte wieder erobern.[3]) Für die Unsterblichkeit waren ja alle diese einfachen Lieder nicht bestimmt, und sie machten auch, wie die meisten Erzeugnisse der den Genuß des Augenblicks preisenden Dichtung gar keinen Anspruch darauf. Hatte doch selbst Hagedorn seine Lieder mit dem Motto in die Welt gesandt:

---

[1]) So heißt es in einer Kritik (IX. Stück, 227): „Seitdem Gleim den Geschmack des Anakreon wieder aufgebracht hat, ... hat ein jeder Jüngling seinen Witz auf die Folter gespannt, um ein Anakreon zu werden. Seinem Bedünken nach gehörte weiter nichts als ein volles Glas und eine Doris dazu, von Wein und Liebe zu singen, ja bei manchem trat die Einbildung an Stelle von beiden, oder man behalf sich im Notfalle mit einer Flasche Rastrum und einem Hausmädchen u. s. w."

[2]) Leider gilt von diesen Nachahmungen nur zu oft Herders Wort: „Unsere gemeinen Anakreontiker sind Fledermäuse, die in der unteren Region bleiben, das Ideal nicht erreichen und bei Andeutung des Vorfalles gemein werden." Herder Fragmente (Suphan Bd. I, 320.)

[3]) Wir liefern damit auch dem Geschichtsschreiber der Anakreontik, auf den die Literaturgeschichte noch wartet, einen kleinen Baustein aus den Gauen der roten Erde.

„Den itzt an Liedern reichen Zeiten
Empfehl' ich diese Kleinigkeiten;
Sie wollen nicht unsterblich sein."

Seitdem die moralischen Wochenschriften, allen voran die unter Gottscheds Leitung herausgegebenen, sich besonders mit der literarischen Bildung des schönen Geschlechts eingehend beschäftigt hatten, seitdem die rührige Gattin des Leipziger Literaturdiktators, die schreiblustige Gottschedin, ihrem Geschlechte mit gutem Beispiele vorangegangen, begannen die Frauen in stets wachsender Anzahl an der deutschen Dichtung tätigen Anteil zu nehmen. Nicht nur beschäftigten sie sich viel mit schöngeistiger Lektüre, wie das Aufkommen der zahlreichen Zeitschriften für „Gattinen, Mütter und Töchter" beweist, die einen eigenen, reich entwickelten Literaturzweig ausmachen,[1]) sie griffen auch selbst zur Leier. In die heiteren Klänge der Anakreontik mischten auch sie ihre Stimmen, und neben Hagedorn, dem deutschen Anakreon, wandelt die reimselige Anna Louise Karschin als deutsche Sappho durch unsere Literaturgeschichte. Sogar Westfalen, das doch bisher die Musen gemieden hatten, entsandte eine Dichterin zum Parnaß in Fräulein von Donop, einer Dame aus einem der ältesten westfälischen Adelsgeschlechter.

Charlotte Wilhelmine Amalie von Donop war am 28. Dezember 1723 auf ihrem väterlichen Gute Altendonop in der Grafschaft Lippe geboren.[2]) Als das Kind noch nicht fünf Jahre zählte, verlor es an einem Tage beide Eltern durch den Tod. Die so früh Verwaiste wurde nun einer Verwandten, der Frau Erbdrostin von Karlowitz in Horn, zur Erziehung übergeben. Als ihre Pflegemutter starb, faßte sie den Plan, ihre Kenntnisse auf der Akademie zu Göttingen weiter auszubilden und sich ganz den Wissenschaften und Künsten zu widmen. Später lebte sie bei einer Verwandten in Lemgo, wo sie wohl auch mit dem Herausgeber der „Westphälischen Bemühungen" bekannt wurde. Die deutsche

---

[1]) Vergl. Lachmanski, Die deutschen Frauenzeitschriften des 18. Jahrh. Berlin 1900.

[2]) Vergl. „Geschlechtsnachrichten der Familie v. Donop" im historisch-genealogischen Magazin für Westf. und Niedersachsen, 1798, S. 136; ferner: Weddigen, Westf. Nationalkalender, 1801, S. 209-215, und E. H. Knetschke, Neues allg. deutsches Adelslexikon, Leipz. 1860. Bd. II, S. 547. Das Geschlecht erhielt seinen Namen, wie die Familiensage erzählt, daher, daß der Ahnherr beim Erstürmen einer feindlichen Burg durch den Zuruf angefeuert habe: „do nup!" (Knetschke a. a. O.)

Gesellschaft in Göttingen, die gern mit schriftstellernden Frauen in Verbindung trat und sie als „Musen des Ordens“ zu Ehrenmitgliedern erwählte,[1]) erzeigte auch Amalie von Donop wegen ihres Gedichtes „Schönheiten Pyrmonts“ diese Ehre, ernannte sie zur gekrönten Poetin und übersandte ihr einen Lorbeerkranz.[2]) Ihre Gedichte scheinen damals einiges Aufsehen erregt zu haben, wenigstens spendete ihr eine in Berlin 1782 erschienene Zeitschrift „Grammaire des dames“ hohes Lob.[3])

Amalie von Donop ist in der Form ihrer Gedichte ganz von der Anakreontik abhängig. Meist ist es Hagedorn, der auf ihre Poesie eingewirkt hat; wie er, liebt auch sie den Refrain und räumt der Satire einen großen Spielraum ein. Auch Gleims Jugendlyrik hat ihr zum Muster gedient, wie sie denn sogar einmal ein Lied Gleims mit Beibehaltung ganzer Verse umgedichtet hat.[4])

Doch versucht sie auch in der Wahl der Stoffe für ihre dichterische Bearbeitung über die Anakreontik hinauszukommen, indem sie an Stelle des Weins den Labetrank der Frau, den „Kaffe“ besingt und nicht so sehr mit Liebesgefühlen tändelnd spielt, sondern uns altklug die Liebe mehr im Hohlspiegel der Satire zeigt. Überdrüssig des ewigen Schmachtens und Sehnens, des Aufgehens in sinnlicher Liebe, wie es Gleim in seiner Dichtung bietet, sowie der leichten Kneiplieder Hagedorns ruft sie entrüstet aus:

„Ich bin kein Freund vom Weine
Er bringt mein Blut in Wallen
Und hitzt wie höllisch Feuer
Und macht die Nächte schlaflos.
Du bist mein Wein, o Kaffe,
Du gibst gesunde Nahrung,
Du stärkst den schwachen Magen,
Zerstreuest Gram und Kummer,
Du bist mein Wein, o Kaffe!

---

[1]) Otto a. a. O. 42.

[2] u. [3]) Weddigen, Westph. Nationalkalender 210. In einem Artikel „Vies des dames illustres“ in dem genannten Journal heißt es: „Madame de Donope a composé un très beau poème sur le Destin et encore un autre sur les fausses vertus, qui marquent un grand fond de vertus et de sentiments chrétiens et sublimes. Il serait à souhaiter que ceux qui ont du talent pour la poésie en fissent un aussi bon usage que M. de Donope“ (pag. 441).

[4]) W. B. VIII, 119.

Fort, tändelhafte Liebe,
Fleuch zu den eitlen Dichtern,
Die ewig von Dir singen,
Ich will die Musen lieben.
Gleim küsse nur Dein Mädchen,
Ich küsse meine Musen,
Wenn Du ein Mädchen küssest,
So küß ich ganzer Neune,
Neun allerliebste Mäulchen."

Doch sie fand mit diesen Versen keinen Beifall bei der wein- und liebetrunkenen Jugend, und es entspann sich ein literarisches Scharmützel. Im neunten Stücke wurde ihr von einem Verteidiger des Weines und der Liebe nachstehende Antwort:

„Mit Deinem kalen Kaffe
Und allen Deinen Musen
Und ihren trockenen Mäulchen!
Ich bin kein Freund vom Kaffe,
Er schwächt mir nur den Magen
Und bringt mein Blut in Wallen
Und macht mir schwere Glieder.

Ich lobe mir Burgunder,
Und schäumenden Champagner,
Und unverfälschten Pontak,
Und Port a Port und Mosler,
Und guten alten Rheinwein
Und, wenn mir der nicht schmecket,
Ein Gläschen guten Bleichert.

Die stärken mir den Magen
Und machen frische Wangen
Und frische, muntre Glieder
Und sind der Schwermut Feinde.
Sie bilden Philosophen,
Und strenge Patrioten,
Und unerschrockne Krieger,
Und mut'ge, dreiste Redner.
Noch mehr! sie bilden Kleiste,

Und Bars und Hagedorne
Und Gemmingens und Pulthens
Und Lessings, Uz und Roste
Und allerliebste Gleime.
Sprich, haben Deine Bonen
Seit ganzen achtzig Jahren
Nur einen Gleim gebildet?"

Dann die Worte der Dichterin ironisch benutzend, fährt ihr Partner fort:

„Gleim küsse nur Dein Mädchen
Und leere Deine Römer,
Und sing uns neue Lieder,
Und laß die Dichterinnen
Bei ihrem schwarzen Tranke
Mit heisern Kehlen singen!
Ich will Dir mutig folgen
Und volle Römer leeren
Und statt der kalten Musen
Ein feurig Mädchen küssen!

Geschickt überläßt er dann seiner Schönen die Entscheidung:

„Was deucht Dir, Henriette?
Sollt ich bei Deinen Küssen
Nicht ihrer ganzer Neune
Gar leicht entbehren können?" [1])

---

[1]) W. B. Stück IX, 205/7. Ähnliche Anschauungen wurden in der Göttinger Gesellschaft vertreten, unter deren Einfluß die „Westph. Bem." wohl auch standen. Man schätzte dort die anakreontische Dichtung nicht sehr hoch ein; 1750 meinte ein Kritiker: „Ein jeder, der anakreontisch lebt, will auch anakreontisch scherzen" (Otto 58), und auch in dem Göttinger Kreise wurde statt des Weines häufig der „Coffe" besungen. Vergl. auch Westph. Bem. „Loblied eines Frauenzimmers auf den Coffe" (XI. St. S. 315/18), wo es unter anderem heißt:

„Arzt für mancherlei Beschwerden,
Wahrlich Du mußt Doktor werden,
Du bist mehr als halbgelehrt.
Klopstock muß vor allen Dingen,
Einst noch Kaffeoden singen,
Denn Du bist es wert!"

Hatte sich Fräulein von Donop mehr an deutsche Vorbilder angeschlossen, so ging der Dichter, der an zweiter Stelle genannt sein soll, Florenz Arnold Consbruch, mehr bei den Franzosen zu Gaste. Zu Bielefeld 1724 geboren, fand er infolge seiner Kenntnisse und seiner feinen Sitten Aufnahme in dem kunstsinnigen Kreis des geistvollen preußischen Ministers, Grafen von Gotter. Später wurde er Referendar zu Minden, dann Gograf der Stadt Herford und Landsyndikus von Ravensberg.[1])

Seit 1749 gehörte er der schon genannten deutschen Gesellschaft in Göttingen an. Hier lernte er auch das Singen. Das „Dichtenlernen" war damals nicht sehr schwer.[2]) Auch an Anlässen zum Dichten fehlte es niemals; forderte ja der Paragraph 29 der Satzungen „für alle glücklichen Veränderungen, wie Todesfälle (!) der Mitglieder ein Gedicht".[3]) So bildete die Gesellschaft eine Unzahl elender Reimschmiede heran; Justus Möser, der ebenfalls vom Januar bis September 1743 als Mitglied aufgeführt wird, beteiligte sich selten an den dichterischen Übungen, vielmehr mußte er viele Strafgelder für die versäumten Stunden bezahlen.[4])

Consbruchs Gedichte überragen die öden Reimereien vieler seiner Zunftgenossen, sie wurden sogar von Lessing einer Kritik gewürdigt. Unter dem Motto: „Hoc iocosae conveniet lyrae" ließ Consbruch im Jahre 1750 in Frankfurt a. M. „Poetische Erzählungen" erscheinen. Die meisten Stücke waren Übersetzungen von Rousseau, La Fontaine, Duvergier, Desmarets und Fontenelle, weil nach seiner Ansicht „die Franzosen in der Kunst zu erzählen alle andern Völker übertreffen". Einige Schäfergedichte eigener Erfindung fügte er den Übersetzungen bei.[5]) Lessing spricht sich in seiner Kritik[6]) recht günstig über diese Gedichte aus. „Überhaupt müssen wir von der Arbeit sagen, daß sie wohlgeraten sei. Der Ausdruck ist leicht, das Sylbenmaß fließend, und die Wendungen sind fein." Auch die ein Jahr später (1751) von Consbruch erschienenen „Versuche in Westphälischen Gedichten" (Frankfurt a. M.) sind von Lessing besprochen worden.

---

[1]) Über Consbruch und seine Familie vergl. die Selbstbiographie seines Sohnes G. W. L. Consbruch im Westf. Nationalkalender 1801. 234 ff. und Allg. D. Biogr. IV, 451.

[2]) Otto. 40. — [3]) Ebd. 56. — [4]) Ebd. 40.

[5]) W. B. I. St. 35. Dort eine ausführliche Besprechung.

[6]) Berliner Privilegierte Zeitung. Im Jahre 1750. Lessings Werke IV, 197. (Lachmann-Muncker).

In der Vorrede teilt Consbruch den Brief eines Freundes mit, der der Ansicht ist, „daß die Einwohner anderer Provinzen keine Gedichte eines Westphälingers kaufen werden, da man noch nicht die geringste Spur hat, daß die schönen Wissenschaften in den rauhen Gegenden Zutritt gefunden haben".[1]) Diesen Gedanken greift Lessing in seiner Kritik auf, spricht aber auch hier dem westfälischen Dichter seine Anerkennung aus.[2])

Die Sammlung selbst enthält in reicher Abwechselung Lehrgedichte, Fabeln, anakreontische Lieder, choriambische Oden, eine Satire auf die Dichtkunst, eine Verteidigung Westfalens gegen den Herrn von Bar. Im Jahre 1752 ließ dann Consbruch noch ein Bändchen „Scherze und Lieder" folgen, dessen Inhalt schon durch das Motto charakterisiert wird:

„Il ne faut point peser stoiquement
Au grave poids d'une raison chagrine
Les jeux legers d'une Muse badine." (Gresset).[3])

Die „Westphälischen Bemühungen" hatten an Consbruch einen eifrigen Mitarbeiter. Ein origineller Prosaaufsatz „Über die Glückseligkeit des heslichen Frauenzimmers" [4]) sowie zahlreiche Gedichte entstammen seiner Feder. Auch er entrichtete in einer Ode „Von der Macht der Schönheit"[5]) und in kleinen Liedern „An Phillis" der herrschenden Liebesdichtung seinen Tribut; wie Gleim in seinem Gedichte „Bachus und Cythera" wird auch ihm die Frage, „ob er trinken oder küssen" solle, zu einem ernsten Dilemma, aber beim Anblick der reizenden Geliebten Phillis verschmäht er leicht das Geschenk des Bacchus.[6]) Die meisten Beiträge Consbruchs aber gehören der Fabelgattung an. Die Fabel, die ja unterhält und dabei zugleich reichlich Gelegenheit zum Moralisieren bietet, war dadurch für die Zwecke, welche die moralischen Wochenschriften verfolgten, sehr passend und auch der ganzen Zeitrichtung entsprechend. Schon in den Wochenschriften der Engländer spielte sie eine große Rolle und in den 40er und 50er Jahren des 18. Jahrhunderts

---

[1]) W. B. I, 40—43.

[2]) „Seine Arbeit ist nicht die schlechteste; man wird Stellen darin finden, die ein Genie verraten, welches sich das mechanische der Poesie zu eigen gemacht hat. Ob ihn aber seine Landsleute zum Modell des westphälischen Witzes annehmen möchten, daran zweifeln wir." Berlinische Privilegierte Zeitung. Im Jahre 1751. Lessings sämtl. Werke, IV. 262.

[3]) W. B. I, 43—45. — [4]) Ebd. V, 345 ff. — [5]) Ebd. VII, 17 ff.

[6]) Vergl. „Die Versuchung" W. B. XIII, 32.

erfreute sie sich allgemeiner Beliebtheit. Nicht nur wurden die antiken, wie die modernen französischen Fabeldichter fleißig übersetzt, Männer wie Gellert, Hagedorn, Gleim, Lichtwer u. a. schrieben auch eigene Fabeldichtungen. Auch die von Consbruch den „Westphälischen Bemühungen“ gelieferten Fabeln waren teils Übersetzungen aus La Fontaine und La Motte, teils eigene, von Gellert stark beeinflußte Dichtungen.

Was endlich den zweiten Hauptteil der Zeitschrift, die „Kritischen Bemühungen“ angeht, so sollte er mehr dazu dienen, den westfälischen Lesern einen Begriff von dem Stande der neuesten Literatur, als eine scharfe, kritische Würdigung der behandelten Werke zu geben. Zu diesem Zwecke wurden die bedeutendsten Neuerscheinungen jedesmal unter dem Namen des Erscheinungsortes mehr referierend als kritisierend besprochen. Nicht ohne Interesse für die Literatur und Kulturgeschichte der westfälischen Lande ist eine Nachricht aus Cleve, aus der hervorgeht, daß auch auf der roten Erde die Schäferdichtung gepflegt wurde. In Cleve nämlich befand sich eine Provinz Arkadiens, auf dem Freudenberge kamen die leichtgeschürzten Schäfer und Schäferinnen zusammen, und die Jünglinge sangen frohe Hirtengedichte zum Lobe des schönen Geschlechts. Die aus diesem arkadischen Kreise hervorgegangenen acht Schäfererzählungen werden in den „Westphälischen Bemühungen“ recht günstig beurteilt, nur wird getadelt, daß die Schäfer ihre Nymphen „Mes demoiselles“ anreden und ihnen „die Frucht ihrer Gesellschaft praesentieren“. Eigentümlich berührt es uns, daß der Kritiker den Verfassern der Erzählungen einen etwas freien, sinnlich lüsternen Ton zum Vorwurf macht: „Die Liebe ist den Schäfern in ihren Gedichten etwas Wesentliches, aber es ist die unschuldige, zärtliche Liebe, welche in ihren Ausdrücken niemals die Regeln der strengsten Schamhaftigkeit verletzet. Wir wünschen, daß die Herren Verfasser dieser Schäfererzähluugen solches hinfüro aus Hochachtung gegen das schöne Geschlecht beobachten mögen, damit sie den artigen Kindern keine Schamröte abzwingen. Wenigstens errötete unsere Doris, wie wir diese Gedichte in unserer Versammlung vorlasen, mehr als einmal, und wir wurden gezwungen, bei dem „Zeisigneste“ und der „Schäferstunde“ manches zu überschlagen.“ [1]) Wir meinen, daß die Redaktion der „Westphälischen Bemühungen“ besser getan hätte, vor der eigenen Türe zu kehren, denn wie oft mußte wohl Doris erröten bei den nicht selten

---

[1]) W. B. XVI, 297.

recht sinnlichen Gedichten, die sich in den Spalten der Zeitschrift selbst finden? [1])

Werfen wir nur zum Zwecke eines Gesamturteils einen prüfenden Rückblick auf unsere Skizze, so werden wir im allgemeinen dem Lobe Hohenhausens beistimmen. Ein Vergleich mit zahlreichen, gleichzeitigen Journalen fällt nicht zu Ungunsten der besprochenen Zeitschrift aus. Freilich ist die Satire bisweilen recht stumpf, die lyrischen Beiträge sind manchmal etwas zu plump sinnlich oder zu unselbständig, aber manche Artikel sind auch heute noch lesenswert.[2])

In dem Berichte, den Freiherr von Hohenhausen über die Lemgoer Zeitschrift gibt, finden sich auch einige Notizen über die journalistischen Verhältnisse in Minden im 18. Jahrhundert, aus denen man ersieht, daß sich dort schon früh wissenschaftliches Leben regte.[3]) Schon vor den Lemgoer „Westphälischen Bemühungen" erschien in Minden im Jahre 1746 ein Wochenblatt unter dem Titel: „Nützliche Sammlung". Der Inhalt unterschied sich wenig von den übrigen moralischen Wochenschriften, brachte moralische Erzählungen, sowie auch kleine Gedichte und ökonomische Lehren. Nach einer Unterbrechung durch die Schlesischen Kriege wurde das Blatt im Jahre 1756 unter dem veränderten Titel „Mindensche Beiträge zum Nutzen und zum Vergnügen" fortgesetzt. Die Sprache war jetzt um vieles gebildeter, die Aufsätze mannigfaltiger, nicht ohne Witz und Laune. Wie die besprochene Lemgoer Zeitschrift ist auch die Mindener recht charakteristisch

[1]) Vergl. z. B. das Gedicht „Der Venustrabant", XI, 338 und „Das Gespenst", VIII, 109.

[2]) Daß die satirisch-moralischen Predigten auch nicht unbeachtet blieben, beweist ein ergötzlicher Fall, den Weddigen erzählt. Als einst in einem Artikel der „Westphälischen Bemühungen" der Stolz einer gewissen Julie geschildert wurde, fühlte sich die Tochter des Direktors Clander, Julie, beleidigt, drang in den Vater, den Herausgeber zu strafen. Clander aber sagte ihr: „Wenn meine Tochter sich getroffen fühlt, muß sie sich bessern," und ließ den Herausgeber auf ein Gericht Fasanen einladen. Weddigen, Westph. Magazin, I, 181.

[3]) So teilt v. Hohenhausen aus dem 4. Stücke der „Relationes von gelehrten Neuigkeiten" vom Jahre 1730 folgendes mit: Minden. „Allhier ist eine Gelehrtengesellschaft zwischen dem hiesigen Prediger Herrn W. Göringen, dem Rektori Gymnasii, Herrn Bönemann und einem Pastoren in Lemgo Herrn M. Haccio aufgerichtet worden, welche Vorhabens seyn soll, alle Disputationen über die Bibel, sie mögen seyn von was für Art sie wollen, zu sammeln, wie sie dann schon über 1000 Stück zusammenhaben, sodaß solche nach und nach zu rezensieren." Westph. u. Rhld. 1823, 64.

für die Sitten und die Kultur Westfalens in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Durch Rabener u. a. angeregt, neigte man damals ja vielfach zur Satire und auch die „Mindenschen Beiträge“ lassen ihrem scherzenden Humor mit westfälischer Derbheit freien Lauf. Als Mitarbeiter werden genannt Fl. Weddigen, Benzler aus Minden, Hofrat Opitz und der schon erwähnte Prediger Schwager aus Joellenbeck, der unter anderem auch die Lektüre des Don Quichote empfahl. Der Titel dieser Zeitschrift wurde später nochmals umgeändert in „Wöchentliche Mindensche Nachrichten“. Aus einer barschen Aufforderung zur Zahlung des Abonnementsgeldes im ersten Stücke des Jahrganges 1787 läßt sich schließen, daß die Zeitung unter Zwangsabonnement erschien, vielleicht als Beilage zum Mindener Intelligenzblatt. Die Interessenten wurden nämlich ersucht, „ihr schuldiges Geld fördersamst abzutragen, widrigenfalls nach Verlauf von 14 Tagen landreiterliche Exekution eintreten muß. Minden, 1. Jan. 1787. Schlutius.“ „Die Drohung der Exekution durch den Landreiter, der übrigens seine Vices in der Stadt wahrscheinlich zu Fuße verrichtete, ist wirklich naiv“, meint Hohenhausen, „auch scheint die Sprache des jetzigen Redakteurs gegen das Publikum von dem damaligen kategorischen Imperativ des Herrn Schlutius wesentlich abzuweichen.“ [1])

Eine in Cleve im Jahre 1755 erschienene westfälische Wochenschrift ist besonders interessant durch die Person ihres Herausgebers, Friedr. v. Derschau.

In seiner Schrift „De la littérature allemande des défauts qu'on peut lui reprocher, quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger“ sagt Friedrich der Große: „Soyons sincères et confessons de bonne foi que jusqu' ici les Belles-lettres n' ont pus prospéré dans notre sol. L'Allemagne a eu des philosophes, qui soutiennent la comparaison avec les anciens . . . . . Quant aux Belles-lettres, convenons de notre indigence.“ Er führt dann einige deutsche Belletristen an, die nach seiner Meinung Aufmerksamkeit verdienen, einen Gellert, Kanitz, Geßner, Mascou und Quadt und fügt hinzu: J'ajouterai à ces messieurs que je viens de nommer un anonyme dont j' ai vu les vers non rimés; leur cadence et leur harmonie résultait d'un mélange de dactyles et de spondées; ils étaient remplis de sens, et mon oreille a été flattée agréablement par des sons sonores, dont je n'avais pas cru notre langue susceptible. J'ose présumer que ce genre de versi.

[1]) Westph. und Rheinl. 1823, 64.

fication est peutêtre celui qui est le plus convenable à notre idiome et qu'il est de plus préferable à la rime, il est vraisemblable qu'on ferait des progrès si on se donnait la peine de la perfectionner." [1])

Über die Person dieses von Friedrich dem Großen mit solchem Lobe bedachten, „anonyme" sind die Ansichten der Literarhistoriker geteilt. Während die meisten die Worte des Königs auf das Gedicht „die Mädcheninsel" des Anakreontikers Joh. Nik. Götz, des deutschen Tibull bezogen,[2]) verließ Karl Goedeke die herkömmliche Tradition und nannte auf Grund glaubwürdiger Quellen den Regierungspräsidenten von Aurich, Friedr. von Derschau, als den vom Könige als „anonyme" bezeichneten Dichter. Es handelt sich um ein Gedicht Derschaus auf die ostindische Handelskompagnie, das die Ausfahrt „des Königs von Preußen", des ersten Schiffes der Gesellschaft, feiert. Das betreffende Gedicht war also schon vermöge seines Inhaltes wohl geeignet, das Interesse des Königs zu erregen, der schon früher eine Abhandlung Derschaus „Über die Verminderung der Kriege" mit Vergnügen gelesen hatte,[3]) auch der Rhythmus stimmt mit dem von Friedrich dem Großen bezeichneten überein.

Von den westfälischen Zeitschriften wurde voll Freude die Notiz, die sich zum ersten Male in der ostfriesischen Zeitung „Mannigfaltigkeiten" fand, (1785, 47, Stück 391) aufgegriffen, weil man dadurch wieder einen „berühmten Westfälinger" mehr hatte, den man als Beweis gegen die damals vielfach behauptete Rückständigkeit der Westfalen anführen konnte. So brachte der „Westphälische Anzeiger" einen Artikel über v. Derschau unter der Überschrift: „Ein Westphale von Friedrich dem Großen gelobt." [4]) Man betrachtete Derschau demnach als Angehörigen der roten Erde, vielleicht weil er so lange dort gewirkt, vielleicht auch, weil er den Namen Westfalen in die Journalistik wirksam eingeführt hat, obwohl er von Geburt ein Preuße war. In der Heimatstadt Kants am 12. Januar

---

[1]) Oeuvres de Frédéric le Grand, Tome VI, 91, Berlin 1847.

[2]) Vergl. z. B. Pröhle, Friedr. d. Große u. die deutsche Literatur, Berlin 1872, 178. Die Frage behandelt sehr eingehend Kohlmann (Archiv für Literaturgeschichte, Jahrg. 1882, 353 ff. u. 529 ff.). Er spricht sich sehr bestimmt für Derschau aus, worauf hiermit verwiesen sei. Vergl. auch die Ausgabe von Ludwig Geiger (Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh. Herausgegeben von A. Sauer, Bd. 16. Berlin[3] 1902).

[3]) Jak. Franz Müller, Ehrendenkmal dem Präsidenten Fr. von Derschau. Norden 1800.

[4]) Westph. Anzeiger 1801, 621–26.

1714 geboren, studierte er in seiner Vaterstadt Mathematik und Philosophie und unternahm dann, der Sitte der Zeit folgend, große Reisen nach den bedeutendsten Universitäten, so nach Paris, wo er sich 2 Jahre aufhielt.[1]) Mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit ward er bei der Gelegenheit bekannt, so mit dem Philosophen Wolff und mit Gottsched, dessen Einfluß auch sein dichterisches Schaffen mehrfach zeigt. Als er nach Berlin zurückgekehrt, in Begleitung seines Oheims des Generalmajors Chr. Reinhard von Derschau einem Manöver beiwohnte, wurde der König auf den stattlichen Mann aufmerksam und ernannte ihn sofort zum Fähnrich im Regimente seines Oheims. Derschau machte die schlesischen Kriege mit, mußte aber infolge einer Verwundung seinen Abschied nehmen und wurde dann zum Konsistorialrat und Assessor bei der Oberamtsregierung in Glogau ernannt. Als dann der Großkanzler Cocceji die Justizreform in Preußen durchführte, wurde Derschau als Geheimer Regierungsrat nach Cleve (1749) und 1751 als Regierungspräsident nach Aurich versetzt. Neben seiner ungemein mühsamen und segensreichen Verwaltungstätigkeit fand der hochgebildete Mann noch Muße zu den verschiedensten literarischen Arbeiten.[2]) In seinen religiösen Anschauungen war v. Derschau streng gläubig, sogar etwas pietistisch angehaucht. Als charakteristischen Zug für diese Geistesrichtung berichtet sein Biograph, daß er sich 16 Jahre vor seinem Tode als beständiges Memento mori seinen Sarg fertigen ließ. Zur Förderung der häuslichen Andacht bearbeite er ein Erbauungsbuch, das er 1794 in Aurich auf seine Kosten drucken und in 600 Exemplaren unter die armen Bevölkerungsklassen

[1]) Die Angaben über v. Derschaus Leben und Wirken sind im wesentlichen dem trefflichen Aufsatze Gittermanns (bei Ersch und Gruber, Allg. Encykl. der Wissensch. u. Künste I. Sekt. 24. Bd. 217/19) entlehnt. Der „Westphälische Beobachter“ ist dort unter den Schriften von Derschaus nicht erwähnt.

[2]) Schon in Paris hatte er sich für das Theater interessiert. Wohl durch die dortigen Studien, vielleicht auch durch die Bekanntschaft mit dem für die deutsche Schaubühne so übereifrig tätigen Gottsched angeregt, verfaßte Derschau mehrere Dramen, von denen das erste „Papinian“ (Liegnitz 1749) ganz nach Gottschedschem Rezept gearbeitet, in Wien am Geburtstage der Kaiserin Maria Theresia mit großem Beifall aufgeführt wurde, ein weiteres „Orest und Pylades“ denselben Stoff wie Goethes Iphigenie dramatisch verwertet zeigt. Den größten Erfolg erzielte aber Derschau mit seinem Drama aus der Reformationsgeschichte „Lutheriade“, womit er seinem jüngeren Landsmann Zacharias Werner in der Darstellung dieses so häufig bearbeiteten Stoffes voranging. (Gittermann a. a. O.).

verteilen ließ. Seine lyrischen Dichtungen sind, entsprechend seinem Wesen, fast alle moralisch-religiöser Natur. Auch auf rein wissenschaftlichem Gebiete hat Derschau sich betätigt, er war eben wie viele Männer seiner Zeit Polyhistor. Er gehörte den gelehrten Gesellschaften zu Königsberg, Duisburg und Bremen als Mitglied an und hinterließ, als er am 19. Dez. 1799 zu Aurich starb, eine Bibliothek von 14000 Bänden.

Seinen pietistischen Reformbestrebungen sollte wohl auch die Zeitschrift dienen, die er 1755 gemeinschaftlich mit dem damaligen Referendar, späteren Landrichter in Altena, Goecke, in Cleve herausgab.[1]) Vielleicht erstand das Unternehmen auf direkte Veranlassung Gottscheds, da dieser gerade diese Wochenschrift als einzige aus der Zahl der westfälischen anführt.

Der „Westphälische Beobachter" erschien zu Cleve[2]) jeden Sonnabend zum Preise von zwei Stüber[3]) pro „Stück". Er nahm für sich den Ruhm in Anspruch, das erste Wochenblatt Westfalens zu sein, und stellte sich die Aufgabe, „seinen Landsleuten, welche in allen Dingen die Mittelstraße halten, nur im Essen und Trinken nicht, einen Spiegel ihrer Unarten und Thorheiten vorzuhalten, um derentwillen sie die Ausländer beinahe als Barbaren verachteten".[4]) Lyrik wie auch literarische Kritik, das schöngeistige Element, tritt daher im „Westphälischen Beobachter" zurück, es wird viel gepredigt, und alles unter dem moralischen Gesichtswinkel betrachtet, freilich meist mit Rücksicht auf westfälische Verhältnisse.[5]) Als ein wachsamer Beobachter hält der Herausgeber scharfe Umschau und als ernster Zensor ruft er alles vor sein Forum, was ihm in Westfalen reformbedürftig schien. Und er hatte sich gründlich in der

---

[1]) Becker a. a. O. 102. Goecke erwarb sich später große Verdienste um die Märkische Industrie. Er etablierte 1780 in Elverlingsen bei Altena das erste Schwarzblechwalzwerk der Grafschaft und führte die Nähnadelfabrikation in die westfälischen Lande ein. Er starb 1815 im Alter von 82 Jahren. Berger a. a. O. 53.

[2]) Cleve zu finden bey der Wittwen des Königl. Pr. Hof-Buchdruckers J. R. Sitzmannn seel. und zu Duisberg (!) bey die (!) Buchhändlers Bötticher Reiche und Hoffmann. Der „Erste Theil" enthält 50 Stücke, ebenso der zweite.

[3]) 26 Stüber = einer Reichsmark; 60 Stüber = ein Reichsthaler = 2,31 M.

[4]) (Steinmann) Westfalens Oberpräsident von Vincke, sein Leben und seine Zeit. 126.

[5]) Vergl. z. B. „Fehler bei der Kinderzucht in Westphalen" St. 27; Von westphälischen Visiten St. 3. „Schreiben einer Dame über ihre Reise nach Westphalen" St. 91. u. a.

Welt und auch in Westfalen umgesehen, er kämpfte nicht nur von seinem Büchertisch aus gegen die Sitten eines unbestimmten Wolkenkuckucksheims. Die Hauptsünden der „Westphäler" hatte er bald herausgefunden, er begnügte sich aber nicht mit polternden Kapuzinaden oder trockenen Moralpredigten, sondern suchte stets die Wurzel der Fehler aufzuspüren, er erklärte sie teils aus dem Charakter, teils aus der politischen, d. h. kulturellen Lage der Westfalen. Wenn er auch oft etwas sehr stark die dunklen Farbentöne auftrug, so muß man stets bedenken, daß er, der kein geborener Westfale war, um so leichter in jenen Fehler der meisten Sittenprediger fallen konnte, den Teufel möglichst schwarz zu malen. Derschau versteht sich meisterhaft auf psychologische Analysen, was ihm besonders bei der Schilderung des westfälischen Charakters zu statten kommt, mit der er seine Zeitschrift eröffnet.[1]) Dann stellt er sich selbst seinen Lesern vor und offenbart sich als eine gerade, offene Natur, die, unbekümmert um das Urteil der Welt, den geraden Weg geht. Daß er zum Schmeichler verdorben sei, ärgere ihn sehr, meint er, „denn, wer die Welt kennt, der weiß, daß man kriechen muß, wenn man hindurch will, mit geradem Kopfe stößt man alle Augenblicke an die Köpfe der Narren, und das können sie nicht vertragen. Einen geschickten, einen rechtschaffenen Mann halte ich von Herzen hoch, aber einen Dummkopf, einen Ungerechten zu liebkosen, daran bin ich nicht zu bringen, ich gebe ihm die äußere Ehre, aber, daß ich ihm schmeicheln sollte, gütiger Himmel, damit verschone mich:

„Sie mögen sich nebst ihren Gästen
„Mit Schneppendreck und Austern mästen
„Und Milch und Käse sey für mich!" [2])

Aus der Fülle der verschiedenartigsten Verhältnisse, die im „Westphälischen Beobachter" zur Sprache kommen, können nur einige hier erwähnt werden. Für die in Westfalen verbreitete „Prozeßseuche" macht

---

[1]) Stück 2. Auch die Artikel „Von dem Mangel der Zärtlichkeit in dem Geschmacke der Westphäler", „Von dem Mangel der Zärtlichkeit in den Gemüthsbewegungen der Westphäler", sowie „Von dem Mißtrauen und der Furcht der Westphäler" sind psychologisch fein gearbeitet. Max Dessoir hat in seiner Geschichte der neueren deutschen Psychologie den Anteil der moralischen Zeitschriften am psychologischen Wissen des 18. Jahrh. untersucht und ist zu interessanten Ergebnissen gelangt. Auch der „Westphälische Beobachter" böte in dieser Hinsicht manche Ausbeute.

[2]) Westph. Beob. St. 48, 396.

er die Hartnäckigkeit seiner Landsleute verantwortlich,[1]) ihren Aberglauben gibt er mehrfach dem Gespötte preis, aber als eine tiefgläubige Natur weiß von Derschau einen Unterschied zu machen zwischen wahrer Religiosität und ihren Auswüchsen, jene möchte er erhalten wissen. „Die Religionsspötterei scheut sich noch vor unserer Frömmigkeit, allein wir sind dafür desto abergläubiger, und daß ich es auf westphälisch ausdrücke, desto butter.“ [2]) Daß der Aberglaube noch so weite Verbreitung finde, erklärte sich aus der geringen Bildung der Landbevölkerung, für die wieder die schlechten Schulverhältnisse den Grund abgaben. Derschau unterzieht sie einer scharfen Kritik und macht Vorschläge zu ihrer Umgestaltung. Auch die Bildung des weiblichen Geschlechtes behandelt er mehrfach, wie überhaupt in seiner Zeitschrift die Frau eine ganz andere Rolle spielt als in den meisten moralischen Wochenschriften jener Zeit, wo das „artige Frauenzimmer“ meist nur einen willkommenen Stoff zur Verspottung seiner kleinen Fehler und Torheiten bot. „Die Gesundheit eines Zeitalters äußert sich in der Hochachtung vor den Frauen“, sagt Fr. Vischer und auch Derschaus Ausführungen sind von diesem Gedanken getragen.

In einer größeren Aufmerksamkeit gegen das schöne Geschlecht sieht er ein Mittel, die Gesellschaften, die sich in Westfalen meist durch gähnende Langeweile auszeichneten, lebhafter und fröhlicher zu gestalten. Man muß aber auch der Frau Gelegenheit bieten, sich auszubilden; freilich: „die gelehrte Frau ist eine lächerliche Närrin“. „Unsere Schönen sollen weder Logarithmen ausrechnen lernen, noch an Statt der Puderschachtel eine Weltkugel auf ihren Nachttisch setzen, die Wissenschaften gehören nicht für das Frauenzimmer . . . Die Gelehrsamkeit ist ein Land, das auf der einen Seite gegen Mitternacht schroffe Anhöhen, steile Felsen und mit Sand und Steinen bedeckte Ebenen hat, gegen Mittag hingegen die schönsten Aussichten in blühende Wiesen und Lustwälder zeigt. In jenem Teile ist die Luft viel zu rauh und kalt für den zärtlicheren Geist des Frauenzimmers, aber in diesem herrscht beständiger Frühling, der sie zu den angenehmsten Fluren lockt . . . Nur die Blumen soll das Frauenzimmer von den Wissenschaften einsammeln, die Dornen mögen die

---

[1]) Ebd. 24. St., 191 ff. „Rechthaberei, Hartnäckigkeit und daraus naturgemäß entstehende Prozeßsucht gehörten von jeher zu den eingewurzelten westfälischen Sünden,“ meint L. Berger. Vergl. dessen vortreffliche Schilderung und die Satire in Kortums Jobsiade „Charakter und Porträt der Advokaten Schluck und Schlauch“. (Berger a. a. O. 36 f.).

[2]) Westph. Beob. 2. St., 16.

Gelehrten für sich behalten",[1]) d. h. in moderne Sprache übersetzt: „für Amtsstuben und Parlamente, für Hörsäle und Exerzierplätze ist das Weib nicht".[2]) Die schönen Wissenschaften aber schienen so recht für das Frauenzimmer geschaffen zu sein, und es sei sehr zu bedauern, „daß man in Deutschland so wenig auf öffentliche Anstalten zur Bildung des weiblichen Geschlechtes in dieser Hinsicht gedacht, und noch mehr, daß sich in Westphalen weder Gelegenheit noch Hoffnung dazu finde".[3])

Wie durch die Taten Friedrichs des Großen ein nationaler Gehalt in die deutsche Literatur kam, so fuhr auch damals in die oft so dumpfen Predigt- und Betsäle der moralischen Wochenschriften ein kühler, erfrischender Zugwind. So ist auch Friedrich von Derschau ein guter Patriot und begeisterter Verehrer des großen Preußenkönigs, der seine Landsleute zu echtem Patriotismus erziehen möchte. Zwar „steht der Westfale dem Schweizer in der Liebe zum heimatlichen Boden nicht nach",[4]) aber die Begeisterung genügt nicht; wer sein Vaterland wahrhaft liebt, muß auch Opfer bringen und eifrig mitarbeiten an der Hebung der sittlichen und materiellen Kultur. Einige Auswüchse des Patriotismus werden treffend gekennzeichnet, so eine heute häufig „Hurrapatriotismus" genannte Erscheinung.[5])

---

[1]) Westph. Beob. St. 19, 157.

[2]) Muff, Der Idealismus, 367.

[3]) Westph. Beob. St. 19, 158. Freilich wollten die Mütter nicht viel von den Reformplänen des „Westphälischen Beobachters" wissen. „Ja, sagt Frau Sara mit einem gezogenen Tone und nimmt ihre Brille von der altklugen Nase, Korzwiel is dat! wat heft miene Dochter mit den Bökern to dohn? Da heft de Juffern neen Werk mit. Dat Spinnrad tüsken de Beene, dat gehort für se! Wat miene Dochter wieten sall, will ik ihr wohl sülvest lehren. Se is nu im groten Katechissem; wenn se den von buten kan, dann kann se genog, mehr heft se nich nödig. Mehr hebbe ik auk nich gelehrt, un hebbe doch enen braven Mann kregen." Westph. Beob. 19, 156.

[4]) Vergl. „Vom Mangel patriotischer Gesinnungen in Westphalen," St. 5. „Wenn sie außerhalb des Vaterlandes sind, so ist ihnen zu Mute, wie den Fischen, wenn sie aus ihrem Elemente kommen; sie eilen zu ihrem Pumpernickel zurück, und der Rauch ihres väterlichen Schornsteins ist ihnen erquickender als den Ostindienfahrern der Geruch von der Küste Ceylon." Westph. Beob. St. 5, 38.

[5]) „Bibulus säuft für sein Vaterland, und er drohet dem den Hals zu brechen, der nicht zugeben will, daß Westphalen das Paradies von Deutschland sey. Er hat sich schon dreymal deshalb geschlagen, und auf alle seine Pocale hat er die Worte mit großen goldenen Buchstaben schneiden lassen:

Auch die heimatliche, die westfälische Mundart wird untersucht und hochgepriesen, „in ihr befindet sich noch die Majestät, welche die Ausländer bewegt hat, von den Deutschen zu sagen, sie donnerten, wenn sie redeten".[1])

Der „Westphälische Beobachter" begann am 24. Mai 1755 und dauerte unbehindert fort bis zum 2. April 1757. Dann stellte er infolge der Kriegsunruhen sein Erscheinen ein, nach einjähriger Unterbrechung lieferte der Herausgeber noch die fehlenden vier Stücke nach.[2])

Nach Beendigung der Kriegswirren traten am Niederrhein noch verschiedene Zeitschriften ans Licht, letzte Nachzügler der moralischen Wochenschriften, von geringer journalistischer Bedeutung. Mehrere dieser Blätter erschienen ohne Angabe des Druckortes, da man es damals mit Rücksicht auf die Zensur häufig vorzog, den Ort des Erscheinens geheim zu halten. Bei einigen andern ist Wesel als Druckort angegeben, und man darf die anonym erschienenen wohl auch nach dort verlegen, denn die Rödersche Buchhandlung in Wesel stand damals in großer Blüte und versuchte sich mehrfach in journalistischen Unternehmungen. Der bei F. J. Röder 1772 herausgegebene „Gemeinnützige", der es auf acht Stücke brachte, war von untergeordneter Bedeutung, das Blatt hat für uns heute einiges Interesse, weil in ihm der Jobsiadendichter C. A. Kortum mehrere Beiträge veröffentlichte.[3])

Eine Wochenschrift: Der Freund der Wahrheit und des Vergnügens am Niederrhein erschien seit 1773 zu Cleve und

---

„Vivat Westphalen!" Westph. Beob. 5. St„ 42. Andere falsche Patrioten: „Suentobold reinigt sein Vaterland von Hasen und Eichhörnchen, Alarich bevölkert es ganz in der Stille, und Teutobach schreibt für dasselbe, nur schade, daß er es beschimpfet." Westph. Beob. ebd.

[1]) Westph. Beob. 8. St., 61.

[2]) Ebd. 97. St. 867 f. Über v. Derschau vergl. Rotermund, Gelehrtes Hannover. Bremen 1823. Bd. 1. 449/50; Goldbeck, Literarische Nachrichten von Preußen 1. Teil (150.) 2. Teil (131—33); Goedeke, Grundriß, 3. Bd., § 200, Nr. 80; Allg. D. Biographie, Bd. V. 67; Allgemeiner Literatur-Anzeiger, 1800/776; Westphälischer Anzeiger, 1801/621 ff.; Ersch und Gruber, Allgemeine Encykl. der Wissenschaften und Künste. I. Sektion, 24. Bd. 217/19; Pallas, Jahresschrift für 1802/68—75; Jakob Franz Müller, Ehrendenkmal dem Präsidenten Chr. Frhr. v. Derschau, Norden 1800; Wiarda, Ostfries. Geschichte. 9. Teil. Aurich 1798, S. 81.

[3]) Deicke, Der Jobsiadendichter C. A. Kortum. Mülheim a. Ruhr o. J. 32.

zwar bei Beerstecher.[1]) Unter dem gleichen Titel kam seit 1786 in Düsseldorf bei Bauer eine Wochenschrift heraus, deren Verfasser der berüchtigte Satiriker Cranz war,[2]) und die Beutler als eine „seichte, schnell zusammengeschriebene und dabei unverschämt prahlerische" charakterisiert.[3])

Ein „Westphälischer Brockenkorb" wurde 1783 in Köln auf den journalistischen Markt gebracht.[4]) Während Beutler ihn mit dem lobenden Zusatze aufführt, „enthält gesunde und dem Nationalgeschmack angemessene Speise", hat er nach einer Kritik Weddigens die Erwartungen, die man auf ihn setzte, nicht erfüllt. Dieser sagt von ihm: „Nie sind wir bei einem so unhöflichen Wirthe zu Gast geladen worden als von diesem. Statt uns gesunde, nahrhafte Hausmannskost vorzusetzen, trägt er Körbe voll verschimmelter Krusten und Brocken auf, die kein deutscher Magen verdauen kann. Zwar hatte der Herausgeber ein paar geschickte Männer an der Hand, welche die Ehre des Wirths durch ein paar schmackhafte Gerichte zu retten suchten, aber seine Mithelfer verließen ihn, und die Knaben sogar, welche vorüber gingen, spotteten über seine geschmacklos zubereitete Tafel. Man findet in dieser Monatsschrift Gedichte, die unter aller Kritik sind und sich meist durch pöpelhafte Ausdrücke auszeichnen, prosaische Aufsätze, unter die sich die von dem verdienstvollen Prediger Müller verirrt haben." [5])

Schon bei der Durchsicht der uns erhaltenen Blätter der Zeitschrift erscheint das Urteil Weddigens gerechtfertigt. Zwar hatten die Heraus-

---

[1]) Nach einem Exemplar im Besitze des Herrn Grevel. In der letzten Nummer des 1. Jahrganges wird mitgeteilt, „daß noch zwei vollständige Quartale in unverrückter Ordnung geliefert werden, ehe der Verfasser von seinen Lesern Abschied nimmt".

[2]) Beutler, Allg. Sachregister. S. 178 u. Allg. D. Bibliothek; Bd. 63, S. 2389.

[3]) Ebd. Über Cranz vergl. Ersch u. Gruber, Encykl. 1. Sekt., Tl. 31, S. 429 f., wo auch die Wochenschrift „Der Freund der Wahrheit und des Vergnügens" erwähnt wird (in 4 Teilen von 1773—1782 erschienen).

[4]) Bey Joh. Arnold Imhoff in Köln am Rhein. 1. Stück November 1783. Am Anfang eines jeden Monats erschien ein Heft von 6 Bogen zum Preise von 12 Stüber. Mir lagen vor die 6 ersten Stücke; wie lange die Schrift erschien, war nicht festzustellen, nach Weddigen (Westph. Magaz. 1788. S. 278 f.) „trat sie ans Licht der Welt Ende 1783 wurde alt 6 Monden und starb eines sehr unrühmlichen Todes". Herausgeber war der damalige Rektor Zum Kumpff aus Gummersbach. Nach gütiger Mitteilung des Herrn Wilh. Grevel. Vgl. Westph. Anz. 1817. Nr. 20.

[5]) Weddigen, Westph. Magazin. 1788, 278—79.

geber in ihrer Vorrede versichert, sie wollten „stets genaue Wache bei ihrem Brockenkorbe halten, damit nicht jemand herkomme und ihnen grobe Brocken, Zoten, Schandbrocken, Bettel- und Lumpenbrocken, schlechte Schroteln oder dergleichen hinein werfe", doch sie blieben ihrem Vorsatze nicht treu.[1]) Man versteht wirklich nicht, wie der gelehrte Prediger Friedrich Christoph Müller von Unna, ein bedeutender Astronom und Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, seine Aufsätze in so gemischter Gesellschaft vor die Leser senden konnte. Eine Arbeit von ihm: „Über die westphälische Land- und Lebensart" besitzt heute noch gewissen Wert. Müller sucht hier die Einrichtung der westfälischen Bauernhäuser sowie der Lebensweise ihrer Bewohner, „die ja im Auslande so oft Anlaß zum Spott bot", zu verteidigen, indem er sie aus der Natur des Landes erklärt. Zu dem Zwecke gibt er eine ausführliche Beschreibung des westfälischen Bauernhauses. Im ganzen betrachtet zeigt die Zeitschrift noch Aehnlichkeit mit den moralischen Wochenschriften, doch neigt sie schon mehr der Gattung der belletristischen Organe zu, Gedichte, Novellen und Schauspiele überwiegen an Zahl. Der „Brockenkorb" fand auch seinem Namen und seinem Inhalte gemäß Aufnahme, denn er wurde in Köln zu Fastnacht von den Bänkelsängerinnen in eine die westfälischen Dichter und den Herausgeber vorspottende Posse verwandelt.

Eine weitere Zeitschrift „Der Weise aus dem Mond durch mich", (Nirgends. 1. Teil in 25 Bogen 1767, 2. Teil in 25½ Bogen 1768 erschienen) wird in Nicolais „Allgemeiner deutscher Bibliothek" sehr gelobt wegen ihrer Freimütigkeit, mit der sie für die Aufklärung in den katholischen Gegenden am Niederrhein wirkte, doch wird ihre Schreibart als eine oft undeutsche und dunkele getadelt.[2])

---

[1]) Hier nur ein drastisches Beispiel ihrer derben Schreibart, ein „Frühlingslied":

„Der Frühling kömmt! bey meiner Ehre
Als wenn ich neu gebohren wäre,
Kriecht mir's durch Mark und Bein.
Entfleuch' dem Kloster junge Nonne
Und Du Diogenes der Tonne
Und sch . . . mit Urlaub, was hinein!"
Westph. Brockenkorb, 1784, VI. S. 499.

[2]) Allg. d. Bibliothek 1769. Bd. 10 II, S. 305/6. „Wahrheiten, die in protestantischen Gegenden nichts Neues, in katholischen dagegen von großer Wichtigkeit. Man lese nur im 2. Teile die Gedanken „von den Feyertagen", „von den Ordensschulen", „von der Pfaffheit u. s. w." Ebd. S. 306.

„Der Clevische Zuschauer oder Patriotische Beiträge zur Aufklärung. Von einer Gesellschaft wahrheitsliebender Freunde," erschien seit dem 1. April 1792 zu Cleve in der Königl. Hofbuchdruckerei bei Koch.[1])

Auch in Lemgo fanden die moralischen Wochenschriften noch einen verspäteten Nachtrieb in einer 1777 erschienenen Zeitschrift: „Der Schwätzer oder die Lukubrationen Isaak Bickerstaffs", die sich schon im Titel als eine Nachahmung des englischen „Tatlers" verrät. Der Verfasser paßte diese berühmte englische Wochenschrift durch Übersetzung ausgewählter Abschnitte seinem Leserkreise an. Er versprach ebenso auch den „Guardian" und „Spektator" zu bearbeiten, die Zeitschrift brachte es auf zwei Bände.[2])

---

[1]) Ein vollständiges Exemplar des ersten Jahrganges befindet sich im Besitze des Herrn Grevel.

[2]) Allg. deutsche Bibliothek, 63. Bd., S. 2413.

V. Abschnitt.

Die gelehrten und schöngeistigen Zeitschriften bis zum Jahre 1813.

Die Organe, die wir am Schlusse des vorhergehenden Abschnittes betrachtet haben, hängen nur mehr lose zusammen mit dem gewaltigen Heere der moralischen Wochenschriften, sie sind nur mehr vereinzelte versprengte Nachzügler. Die moralischen Zeitschriften, die einst so voll jugendlicher Begeisterung gearbeitet hatten an der Erneuerung und Wiederbelebung der sittlichen und geistigen Kultur in deutschen Landen, waren altersschwach geworden. Mit der dem Alter oft eigenen Geschwätzigkeit ward immer aufs neue wiederholt, was früher schon hundertmal gesagt war. Immer nüchterner, immer hausbackener ward die Moral, statt lebenskräftigen Humors und scharfer Satire herrschte meist trockene Salbaderei, statt mit gesunder Hausmannskost ward das Publikum mit läppischen Reimereien, sentimentalen Schäfergedichten und lüsternen Liebeständeleien abgefüttert. Es mußte hier Wandel geschaffen werden, es mußte, das sahen die Besten der Nation ein, der Journalistik ein ganz neuer Inhalt gegeben werden.[1]) Die moralischen Wochenschriften hatten eine gesunde Entwicklung der Journalistik angebahnt, es galt nun das von ihnen begonnene Werk zeitgemäß fortsetzen. War auch die Blütezeit der eigentlichen moralischen Wochenschriften längst vorüber, so blieben doch die aus ihnen entstandenen Blätter noch auf längere Zeit hin die Hauptvertreter der Journalistik in Westfalen, während die politischen Organe nur eine untergeordnete Rolle spielten. Die letzteren waren in Westfalen, wie wir sahen, nur in verschwindend kleiner Anzahl vorhanden, ja diese verdienten

---

[1]) Vergl. die treffliche Abhandlung Justus Mösers „Ein neues Ziel für die deutschen Wochenschriften".

kaum den Namen einer politischen Zeitung, sie brachten nur allenfalls Hofnachrichten, Kriegsberichte und dergl. Die Zeitungen konnten aber auch damals, zu einer Zeit, wo Politik in geschlossenen Kabinetten getrieben wurde, wo ferner noch keine großen nationalen Fragen im Vordergrund des Interesses standen, nicht viel anderes bringen, besonders nicht in Westfalen, das ja keine eigentliche Hauptstadt und keinen Fürstenhof hatte, wo das politische Leben des Landes sich hätte konzentrieren können. Dazu kam, daß eine argusäugige Zensur auf die Zeitung, „das enfant terrible der Presse", fein obacht gab, daß es nur ja seinen engen Spielraum nicht übertrete. Selbst in Preußen, wo doch Friedrich der Große bei seinem Regierungsantritt die vielversprechende Parole ausgegeben: „daß Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt werden müßten", wurden seit dem harten Zensurukas des gestrengen Ministers Wöllner wieder schärfere Saiten aufgezogen.[1]) Welche Folgen hatte diese Geistesfesselung für die weitere Entwickelung der Journalistik? „Eine solche Knechtung kann Revolutionen gebären, sie kann auch jene entsagende Fügsamkeit großziehen, die nur das Blumenfeld der Belletristik zum Tummelplatz wählt und ihren Kraftüberschuß in literarischen und Theaterskandalen entlädt", meint Erich Schmidt.[2]) und auch in Westfalen wurde die Journalistik der 70er und 80er Jahre des 18. Jahrhunderts auf diese Bahn gedrängt. War das Forum der öffentlichen Besprechung politischer Gegenstände verschlossen, so lud doch der Hain der Musen den Schriftsteller ein, sich frei und nach Belieben in ihm zu ergehen. Ja, es machte sich vielfach in manchen Kreisen ein Ekel gegen die leidige Politik geltend, sang doch noch Goethe: „Ein garstig Lied! Pfui! ein politisch Lied! ein leidig Lied!"

Die politischen Zeitungen waren also nicht berufen, die Erbschaft der moralischen Wochenschriften anzutreten, sie fiel vielmehr den Organen zu, die sich in bedeutend näherem Grade mit den moralischen Zeitschriften verwandt erwiesen. Aus den Wochenschriften selbst lösten sich bestimmte Gebiete los und wurden zu selbständigen Zeitschriften. Die Literatur, die ja schon in Gottscheds und Bodmers Wochenschriften eine Hauptrolle gespielt hatte, lieferte den ersten Stoffkreis, die zahlreichen Gelehrten, die in den Redaktionen der moralischen Wochenschriften gesessen hatten, brachten

---

[1]) Salomon I. 117. Vergl. auch das erneuerte Zensuredikt für die preußischen Staaten exclusive Schlesien. Berlin 19. Dez 1788.

[2]) Lessing I, 38, Berlin² 1899.

das gelehrte Element mehr und mehr zur Geltung und schufen so die gelehrten Organe, und endlich wandten sich in der Praxis stehende Männer den Fragen des täglichen Lebens zu und setzten so die erzieherische und soziale Tätigkeit der englischen Wochenschriften fort, freilich mit Rücksicht auf die veränderten Zeitverhältnisse, und legten so den Grund zu Schriften, die in Westfalen eine reiche Blüte erleben sollten in den „Beiträgen zum Nutzen und zum Vergnügen“, die Justus Möser in den Jahren 1766—1782 als Beilage zu dem Osnabrücker Intelligenzblatte schrieb, und die unter dem Namen „Patriotische Phantasien“ gesammelt in weiteren Schichten des deutschen Volkes bekannt zu sein verdienten. Möser hat hier der Journalistik ganz neue Bahnen gezeigt, und wenn ihn Roscher[1]) den größten Nationalökonomen des 18. Jahrhunderts nennt, so können wir ihm mit Riehl die Palme als dem bedeutendsten volkswirtschaftlichen Journalisten seines Jahrhunderts zuerkennen.[2]) Ja, Riehl hat Recht, „er ist unser einziger politischer Zeitungsschreiber, dessen Artikel wirklich volkstümlich geworden sind, aufgestellt nicht nur in dem literarischen Pantheon unseres klassischen Volksschriftentums, sondern auch in dem buchhändlerischen der Groschen- und Volksbibliotheken. Striche man das äußere, rein seiner Zeit angehörende Beiwerk in seinen „Patriotischen Phantasien“ weg, man könnte sie heute wieder als schlaghaft wirkende Leitartikel neuesten Datums in unsere Zeitblätter einführen“. Möser hat zuerst eine große nationale Idee in die Journalistik gebracht, er wollte das Volk vermöge seiner Ausführungen über die Verwaltung des Staatswesens allmählich zur Teilnahme an der Regierung erziehen. Und in welch ausgezeichneter Form brachte er seine fruchtbaren Gedanken zum Ausdruck! Selbst eine durchaus praktische Natur, stieg er, wie einst Luther bei seiner Bibelübersetzung, hinab ins Volk und beobachtete den Mann auf der Gasse und die Frau unter den Kindern. Justus Möser ging bei seinem jornalistischen Schaffen durch die Schule der moralischen Wochenschriften, die er kennen lernte, als Mitglied der Göttinger Deutschen Gesellschaft[3]) und auch als begeisterter Verehrer Marivaux, der ja die moralischen Zeitschriften von England nach Frankreich verpflanzte. Freilich verhalten sich die Schriften Mösers zu den moralischen Wochenschriften fast wie die geniale Faust-

[1]) Roscher, Gesch. der Nationalökonomie in Deutschland. München 1874, 500.

[2]) Riehl, Land und Leute, Stuttg. 1861, 14/15.

[3]) Otto a. a. O.

dichtung Goethes zu den ersten Keimen der gewaltigen Sage in den Volksbüchern des Mittelalters. Im Jahre 1746 gab Möser in Hannover ein Wochenblatt heraus „Versuch einiger Gemählde von den Sitten unserer Zeit“,[1]) wobei ihm die Zensur viel zu schaffen machte.[2]) Seine Haupttätigkeit auf dem Gebiete der Journalistik beginnt erst mit seiner amtlichen Stellung in Osnabrück. „Im Besitze ausgedehnter Regierungsgewalt hielt er es für notwendig, seine Verordnungen, wichtige Landesangelegenheiten aller Art in der freiesten, publizistischen Form dem Urteile der öffentlichen Meinung zu unterwerfen.“[3]) Was er mit seinen Veröffentlichungen bezweckte, sagt er selbst an mehreren Stellen seiner Wochenblätter.[4]) Möser verkannte auch nicht die Schwierigkeiten, die einer freien Meinungsäußerung, einer vernünftigen Preßfreiheit im Wege standen, „während man in England in einem großen Walde lebt, wo man den Löwen brüllen, die Hengste wiehern, die Krähe ächzen ... den Frosch quaken läßt und sich an dieser mannigfaltigen Stimmung der Natur ergötzt, ist in dem kleinen Gartenzimmer, worin wir Nachbarskinder uns versammeln, auch das Gezische einer Heime empfindlich“.[5])

Eine ausführliche Würdigung Mösers als Journalisten hieße beinahe eine Darstellung seines gesamten Schaffens geben, denn er schrieb weder Lehrbücher noch hielt er Vorlesungen an einer Hochschule, noch baute er ein eigenes staatswissenschaftliches System aus, er vertraute seine Gedanken vielmehr einem unscheinbaren Lokalblatte einer kleinen Stadt an. Doch würde eine solche Arbeit, so interessant sie auch wäre, über den Raum vorliegender Abhandlung hinausgehen oder nur Stückwerk bleiben, wie so manche Versuche, die bisher die journalistische Tätigkeit Mösers darzustellen versprachen.[6]) Wir wollen uns daher mit diesem Hinweis auf die markige Gestalt des Mannes begnügen, der wie ein

---

[1]) Westphalia 1825. S. 5.

[2]) Vgl. Vorrede seiner Tochter zum IV. Band seiner sämtlichen Werke. (Abeken IV. 182.)

[3]) Kreyssig 21.

[4]) Vgl. „Über ein neues Ziel der deutschen Wochenschriften“, Mösers sämtl. Werke. Bd. III. 87/91. Vgl. dazu Milberg, die moralischen Wochenschriften des 18. Jahrh. S. 85/6. Als Möser sich von der Leitung der gelehrten Beilage zum Osnabrücker Intelligenzblatt zurückzog, übertrug er dieses Amt dem Sekretär Vezin (vergl. Deutsches Museum, 1784, III. St., S. 247 ff.).

[5]) Sämtl. Werke. III. 94.

[6]) Z. B. „Ein Feuilletonist vor 100 Jahren,“ Berliner Tageblatt, 1894 (Nr. 12) u. a.

gewaltiger Riese auf all das Gelichter und Zwergenvolk hinabschaut, das zu seinen Füßen sich in allen möglichen Journalen, die meist mit dem Verschwinden auch vergessen waren, abmühte. Vielleicht widmet der Biograph Mösers, dessen Erscheinen man in den verschiedensten Wissensgebieten, die dem „prophetischen Patrioten von Osnabrück" verpflichtet sind, längst sehnsüchtig erwartet, auch dem Journalisten Möser ein eigenes Kapitel.

Auch in der Heimat Mösers fielen seine Anregungen auf fruchtbaren Boden. Es wurde nun in den Zeitschriften den Fragen des täglichen Lebens, besonders auch den Interessen der Landwirtschaft eine größere Aufmerksamkeit gewidmet, und wie Möser in seinen Blättern „von Edelleuten und Beamten, von Bauern und Handwerkern, von Leibeigenen und Heuerlingen bis ins kleinste Detail ihrer Wirtschaft hinein redet, von Ploggenhieb, von Schweinehut, von Dreschtenne und Spinnstube, von Kaffeetrinken, Putz und Tanz, von Ehe und Kinderzucht, von Prozeßführung und Schulden, von Steckbriefen und Intelligenzblättern, kurz von all den tausend Kleinigkeiten, die zusammen den Begriff des häuslichen und bürgerlichen Lebens füllen, aber stets mit geistvollem Durchblick auf das Volksleben im Ganzen",[1]) daneben aber auch literarische Gegenstände bespricht, so finden wir auch bald in den Zeitschriften Westfalens, soweit sie nicht ausgesprochene Fachzeitschriften waren, ein buntes Durcheinander der verschiedensten Stoffgebiete und Interessenkreise. Gelehrte Abhandlungen, Gedichte, Biographien, Vorschläge für Ackerbau und Viehzucht stehen da oft friedlich nebeneinander, was natürlich die Klassifizierung und Charakterisierung dieser Blätter sehr erschwert. Die Schwierigkeit wächst noch dadurch, daß von den meisten nichts als der Titel oder höchstens eine dürftige Rezension in irgend einer Literaturzeitung erhalten ist. Wir müssen daher oft auf eine Anordnung der Zeitschriften nach dem Inhalt verzichten, und, wenn sich die Scheidung in gelehrte und schöngeistige Blätter nicht aufrecht erhalten läßt, zur besseren Übersicht die einzelnen Erscheinungen um den Verlagsort oder die Person des Herausgebers gruppieren.

Wir haben oben ein Bild von dem Zustande der literarischen Bildung in Westfalen besonders um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu zeichnen versucht,[2]) wir sahen, wie gering das Interesse für literarische Bestrebungen war, und führten die Hauptgründe für diesen Tiefstand des

---

[1]) Roscher a. a. O.

[2]) Vgl. Abschnitt I.

geistigen Lebens an. Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts trat endlich ein Wandel zum Besseren ein. Nicht nur brachte ein Mann wie Justus Möser den westfälischen Namen bei den Gebildeten im Auslande zur Geltung, auch im Lande selbst regte sich neues Leben. Hatte noch 1753 ein Mitarbeiter der erwähnten moralischen Wochenschrift „Westphälische Bemühungen zur Aufnahme des Geschmackes und der Sitten" über den gänzlichen Mangel an gelehrten Gesellschaften in der Mark geklagt, so wurde diesem Übelstande durch die Gründung mehrerer solcher Vereinigungen abgeholfen.[1]) Der Prediger Schwager machte auf seiner Reise durch Westfalen die Beobachtung, daß die Lust zum Lesen am Niederrhein und in Westfalen sehr gestiegen sei, in seiner Jugend, meint er, sei „eine Sortimentsbuchhandlung für diese Länder noch zuviel gewesen".[2]) Hatte man früher von westfälischen Gelehrten im Lande selbst so gut wie nichts gewußt, so begann mit den 70er Jahren ein emsiges Suchen nach „berühmten Westphälingern". Man kann dies vielleicht auf eine Anregung zurückführen, die Justus Möser in seinen „Westphälischen Beiträgen zum Nutzen und zum Vergnügen" gegeben hatte.[3])

Er empfiehlt nämlich dort in sehr anregender Weise die Anlage einer „Westphälischen Biographie". „Auch Westphalen ist groß genug, und das Leben eines Westphalen kann wenigstens alle seine Landsleute interessieren, es kann Nutzen und Nachahmung erwecken, da man an seinen Landsleuten einen näheren Anteil als an Fremden nimmt." Auch Westfalen habe große Männer gehabt; Künstler, Maler u. a., die „entweder von der Biographie mit Stillschweigen übergangen, oder auf fremde Rechnung geschrieben wurden". Möser ersucht dann alle Kenner und Liebhaber, Nachrichten von ruhmwürdigen Männern, die in West-

---

[1]) So gründete 1785 Kriminalrat Terlinden die „Gelehrte Gesellschaft zur vaterländischen Geschichtsforschung" in Soest. Von der „Harmonischen Gesellschaft" in Lennep berichtet Weddigen (Westph. Magazin 16, 347, 1788): „Sie hat zwar nicht Ursache, das Licht zu scheuen, trägt aber Bedenken, in einer periodischen Schrift aufzutreten. Ehe Schreiber dieses Mitglied derselben war, ist einmal ein ganzes Jahr scharf über sie inquiriret worden und auf Veranlassung unserer Geistlichkeit ist dem neuerwählten Rektor Rautert in seiner Vokation ausdrücklich untersagt worden, einer gelehrten oder Lesegesellschaft beizuwohnen . . ."

[2]) Joh. Moritz Schwager, Bemerkungen auf einer Reise durch Westfalen. 102. Elberfeld 1804.

[3]) Aufmunterung zu einer westphälischen Biographie, Mösers sämtl. Werke, Bd. V. 435 ff.

falen gewirkt, dem Intelligenz-Comptoir mitzuteilen.[1]) Auch Professor Schlüter richtete später eine ähnliche Aufforderung an das westfälische Volk, in der er darauf aufmerksam machte, daß in Meusels „Gelehrtem Teutschland" die westfälischen Schriftsteller äußerst mangelhaft aufgeführt seien. Mehr als einmal habe Hofrat Meusel öffentlich und laut darüber geklagt, daß er, allen Fragens und Bittens ungeachtet, aus Westfalen keine Nachrichten für das „Gelehrte Teutschland" erhalten könne.[2]) Diesen wohl berechtigten Anregungen wurde in der Folgezeit auch vielfach entsprochen, besonders die westfälischen Zeitschriften zeigen, auf wie fruchtbaren Boden die Worte Mösers und Schlüters gefallen waren. Man erinnerte sich mehr und mehr daran, daß auch Westfalen einst eine reiche Blüteperiode in Wissenschaften und Künsten erlebt, und es ward bald zur literarischen Mode, dem Leben und den Taten berühmter Westfalen im In- und Auslande nachzuspüren und ihre Werke ausführlich zu besprechen. „Berühmte Westphälinger" bildete noch bis weit ins 19. Jahrhundert in vielen Zeitschriften ein beständig wiederkehrendes Thema. Lief in diesen Berichten auch manches Unhistorische mit unter, ließ man sich auch häufig in übergroßer Vaterlandsbegeisterung zu Schlüssen und Behauptungen verleiten, die in das Reich der Fabel gehören, einen unleugbaren Vorteil hat doch die Heimatsgeschichte aus Mösers Anregung gezogen.[3])

[1]) Mösers sämtl. Werke, V. 435 ff.

[2]) Westph. Anz., 1799, 8. Jan.; Becker, a. a. O. 103.

[3]) Man entdeckte bald überall im Auslande Angehörige der roten Erde, die sich auf den verschiedensten Gebieten große Verdienste erworben hatten. Michaelis in Göttingen behauptete sogar in Schlözers „Staatsanzeigen", seit mehr als hundert Jahren säßen nur Westfalen in der kaiserlichen Kanzlei in Wien. Diese Ansicht scheint überhaupt verbreitet gewesen zu sein. So bemerkt Gundling bei der Beschreibung des westfälischen Friedens: „Der dritte Kaiserliche Minister war Johann von Cranen. Er wird insgemein für einen Westphälinger ausgegeben, das machet, es war einer von Cranen Professor in Helmstädt, der ein Westphale gewesen. Ich selbst habe es ehedem geglaubt. Es ist auch nicht rar, daß sich ein Westphälinger am Kaiserlichen Hofe poussieret, denn diese lernen einen guten deutschen Stylum und seit 100 Jahren führen lauter Westphälinger die Feder in der Kaiserlichen Kantzley." (Gründlicher Diskurs über den Westph. Frieden, 74). Es ging sogar die Sage, daß Kolumbus bei der Entdeckung Amerikas dort einen mit westfälischen Sensen handelnden Winterberger getroffen habe (Jakobi a. a. O. 28.), und die zu Wesel 1785 erschienene „Jugendzeitung" stellte fest, „daß das Kupferstechen zu Bocolt im Münsterschen durch Israel von Mecheln . . . . erfunden worden sei" (1785. 16. April. Beil. S. 122). Vergl. auch „Nachrichten über berühmte Westfalen", Schlözer, Staatsanzeigen, Heft 2/357.

So konnte denn auch Schwager in seinem erwähnten Artikel einen wesentlichen Fortschritt in der Bildung Westfalens feststellen, und zwar hebt er hervor, daß dies ein Verdienst der westfälischen Journalistik sei. „Die gelehrte Beilage zu unseren verschiedenen Intelligenzblättern hat Nutzen gestiftet, in Osnabrück schrieb sie bis jetzt Möser, in Lippe-Detmold Benzler und in Minden wer wollte und konnte. Man liest sie, weil man sie bezahlen muß, es bleibt immer etwas hängen, mit der Zeit wird das Lesen Bedürfnis, und es entsteht ein heilsamer Durst nach Wahrheit."[1])

Wir gehen nun zu einer Beschreibung der Organe über, die neben den von Schwager genannten in Westfalen Sinn für wissenschaftliche und künstlerische Bestrebungen zu beleben suchten, und beginnen mit den in Cleve erschienenen Journalen.

Von allen Städten des damaligen westfälischen Gebietes war wohl keine mehr geeignet, den schönen Künsten ein Heim und eine Pflegestätte zu bieten, als das blühende Cleve. Diese Stadt, malerisch zu Füßen des Schwanenberges gelegen, lange Zeit die an Einwohnerzahl größte Stadt Westfalens, hatte schon als Residenz eines Fürsten von Nassau-Oranien, später als Hauptstadt zweier blühender Provinzen manches vor andern Orten voraus. In ihr wohnte eine zahlreiche Beamtenschaft, sie war der jährliche Versammlungsort der damaligen Landstände von Cleve und Mark, die hier über wichtige Landesangelegenheiten berieten. Wegen ihrer schönen Umgebung und der heilkräftigen Wasser ihres „Gesundbrunnens" wurde sie gern von Fremden als Sommerfrische besucht, besonders von zahlreichen holländischen Großkaufleuten mit ihren Familien.[2])

Auch aus ihrer günstigen Lage in der Nachbarschaft Frankreichs und als Eingangstor zu den gewerbreichen Niederlanden zog sie mannigfachen Nutzen. Die Niederlande aber waren ja damals nicht nur eine politische, sondern auch eine Gelehrtenrepublik.[3]) Alle diese Verhältnisse waren für das gedeihliche Zustandekommen einer Zeitung, die besonders das gelehrte oder schöngeistige Element in den Vordergrund stellte, sehr günstig. Wir hatten schon Cleve bei den moralischen Wochenschriften als Verlagsort

---

[1]) Berlinische Monatsschrift, 1783, V, 500.

[2]) Über Cleve. In Briefen an einen Freund aus den Jahren 1811 und 1814. Frankf. a. M. 1822. Berghaus (Wallfahrt) I 41 ff., 97 ff. und „Amusemens des eaux de Cleve oder Vergnügungen und Ergötzlichkeiten bey denen Wassern zu Cleve", Lemgo 1748.

[3]) Berghaus, Wallfahrt durchs Leben I, 84.

einer der wichtigsten in Westfalen zu nennen, leider hatten die Kriegswirren, in die die Länder des Preußenkönigs sieben lange Jahre verwickelt wurden, den schöngeistigen Bestrebungen ein jähes Ende bereitet. Nach Beendigung des Krieges kam es dann in Cleve wieder zu mehreren Zeitungsunternehmungen. So ließ im Jahre 1774 ein rühriger Buchhändler, Bärstecher, eine der Unterhaltung dienende Zeitschrift unter dem Titel „Encyklopädisches Journal“ erscheinen. Dieses stellte sich dar als eine Nachahmung der verwandten englischen Magazine zur Lektüre für jedermann, z. B. das „Universal Magazine of Knowledge and Pleasure“.[1]) Der Inhalt setzte sich aus meist guten Übersetzungen zusammen. Das Blatt erhielt dadurch besondere Bedeutung, daß mit dem 5. Stück der bekannte Journalist und Staatsmann Wilhelm Dohm, damals in Göttingen, die Redaktion übernahm.[2]) Dohm, selbst ein Sohn der roten Erde, hat sich während seines ganzen Lebens auf dem Gebiete der Journalistik betätigt; 1774 gab er ja in Göttingen gemeinsam mit Boie das „Deutsche Museum“, eine der einflußreichsten Zeitschriften des 18. Jahrhunderts heraus. Unter seiner Leitung änderte das „Encyklopädische Journal“ seinen Charakter vollständig. Aus einem Unterhaltungsblatte wurde eine Gelehrtenschrift. Er dachte sich das Blatt als „Acta eruditorum“ in neuem Gewande. „Die Damen und Herren, die nur lesen, um sich zur Toilette vorzubereiten, mögen zur „Iris“ des Herrn Jakobi greifen“, meinte Dohm in seinem Prospekte. Abhandlungen aus allen Gebieten des Wissens sollte das Journal bringen, deren wesentliche Eigenschaften „Wichtigkeit, Neuigkeit, Gemeinnützigkeit“ sein sollten. Monatlich wurden 12 Bogen groß Oktav geliefert. Dohm selbst hat nicht lange die Redaktion des „Encyklopädischen Journals“ geleitet,[3]) doch schuf er später der Statistik und Staatsgeschichte ein Fach-

---

[1]) Beutler a. a. O. 168.

[2]) Über Dohm vgl. Goedeke, Grundriß, VI, 285. Gronau, W. Dohm in seinem Wollen und Handeln, Lemgo 1824. Zeitgenossen, 1826, 5. Bd., 129/194. Gottfr. Schütz, Darstellung seines Lebens, Halle 1832, Bd. 2 (46—76). Rhein.-westph. Anzeiger, 1823, S. 105.

[3]) Vom 6. bis zum 10. und letzten Hefte. Der Konkurs des Verlegers brachte das Unternehmen ins Stocken (Gronau, Dohm, 35). Über das „Encyklopädische Journal“ vgl. „Theaterzeitung“ (Cleve) 1775, Nr. 17, S. 160. Dort eine Inhaltsangabe. Von den Mitarbeitern seien außer Dohm der Historiker Hofrat Gatterer und der Philosoph Professor Feder aus Göttingen genannt.

journal. Seine reichen staatsmännischen Erfahrungen legte er nämlich nieder in den 1777 zu Lemgo erscheinenden „Materialien für die Statistik und neuere Staatengeschichte, gesammelt von Chr. W. von Dohm“ (Lemgo bei Meyer). Hier brachte Dohm allerlei nützliche und interessante historische und statistische Nachrichten und kleine Schriften Dänemark, Spanien, Frankreich, Amerika betreffend. Gleichfalls den Interessen der Staatswissenschaft sollte eine Zeitschrift dienen, die 10 Jahre später auch in Lemgo erschien, das „Niedersächsische Magazin“ [1]) (1787). Neben staatsrechtlichen Abhandlungen enthielt es Biographien berühmter Männer, Topographien von Städten, Rezensionen u. a. Herausgeber war nach Beutler Theod. Schmalz in Rintelen. [2]) Hier seien der besseren Übersicht wegen gleich die anderen in Lemgo, dem westfälischen Leipzig jener Tage, erschienenen Zeitschriften angeführt, die meist Fachzeitschriften waren. Die Theologie war vertreten mit der: „Neuesten Religionsgeschichte“, 1771 beginnend, die unter der Aufsicht von C. W. Walchs in Göttingen herauskam und Artikel über die Ausbreitung der christlichen Religion, über freigeistige Schriften, religiöse Streitigkeiten, kirchliche Anstalten, Aufhebung der Klöster u. s. w. brachte. Gleichfalls erschien in Lemgo im Jahre 1774 das „Museum criticum continens praesertim varias lectiones, observationes et dissertationes ad auctores veteres Graecos et Latinos.“ Collegit et edidit. D. F. Stosch. [3]) Gelehrte Abhandlungen zur Textkritik biblischer und Profanschriftsteller bildeten den Inhalt. Auch eine sehr beliebte philosophische Zeitschrift, das „Magazin für die Philosophie und ihre Geschichte aus den Jahrbüchern der Akademien angelegt von Wilh. Hißmann,“ Professor in Göttingen, wurde in Lemgo verlegt. [4]) Eine „Lemgoer auserlesene Bibliothek der neuesten Literatur“ gab Helwing, den wir schon als Redakteur der „Westphälischen Bemühungen zur Aufnahme des Geschmackes und der Sitten“ kennen lernten, in den Jahren 1775—81 in Verbindung mit Dohm u. a.

---

[1]) Beutler a. a. O. 274. — [2]) Beutler 274.

[3]) Beutler 106. Es erschienen 9 Bände. Sie wurde später fortgesetzt von G. J. Plank. I. Tl. Lemgo 1787.

[4]) Beutler 123. Es erschienen 6 Tle. Beschrieben bei Dessoir a. a. O., I, 152. Er nennt die Absicht Hißmanns dankenswert, denn auch von Akademieschriften gelte der Satz, daß man in einer egyptischen Pyramide nicht minder begraben sei, als in einem gemeinen Sarge. Ebd. 152 und 211 ff.

heraus (20 Bde.).[1]) Weit größere Verbreitung als die gelehrten Organe, die doch immer nur für einen beschränkten Kreis von Fachmännern geschrieben wurden, erlangten diejenigen Blätter, die entweder das literarische, schöngeistige Element in den Vordergrund stellten, oder es doch wenigstens neben den gelehrten Abhandlungen etwas mehr berücksichtigten. Denn sie kamen damit der herrschenden Geschmacksrichtung weiter Gesellschaftsschichten entgegen. Wie heute häufig die Vorkommnisse der Politik, des sozialen Lebens den Gesprächsstoff abgeben für die geselligen Zusammenkünfte, so entnahm in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Gesellschaft den Stoff ihrer Unterhaltung vorwiegend der schönen Literatur. Von Oldenburg berichtet aus dem Ende der 70er Jahre v. Halem in seiner Selbstbiographie: „Statt daß sonst nur Prozesse, Familienvorfälle, Schwächen des Nächsten Gegenstände gesellschaftlicher Unterhaltung waren, sprach man jetzt von Schauspielen und anderen Gegenständen der Literatur. Alles fing an zu lesen, 1776 waren schon vier Büchergesellschaften im Gange."[2]) Es begann die Zeit der Musenalmanache und poetischen Taschenbücher, der Theaterzeitungen und der ästhetischen Tees. Auch in der westfälischen Journalistik zeigte sich bald der Einfluß der herrschenden Zeitrichtung. Als erstes der schöngeistigen Organe sei eine „Theaterzeitung" erwähnt, die in Cleve vom 4. Januar 1775 an wöchentlich einmal erschien.[3]) Dort war ja, wie wir vorhin gezeigt, das gesellschaftliche Leben reich entwickelt, und es wurde nach zeitgenössigen Berichten nicht nur der Polyhymnia dort viel gehuldigt, sondern man war auch der Thalia in Cleve jederzeit hold. Deutsche und italienische Schauspielertruppen fanden sich hier ein und gaben oft mehrere Wochen lang

---

[1]) Nordhoff, Zeitschrift f. v. G. u. A. Bd. 41 II/148. Das Werk ist vollständig vorhanden auf der Landesbibliothek Düsseldorf. Der später noch zu behandelnde Joh. Gottfr. Nonne kündigte 1774 einen gelehrten „Merkur" an, dessen Inhalt sich aus folgenden Abteilungen zusammensetzen sollte: 1. Esprit, 2. Revision, 3. Beiträge, 4. Facta, 5. Philosophische Gespräche, 6. Miscellanea. Vgl. „Einige Gedanken über die Philosophie. Nebst der Ankündigung eines neuen gelehrten Merkurs." Minden 1774 und Allg. deutsche Bibl. 28 II, S. 617.

[2]) v. Halem, Selbstbiographie 80.

[3]) Die „Theaterzeitung" erschien anonym, auch Drucker und Verleger sind auf den Blättern, die mir vorlagen, nicht genannt. Der Herausgeber erbat sich, weil er selbst seine Adresse nicht angeben könne, alle Beiträge an „die Neue Buchhandlung" in Düsseldorf. Ein Exemplar dieser heute sehr seltenen Zeitschrift fand ich auf der Universitäts-Bibliothek zu Bonn.

Vorstellungen. Noch reger entfaltete sich das Theaterleben daselbst, als König Friedrich Wilhelm II. von Preußen das verhaßte Döbbelinsche Privilegium für die entfernteren Provinzen des Staates aufhob. Die nach Holland reisenden oder von dort kommenden Künstler hielten in Cleve gewöhnlich Rasttag und führten bei der Gelegenheit ihre Künste vor. 1775 erschien sogar in Cleve die schon erwähnte Theaterzeitung.[1]) „Seit der „Hamburgischen Dramaturgie“ sind fast ebenso viele kleine Nachahmer dieses vortrefflichen Kunstrichters aufgestanden, als es deutsche Kunstbühnen gibt“, heißt es in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ einmal, als es sich darum handelte, eines der vielen neuerschienenen Theaterjournale zu kritisieren. Besonders in den 70er Jahren schossen derartige Blätter wie Pilze überall, selbst an kleineren Orten, aus der Erde. In seinem Vorwort an die Leser stellte der anonyme Herausgeber, „der selbst weit von Cleve entfernt wohnt“, Arbeiten der besten Köpfe Deutschlands in Aussicht. Einen vierfachen Zweck verfolgte er in seinem Blatte. „Der Patriot, der das deutsche Theater schätzt, solle hier von dessen zerstreuten Pflanzschulen und den Talenten ihrer Mitglieder concentrirte Nachricht erhalten, der Prinzipal finde das Verzeichnis der neuesten Stücke, er könne die besten wählen und brauche nicht mehr das Gedächtnis seiner Leute mit dem Auskehrsel der dramatischen Musen zu folteren, der Schauspieler könne aus den Abhandlungen über seine Kunst lernen und der Dilettante könne sich außer an kritischen und dramaturgischen Neuigkeiten an Gedichten und Anekdoten erholen.“[2]) Damit ist der Inhalt schon angedeutet. Von den dramatischen Aufsätzen bieten die Besprechungen verschiedener Goetheschen Stücke einen Beitrag zur Bühnengeschichte des klassischen Dramas. Die Theaterzeitung bläst mit vollen Backen ins Horn der Stürmer und Dränger, in einer begeisterten Verteidigungsschrift von Goethes „Götz“ richtet der unbekannte Verfasser seinen Spott gegen die zimperlichen Frauenzimmer, die die Derbheiten der Sprache des Götz verurteilen.[3]) Die Theaternachrichten in der Cleveschen Theaterzeitung sind von den verschiedensten deutschen Städten, mehrfach ist auch Münster vertreten, man kann daher dies Journal als

---

[1]) Über Cleve 30 f. Dort wird von einer schon 1765 erschienenen Theaterzeitung gesprochen; dies ist aber ein Irrtum, die anderen Gewährsmänner geben auch übereinstimmend 1775 als Erscheinungsjahr an. Raßmann II, 129. Beutler, 156, der die „Theaterzeitung“ sehr gering einschätzt, und Allg. d. Bibliothek, 33. Bd. II. 556.

[2]) Theaterzeitung Nr. 1. — [3]) Ebd. Nr. 15.

eine wichtige Quelle für die Münstersche Theatergeschichte bezeichnen. In Münster blühte damals das Theaterleben, im Jahre 1774 hatte nach einem Berichte der Theaterzeitung die Josephische Schauspielergesellschaft dort Gastspiele gegeben und im folgenden Jahre, in dem der Magistrat auf besonderen Befehl des Kurfürsten ein neues Komödienhaus zu bauen begann, brachte Herr Dobler, Akteur bei der Josephischen Gesellschaft, eine eigene Truppe zusammen und konnte oft vor ausverkauftem Hause spielen. Doch sein Glück dauerte nicht lange. „Ihm wurden teils von seinen Creditoren, teils von seinen Akteurs so viele Chikanen gemacht, und letztere unter- und gegeneinander so aufgehetzt, daß der arme Herr Dobler endlich davon laufen mußte".[1]) Alle Festlichkeiten und Ehrentage des Münsterischen Theaters fanden in der Theaterzeitung einen Widerhall, indem die Prologe, Abschiedsreden u. drgl. dort gedruckt wurden.[2]) Auch Sprickmann war ein eifriger Mitarbeiter an dem Clevischen dramaturgischen Journal, mehrere dramaturgische Aufsätze, so Nachrichten über die Josephische Schauspielergesellschaft und einige Gedichte entstammen seiner Feder.

Die „Theaterzeitung" hatte, wie die meisten derartigen Unternehmungen, keinen langen Bestand. Ebenso scheint ein „Clevischer Anzeiger", den ein Schauspieler Müller ein paar Jahre später begann, wohl sehr kurzlebig gewesen zu sein, da nichts Näheres über ihn zu ermitteln war.[3]) In späterer Zeit überflügelte die Rödersche Buchhandlung in Wesel bald die von Hoffmann und Hammersmann in Cleve und gab auch mehrere Zeitungen heraus, so in den achtziger Jahren (1785 f.) eine „Jugend-

---

[1]) Ebd. Nr. vom 3. Mai 1775 (S. 301). Näheres aus der Theatergeschichte Münsters auf Grund der Clevischen Theaterzeitung gibt J. Schwering, das Theater in Münster, Münst. Anz. 17. Febr. 1907, II. Ausg., 2. Blatt, Nr. 108.

[2]) Es finden sich in der Theaterzeitung von derartigen Beiträgen: in Nr. 19 ein Gedicht von F. A. Cl. Werthes, dem späteren Literaturprofessor von Stuttgart und Pest: „Auf Gretchen Haverkampf, eine junge Schauspielerin." Werthes hielt sich damals vorübergehend in Münster auf (vergl. J. Herold, F. A. Cl. Werthes, Münster 1898 und Raßmann I. 72 ff.); ferner in Nr. 33 eine Abschiedsrede: „Bey der Abreise der Josephischen Gesellschaft aus Münster in Gegenwart des Kurfürsten nach der Vorstellung des Kodrus, gesprochen von Mademoiselle Haverkampf der jüngeren," gedichtet von Dr. Stühle; von demselben ein „Prolog in höchster Gegenwart Seiner Kurfürstlichen Gnaden zu Kölln Maximilian Friedrich gesprochen". Vgl. Raßmann I., 63 f., II. 127.

[3]) Über Cleve. 30.

Zeitung", eine Wochenschrift, in der die politischen Nachrichten fast schon die belletristischen überwiegen.[1]) Gleichfalls erschienen seit 1786 bei Röder die damals sehr beliebten „Niederrheinischen Unterhaltungen", die bis 1792 bestanden und in denen C. A. Kortum vieles veröffentlichte.[2]) Als Herausgeber wird der reformierte Prediger Triest genannt, mit dessen Tode das Blatt einging.[3]) Im Jahre 1793 zeigt Schuldirektor M. C. M. Hummel aus Essen in der „Essendischen Zeitung von Kriegs- und Staatssachen" an, daß F. H. Westermann zu Wesel 1794 eine neue periodische Zeitschrift: „Unterhaltungen für Freunde der Jugend und nützlicher Kenntnisse" herauszugeben beabsichtige.[4])

Der mehrfach genannte C. A. Kortum trat auch als Herausgeber einer eigenen Zeitschrift hervor. In den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts erschien anonym ohne Angabe des Druckortes und Jahres eine periodische Schrift „Allerhand macht dies Blatt bekannt", deren Inhalt ein buntes Allerlei von Gedichten, Erzählungen, Satiren bildet. Wilhelm Grevel hat den Beweis erbracht, daß Kortum der Verfasser dieses Blattes ist. Der Jahrgang 1786 enthält nämlich die ersten neun Kapitel der Jobsiade und dazu am Schlusse des neunten Kapitels die Notiz: „Zur Nachricht. Mit diesem neunten Kapitel des Lebens Hieronimus beschließen wir das 1786ste Jahr, und zugleich Jobs seine Jünglingsjahre; ich werde ihn eine Zeit der Welt anvertrauen, alsdann aber seine Fata weiter beschreiben. Indessen werde ich einige Zeit denen Lesern mit anderen guten und lesenswerten Nachrichten aufwarten." Auch die zahlreichen Zeichnungen, die sich in „Allerhand macht dies Blatt bekannt" finden, und die ganz in der Manier der sonstigen Kortumschen Zeichnungen

---

[1]) Mir lag ein 4. Heft vom 6. April 1785 vor. Wöchentlich erschienen 2 Stücke, der Jahrgang kostete 2 Rtlr. 6 silb. Clev. Cour. (Nach einem Heft im Besitze des Herrn Grevel.)

[2]) Hermann 1830/825 ff. Von Kortum finden sich unter anderem folgende Aufsätze: „Die seltsamen Kinder des Medon und Sincer. Ein Märchen nach dem Geschmack des vorigen Jahrhunderts." „Immediatsicherheitskommission." Deicke 70.

[3]) Hermann a. a. O. 826. Nach einer Angabe Salomons (II, 212) redigierte im Anfange des 19. Jahrhunderts ein Prediger Triest die „Königlich privilegirte Stettinische Zeitung", die seit 1755 in Stettin erschien. Vergl. auch M. Wehrmann, Aus Pommerns Vergangenheit, Stettin 1891, S. 50—71.

[4]) Nach gütiger Mitteilung des Herrn W. Grevel.

gehalten sind, beweisen, daß der Jobsiadendichter zum wenigsten ein eifriger Mitarbeiter, wenn nicht der Herausgeber der Zeitschrift war.[1])

Eine „Westphälische Monatsschrift" erschien vom 1. Januar 1798 an in Wesel, verlegt und gedruckt von Math. Becker,[2]) in der Aufsätze, die dem Stoffkreise der moralischen Wochenschriften verwandt sind, sowie belletristische Artikel, meist aus fremden Literaturen entlehnt, geboten wurden. Im 12. Hefte des ersten Jahrganges teilen die Herausgeber mit, daß sie fortfahren wollten, „das Interessanteste aus der französischen Literatur auszuheben und dabei auch das Holländische nicht außer Acht lassen wollten". Um die Versandtkosten zu sparen, sollte die neue Zeitschrift als Quartalschrift erscheinen unter dem Titel „Annalen der französischen und batavischen Literatur". Das Blatt sollte beginnen, wenn sich genügend Subskribenten gemeldet hätten, ob das geplante Unternehmen zu Stande gekommen ist, war nicht festzustellen.

Sogar in dem kleinen Schwelm trat 1803 bei Moritz Scherz ein schöngeistiges Journal ans Licht, das den damals sehr beliebten Zeitschriftentitel „Die Biene" führte.[3])

In Lippstadt ließ der dortige Bürgermeister Joh. Ant. Arn. Möller vom 1. September 1784 an zwei Blätter erscheinen, ein „Lippstädtisches Bürgerblatt zum Nutzen des Nahrungsstandes und zur Beförderung gemeinnütziger Kenntnisse gesammlet von Joh. Ant. Arn. Möller" und „Alte Nachrichten von Lippstadt und benachbarten Gegenden, wie auch etwas von dem hochgräflich Lippischen Hause und Ländern aus bewährten Nachrichten und Urkunden gesammlet".[4]) Das

[1]) Nach gütiger Mitteilung des Herrn W. Grevel. Kortum selbst erwähnt die genannte Zeitschrift nicht, auch seine Biographen sagen darüber nichts. Die Zeitschrift bestand, wie Nordhoff, Zeitschr. f. v. G. u. A. 41 II. 146, auf Grund einer Mitteilung Grevels angibt, von 1786—1790, sie erschien aber schon früher, nur ist es sehr schwierig, die Nummern vor 1786 nach Jahren zu ordnen, da sie keine Jahreszahl tragen; man erkennt die Zusammengehörigkeit an der gleichen Randverzierung. Ich fand eine Nummer (7. Stück) in einem Sammelband der Breslauer Universitätsbibliothek und 12 Nummern (1.—12. Stück) auf der Breslauer Stadtbibliothek. Das Blatt führte auch eine Zeitlang den Titel „Allerhand für Jedermann".

[2]) Ein vollständiges Exemplar des ersten Jahrganges im Besitze des Herrn Grevel lag mir vor.

[3]) Westph. Anz. 1802. S. 16.

[4]) Lippstadt, gedruckt mit Müllerischen Schriften. Der Preis für beide Blätter betrug einen Conventionstaler pro Jahrgang.

„Bürgerblatt“ erschien jeden ersten des Monats ein Bogen stark und enthielt, wie schon aus dem Titel hervorgeht, allerlei für Ackerbau und Viehzucht nützliche Ratschläge, Anweisung zur Anfertigung landwirtschaftlicher Geräte, meist mit ausführlichen Zeichnungen. Es bestand bis zum 1. August 1789. In den „Alten Nachrichten“ teilte Möller interessante Materialien zur Geschichte Lippstadts und der Umgegend mit, eine Übersetzung des Lippiflorium, Proben plattdeutscher Verse von weiblichen Klosterinsassen des Lippstädter Stifts u. a. Das Blatt bestand vom 15. September 1784 bis 15. April 1788, wegen Mangel an Unterstützung ging das Unternehmen ein.[1])

Möller setzte später als Bürgermeister von Hamm seine journalistische Tätigkeit fort, indem er im Jahre 1800 „Ökonomische und Cameralistische Abhandlungen auch Bekanntmachung anderer nützlichen Vorschläge und Erfahrungen“ herausgab.[2])

Der Vollständigkeit halber seien noch genannt zwei Blätter, die Fr. W. Cosmann, Benefiziat an der Domkirche und Commendatarius auf der bischöflichen Kanzlei zu Paderborn herausgab, eine historische Zeitschrift: „Materialien und Beiträge zur älteren und neueren Geschichte wie auch zum Staats- und Privatrecht des westfälischen Kraises“ (sic!),[3]) von dem seit 1789 halbjährig wenigstens ein Teil erscheinen sollte, sowie eine Vierteljahrschrift für Genealogie „Das historisch-genealogische Magazin für den deutschen Adel, vorzüglich Niedersachsen und Westfalen“; von 1798 an erschienen ferner die „Zeitschrift für Naturforscher, Ökonomen, Künstler und Fabrikanten“ des Predigers der wallonischen Gemeinde in Wesel, Maréchaux (1801). Der Verbreitung nützlicher, besonders dem Landwirte nötiger Kenntnisse sollte die Zeitschrift dienen, die der Prediger M. C. Pothmann in Varenholz

---

[1]) Weddigen, Handbuch der histor. geogr. Literatur Westfalens I., S. 71. Rezension siehe O. Preuß u. A. Falkmann, Lippische Regesten I. Bd., S. 22. Lemgo u. Detmold 1860.

[2]) Die Zeitschrift, von der monatlich $1/2$ Bogen mit Kupfern geliefert werden sollte zum Preise von 8 g. Gr. der Jahrgang, wurde in Lippstadt bei C. F. Lange gedruckt. Mir lagen vor der 4. Jahrg. vom J. 1803 und der 5. vom Jahre 1804. (Im Besitze des Herrn Grevel.) Nach einer Notiz am Schlusse dieses Jahrg. sollte das Blatt fortgesetzt werden. Von den ersten drei Jahrgängen erschien 1804 im Selbstverlage Möllers eine 2. Auflage.

[3]) Nach einem Exemplar im Besitze des Herrn W. Grevel. Gedruckt bei W. Junfermann auf Kosten des Herausgebers.

im Lippischen für das Jahr 1792 ankündigte,[1]) und die unter dem Titel „Stadt und Landchronik zum Nutzen und Vergnügen zunächst für den Handwerker und Landmann in Westfalen berechnet", erscheinen und neben politischen Nachrichten hauptsächlich Artikel über Ökonomie, Gewerbe und moralische Gegenstände enthalten sollte. Sobald genügend Subskribenten vorhanden seien, wollte Pothmann mit der Herausgabe des Wochenblattes beginnen. Ob es ihm, der ja später mehrfach als Volksschriftsteller hervorgetreten ist,[2]) gelungen, sein geplantes journalistisches Unternehmen zur Ausführung zu bringen, ließ sich nicht feststellen, da sich kein Exemplar eines solchen Blattes vorfand. Ähnliche Zwecke verfolgte wohl auch das „Westphälisch Märkische Volksblatt", das die „Westphälische naturforschende Gesellschaft" für 1799 im Verlage der Dänzerschen Buchhandlung in Düsseldorf anzeigte.[3]) Auch die Jugend erhielt 1799 eine eigene Zeitschrift in dem von Joh. Jak. Ohm, Kandidaten der Theologie herausgegebenen „Pädagogischen Wochenblatt für Kinder", das von Anfang 1800 an in Elberfeld herauskam.[4])

Es seien hier noch einige vorwiegend historische Zeitschriften angereiht. In Erlangen erschienen 1781 „Materialien zur geistlichen und weltlichen Statistik des Niederrheinischen und Westphälischen Kreises und der angrenzenden Länder nebst Nachrichten zum Behuf ihrer älteren Geschichte" und in Frankfurt und Leipzig in den Jahren 1790 und 1791 „Neue Beyträge zur Geschichte von Westfalen".

Für das Jahr 1809 kündigten der verdiente Historiker, Pfarrer Joh. H. Niesert und Dr. med. Rave in Ramsdorf eine Zeitschrift an „Vaterländische Denkmale oder Magazin für die Geschichte des ehemaligen Westphalens, hauptsächlich des Münsterischen Stiftes, zur Vermehrung und Berichtigung historischer Kenntnisse, über die Staats-, Kriegs- und Religions-

[1]) Munstr. Gemeinnütziges Wochenbl. 1792, 29. Stück.

[2]) Z. B. mit einem „Westph. Volkskalender" (1807—9) und einem „Westphälischen Taschenbuch fürs Volk". Lemgo 1815.

[3]) Westph. Anz. 1799, 7. Mai, Beilage, und ebend. V. Bd. 1308 die Kritik des Blattes. Die Aufsätze rührten meist von dem Direktor der Gesellschaft, Kriegs- und Domainenrat Mayer zu Brockhausen bei Unna her.

[4]) Westph. Anz. 1799, 29. Dezbr., Beilage.

verfassung desselben", die aber nach Raßmann nie erschienen ist.[1]) Den von Niesert und Rave ins Auge gefaßten Plan, nämlich die Herausgabe eines der Aufhellung der historischen Vergangenheit Westfalens dienenden Blattes sehen wir verwirklicht in den „Vaterländischen Blättern für das Herzogtum Westphalen", die Dr. Ruer jr. in den Jahren 1811 und 12 zu Arnsberg bei F. Herken erscheinen ließ. Von den historischen Aufsätzen verdienen die Arbeiten des eifrigen westfälischen Historikers J. S. Seibertz die meiste Beachtung. Auch gemeinnützige Artikel aller Art und patriotische Gedichte finden sich in den Blättern. Als die in Arnsberg bestehende „Großherzoglich Hessische Landes-Kulturgesellschaft" begann, in Beilagen zu dem dortigen Intelligenzblatte volkstümliche Aufsätze zu verbreiten, da änderten die „Vaterländischen Blätter" ihr Programm und wandten sich mehr an die Gebildeten.

Die Zeitschriften P. Fl. Weddigens.

Die meisten der bisher betrachteten Organe waren ohne eigentliche größere Bedeutung, sie kamen und gingen bald wieder nach einem kurzen Dasein, einige von ihnen hatten wohl ein besseres Los verdient. Weit wichtiger sind die Zeitschriften, deren Betrachtung wir uns jetzt zuwenden, die auch heute noch bekannt und geschätzt sind und die sich an drei Namen, nämlich Peter Florenz Weddigen, Wilhelm Aschenberg und Arnim Mallinckrodt knüpfen. Auch diese Männer hatten mit mannigfachen Schwierigkeiten zu kämpfen, doch immer wagten sie aufs neue den Versuch, eine Zeitschrift ins Leben zu rufen, und setzten alles daran, ihrem Heimatlande die Segnungen eines gut geleiteten Blattes zu verschaffen.[2]) Denn

---

[1]) Raßmann, Schrftst. 91. und Westph. Anz. 1811, Nr. 34.

[2]) In einer Ankündigung von Weddigens und Mallinckrodts „Magazin für Westphalen" (Münsterisches Gemeinnütziges Wochenbl., 13. Jahrg., S. 69/71) sagten die Herausgeber: „Die Ursache, warum man diese Ankündigung zu verbreiten sucht, ist bloß der eifrige Wunsch, den Vorwurf, daß keine literarische Anstalt in Westphalen aufkomme, und keine periodische Schrift unter westphälischem Himmel gedeihen könne, endlich einmal widerlegt zu sehen." Auch war das Interesse für literarische Bestrebungen damals in Westf. noch vielfach gering. So schrieb doch in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts noch Klemens Brentano über Dülmen: „Dülmen ist ein Städtchen ohne Kunst und Wissenschaft, wo man von keinem Dichter ein Wort weiß, wo abends vor jeder Thüre die Kuh gemolken wird, alles schier Holzschuhe trägt, ja leider selbst die Meßdiener. Die Kinder auf der Straße kommen Dir entgegen und reichen Dir Kußhändchen; von weiblichen Handarbeiten weiß man hier nichts

wenn auch die Verhältnisse für das Aufkommen einer gelehrten oder unterhaltenden Zeitschrift in Westfalen sich bedeutend günstiger gestaltet hatten, so blieb die Gründung eines solchen Organs immerhin noch ein Wagestück. Von mehreren Vororten der Literatur wurde Deutschland mit dergleichen Journalen versorgt, besonders Halle, Leipzig und Frankfurt am Main kamen hier in Betracht. Dort war nach Prutz das „allgemeine Hauptquartier des Journalismus“ für das ganze deutsche Reich. Eine Zeitschrift, die nur für eine Provinz bestimmt war, nur den provinziellen Interessen dienen wollte, trug daher schon beim Entstehen den Keim des Todes in sich, es fehlte ihr meist an Mitarbeitern, an Lesern, ja oft sogar an dem Verleger. Dies alles traf bei einer, hauptsächlich für Westfalen geschriebenen Zeitschrift in empfindlichster Weise zu. Ein trauriges Beispiel für diese Tatsache liefert die journalistische Tätigkeit Peter Florenz Weddigens. Dieser rührige Journalist war als Sohn eines Kaufmanns 1758 in Bielefeld geboren und widmete sich in Halle theologischen Studien. 1781 wurde er vom Magistrate seiner Vaterstadt als Lehrer an das dortige Gymnasium berufen, wo er bis zum Jahre 1793 wirkte. Er übernahm dann eine Pfarrstelle in Buchholz im Fürstentum Minden, die er 1797 mit der besser dotierten in Kleinbremen vertauschte. Durch eine ausgedehnte Korrespondenz und durch Reisen, die er durch die verschiedenen westfälischen Gebietsteile unternommin hatte, war es ihm gelungen, einen ansehnlichen Stab von Mitarbeitern zusammenzubringen, und die besten Kräfte der westfälischen Schriftstellerwelt für seine Zeitschrift nutzbar zu machen.[1]) Unter anderen hatte er auch Möser in Osnabrück, Sprickmann in Münster, die gelehrte patriotische Gesellschaft in Soest und Hofmarschall Frhr. v. Donop in Detmold für sein Unternehmen begeistert. 1784 konnte er das erste Heft seines „Westphälischen

---

als Flachsbrechen, Hecheln, Spinnen und dergl. Selbst reichere Bürgerstöchter sind gekleidet wie Mägde. In ganz Dülmen ist kein Roman und gewissermaßen keine Mode. Ein jeder trägt, was er hat, bis es zerreißt, und doch ist hier eine Hauptstraße und ein Posthaus und der Aufenthalt des Herzogs von Croy mit einem Personal von 30 Personen ein halbes Jahr hindurch, bei alledem spricht man von unerhörtem Luxus und Sittenverderbnis.“ (Brentano. Werke Bd. 8/271.) Vergl. auch J. Gruner (Meine Wallfahrt u. s. w.) II. 56, 66—67, Urteil über schöngeistige Bestrebungen in Münster.

[1]) Vgl. Weddigens Handbuch der historisch-geographischen Literatur Westphalens, wo auch ein Verzeichnis von Weddigens Schriften.

Magazins zur Geographie, Historie und Statistik" erscheinen lassen, mit der Widmung: „Seinem Vaterlande und allen Freunden und Beförderern gemeinnütziger Bemühungen".[1]) Den Inhalt der Hefte, die vierteljährig zum Preise von einem Reichstaler 8 g. Gr. erschienen, bildeten meist geschichtliche Aufsätze. Weddigen führte zum erstenmale in größerem Umfange die Geschichtswissenschaft in die westfälische Journalistik ein. Neben den historischen Aufsätzen (von C. A. Kortum über die Vergangenheit Bochums, von Möser u. a.) sind die Artikel zur Kenntnis der Gebräuche und Sitten der Bauern in den verschiedenen Gegenden Westfalens besonders interessant, so die feinsinnigen Beobachtungen des Predigers Joh. M. Schwager aus Joellenbeck über die Ravensberger Bauern. Die Mundartenforschung, die sich im 18. Jahrhundert großer Beliebtheit erfreute [2]) und zu einer förmlichen Liebhaberei, nicht nur bei Gelehrten, sondern auch bei den Gebildeten aus den verschiedensten Ständen wurde, fand auch in die Zeitschriften Westfalens Eingang und wurde dort eifrig gepflegt. So enthält das „Westphälische Magazin" mehrere Sammlungen von Provinzialwörtern (aus der Grafschaft Ravensberg, aus Ostfriesland, aus Dortmund u. a.), die die Grundlagen zu einem westfälischen Idiotikon bilden sollten. Auch die in fast allen Zeitschriften unseres Gebietes vertretene „Westphälische Bibliothek", wo alle von „Westphälingern" geschriebenen Werke genau verzeichnet wurden, fehlt bei Weddigen nicht.

Der Herausgeber konnte mit dem äußern Erfolge seines Unternehmens zufrieden sein. Ehe das 4. Heft erschien, hatte die Zeitschrift schon 900 Abonnenten, in Münster allein 78, darunter Freiherr von Fürstenberg. Auch im Auslande wurde das Magazin gelesen (13 Exemplare gingen nach Kopenhagen, mehrere nach Lissabon und an die königliche Bibliothek nach Stockholm). Manche bedeutende Männer sprachen Weddigen ihre Anerkennung aus, unter anderen Minister von Fürstenberg und Graf zu Anhalt, Generaladjutant in St. Petersburg. Leider entsprach diesen ehrenden Erfolgen nicht der pekuniäre Gewinn des Magazins. Schon die Verhältnisse,

---

[1]) Westphälisches Magazin zur Geographie, Historie und Statistik herausgegeben von P. Fl. Weddigen, Lehrer am Gymnasio zu Bielefeld und Mitglied der Hallischen Naturforschenden Gesellschaft. Mit neuen Karten und Kupferstichen. Dessau und Leipzig in der Buchhandlung der Gelehrten. 1784. Minden gedruckt durch Johan Augustin Enax, vgl. auch Becker 104 ff.

[2]) Die Sprachgesellschaften bemühten sich schon neben einem deutschen Wörterbuch auch dialektische Idiotika zu schaffen. Otto a. a. O. 68.

unter denen dies Organ verlegt wurde, waren recht ungünstig. Die drei ersten Bände verlegte Weddigen selbst, den buchhändlerischen Vertrieb übernahm die 1781 zu Dessau gegründete „Buchhandlung der Gelehrten", vom 3ten Hefte an die Meyersche Buchhandlung in Lemgo. Nachdem die Herforder Druckerei von Vogt eingegangen war, gab es in der ganzen Grafschaft Ravensberg bis in das 18. Jahrhundert nur eine einzige Buchdruckerei, nämlich die von D. Bädeker. Becker meint, diese habe die Lieferung von 12 Bogen Kleinquart nicht übernehmen können. Mannigfache Unannehmlichkeiten brachten Weddigen schließlich dahin, daß er mit dem 4. Bande seine Zeitschrift eingehen ließ. Neben pekuniären Mißerfolgen — war ihm doch die „Buchhandlung der Gelehrten mit dem Erlös für die verkauften Exemplare in die weite Welt gegangen" — ärgerte ihn auch der wankelmütige Geschmack des Lesepublikums. „Wer hätte es glauben sollen, daß manche Männer in Westfalen so wenig Liebe für ihren mütterlichen Boden haben sollten, der größtenteils terra incognita ist, daß sie mir, dem Herausgeber, für meinen guten Willen, für meine Mühe und Kosten durch manche unangenehme Briefe, die den Inhalt dieses Magazins betrafen, haben Verdruß machen können. Der eine wünschte Gedichte, der andere einen lustigen Roman, der dritte eine andächtige Betrachtung, und wenn ich ihrem Wunsche nicht nachkam, sagten sie die Subskription auf, während doch der Jahrgang nur einen Rtlr. 8 ggl. kostete", so klagte er im letzten Hefte. Trotzdem aber ließ der für Westfalens Journalistik so besorgte Prediger im Jahre 1789 das Magazin wieder erstehen, unter dem Titel: „Neues westphälisches Magazin zur Geographie, Historie und Statistik".[1]) Voll Stolz und zur Empfehlung teilt er in der Vorrede mit, daß die ersten Jahrgänge selbst von französischen Gelehrten in Paris mit Beifall öffentlich besprochen worden seien.[2]) Der reiche Vorrat von Materialien und die fortdauernde Unterstützung, die ihm einflußreiche Staatsmänner zugesichert hätten, ermutigten ihn, das Werk fortzusetzen. Der Plan blieb der nämliche wie bei den ersten Heften, eine Neuerung führte er nur ein, indem er sich erbot, die eigenen Angelegenheiten der Einsender, Bekanntmachungen, Bücheranzeigen, Verteidigungen (d. h. Preßfehden) in ein

---

[1]) Gedruckt bei Hofbuchdrucker Joh. Friedr. Althans und im Verlage der Meyerschen Buchhandlung in Lemgo.

[2]) Vergl. die sehr günstige Rezension in der „Neuen Hamburger Zeitung". 7. Septbr. 1790, abgedruckt bei Weddigen, Neues westph. Magazin, III. Heft 12. S. 369.

eigenes Beiblatt einzurücken, das unter dem Titel „Westphälische Intelligenzblätter“ mit dem Magazin erscheinen sollte. Inhaltlich blieb das Magazin auf derselben Stufe, auf der es von Anfang an gestanden hatte.

Beinahe wäre Weddingen ein Konkurrent entstanden in dem Stadtdirektor Dietrichs aus Herford, der die Herausgabe einer Zeitung „Monatliche Nachrichten aus den königlichen preußischen westphälischen Provinzen“, eines der Nachrichtenvermittelung dienenden Blattes beabsichtigte. Er teilte seinen Plan am 21. August 1791 mit, starb aber schon einige Tage später.[1])

Am Schlusse des dritten Bandes kündigte Weddigen an, daß er, im Vertrauen auf dennoch vorhandenen Vorrat von Material die Zeitschrift trotz der vielen Schwierigkeiten fortsetzen werde. Sie sollte statt in Quart- in Oktavformat unter dem Titel „Westphälische Provinzialblätter“ erscheinen und neben den bisher behandelten Gegenständen Auszüge aus Verordnungen, Beförderungen, Anzeigen literarischer Produkte u. a. bringen. Doch hat Weddigen sein Versprechen nicht in der angekündigten Form gehalten. Statt der „Westphälischen Provinzialblätter“ ließ er im Frühjahr 1798 in Wesel bei J. Röder den ersten Band eines „Neuen fortgesetzten westphälischen Magazins zur Geographie, Historie und Statistik“ erscheinen, herausgegeben von P. Fl. Weddigen, Doktor der Philosophie, Prediger zu Buchholz im Fürstentum Minden, Mitglied der Hallischen naturforschenden und der westfälischen patriotischen Gesellschaft. In der Vorrede bemerkt er, daß die bisherigen Unruhen des

---

[1]) Neues westph. Magazin, 8. Heft, 331. Vergl. dort auch den ausführlichen Prospekt, der die nämlichen Artikel in Aussicht stellt, wie sie moderne Zeitungen enthalten. Der Inhalt sollte sein: 1) Landesherrliche Verordnungen, 2) physische und moralische Merkwürdigkeiten, 3) Unglücksfälle aller Art mit passenden Nutzanwendungen, 4) Selbstmorde, 5) Standeserhöhungen und Gnadenbezeugungen, 6) Beförderungen im Militär, Civil- und geistlichen Stande, 7) Versetzungen Königlicher Diener und Geistlichen, 8) Verheiratungen solcher Personen, die einige Aufmerksamkeit verdienen, 9) Todesfälle aller Leute von Distinktion mit Angabe der Zeit, des Ortes und der Krankheit, 10) Verordnungen, welche in Ansehung des Besitzes adelicher Güter, ansehnl. Handlungen, beträchtl. Fabriken und anderer Etablissements vorfallen, 11) Preistabellen über die notwendigsten Lebensbedürfnisse in den Provinzhauptstädten, 12) Miscellanen, 13) Neuigkeiten aus dem benachbarten Auslande, 14) ausführl. Beschreibung besonderer Gebräuche u. s. w.

Krieges, welche die Aufmerksamkeit von literarischen Urteilen abzulenken schienen, und andere Hindernisse den bisherigen Fortgang des Magazins gehemmt hätten. Der Plan blieb der alte, doch sollten auch Vorschläge, die das Wohl der westphälischen Provinzen betrafen, Aufnahme finden. Von diesem „Neuen Magazin" erschien nur ein Band (Jahrgang). Für das Jahr 1799 verband sich Weddigen mit Dr. Arnim Mallinckrodt[1]) in Dortmund, der 1796 ein „Magazin von und für Dortmund" gegründet hatte, zur gemeinsamen Herausgabe des „Magazins für Westphalen, der Geographie, Geschichte, Statistik und allem nützlichen Wissen gewidmet". Den Verlag hatten die Gebrüder Mallinckrodt in Dortmund übernommen, es sollten jährlich zwei Bändchen erscheinen. Der Plan der Zeitschrift zeigt eine bedeutende Erweiterung im Vergleiche zu Weddigens früheren Unternehmungen. Neben Geschichte sollte auch Statistik, Staats- und Privatrecht, Kameral und Polizei, Verfassung, Kirchen-, Schul- und Armenwesen, Fabriken, Ökonomie, Naturgeschichte, alles mit besonderer Berücksichtigung Westfalens, in den Spalten des Magazins Besprechung finden.[2]) Erst im November 1799 erschien das erste Bändchen, doch fand das neue Unternehmen nicht recht den Beifall und die Unterstützung des Publikums. Am Schlusse des zweiten Bändchens klagt die Verlagshandlung, daß von „Einigen, welche auf diese Zeitschrift von Anfang subscribirt und nicht nach den bekannten Bedingungen aufgekündigt hatten, das erste Bändchen unfrankirt, wohl aber auch zum Theil offengeschnitten und verschmutzt zurückgesandt wurde, weil sie es nicht länger zu halten Lust hätten." Das Magazin ging auch, nachdem es ein Jahr bestanden, wieder ein. Über Arnim von Mallinckrodts journalistische Tätigkeit wird an anderer Stelle ausführlich gesprochen werden. Weddigen konnte, wie es scheint, seine Feder nicht feiern lassen, trotz der vielen Mißerfolge versuchte er nochmals sein Glück und zwar nun mit der Herausgabe von Kalendern, die sich aber von den bisher besprochenen „Magazinen" nur dadurch unterschieden, daß sie nur einmal im Jahre erschienen und den Kalender enthielten. Im übrigen waren die Aufsätze denselben Gebieten entnommen, die auch die Zeitschriften behandelten. Es ist daher wohl angebracht, mit ein paar Worten auf diese Erscheinungen einzugehen.[3])

---

[1]) Über ihn siehe unten VII. Abschnitt.

[2]) Magazin für Westphalen (Ankündigung). Näheres s. bei Becker 119 f.

[3]) Die Kalender Weddigens sind heute sehr selten geworden.

Im Jahre 1800 gab der rührige Prediger den ersten Kalender heraus unter dem Titel „Westphälischer Nationalkalender zum Nutzen und zum Vergnügen“ (Leipz. 1800.) Im Comptoir für Literatur in Elberfeld zum Preise von einem Rtlr. 4 Gr. preuß. Cour.). In einem „Sendschreiben an die westfälischen Gelehrten und Schriftsteller“ bezeichnet der Herausgeber die Hauptziele seines Werkes. Echten Patriotismus will er durch dieses Buch beleben, durch Beispiele zu großen und edlen Taten anfeuern, gegenseitiges Zutrauen zwischen Obrigkeiten und Untertanen wecken. Der Inhalt des Jahrganges 1800 ist ein recht abwechselungsreicher. Nach einem Kalender, in dem statt der Namen von Heiligen die berühmter Westfalen stehen, folgen Beschreibungen der westfälischen Provinzen, die auch kulturhistorisch recht interessant sind. Das Jahr 1801 brachte den zweiten Band des „Westphälischen Nationalkalenders“, der unter manch anderem Interessanten einen heute noch sehr lesenswerten Artikel des Herausgebers enthielt, betitelt „Die Kultur Westphalens in der ersten und zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts. Eine historisch kritische Parallele.“ Der Aufsatz ist eine Umarbeitung der schon besprochenen „Kritischen Briefe über den Zustand der Grafschaft Mark“ in den „Westphälischen Bemühungen zur Aufnahme des Geschmackes und der Sitten“. Im Jahre 1803 blieb der Kalender Weddigens aus, erst 1804 ließ er wieder einen Band erscheinen und erklärte in der Vorrede, „daß er die Fortsetzung unterbrochen habe aus wichtigen Gründen, die nicht vor das Forum der Öffentlichkeit gehörten,“ trotzdem es an guter Aufnahme des Buches und an Beifall von seiten gelehrter Journale nicht gefehlt habe.[1]) Der Titel des Kalenders wurde auf Wunsch der Verlagsanstalt (Wesenersche Buchhandlung in Paderborn) umgeändert in „Westphälisches Jahrbuch zum Nutzen und zum Vergnügen auf das Jahr 1804“. Weddigen überreichte ein Exemplar dieses Jahrbuches dem Könige von Preußen und wurde dafür durch Verleihung einer silbernen, sowie einer goldenen Ehrenmedaille und durch ein huldreiches königliches Handschreiben belohnt. Trotz alledem fand er auch bei seinem Kalenderunternehmen wieder nicht die gehoffte und wohlverdiente Unterstützung des Publikums. Er mußte deshalb im Jahrgang 1805 mitteilen, daß sowohl das Comptoir für Literatur in Elberfeld wie auch der tätige Buchhändler Wesener in

---

[1]) Vergl. die Rezensionen: Allg. Lit. Zeitung, 1801, Nr. 309; Erlanger Lit. Zeitung, 1801, Nr. 194; Allg. d. Bibliothek, Bd. 62, Stück 2.

Paderborn von der Fortsetzung der Schrift „wegen Mangel an Debit“ abgeschreckt worden seien. Wesener habe sogar geklagt, daß man ihm in seiner Gegend wegen des Verlags feindlich entgegengetreten sei. Die Paderborner waren überhaupt auf Weddigen nicht gut zu sprechen, seit er einmal in seiner Zeitschrift die Zustände in ihrer Stadt scharf getadelt hatte.[1]) Um das Jahrbuch nicht eingehen zu lassen, übernahm nun Weddigen selbst den Verlag, er stellte den Kalender auf eigene Kosten her. Doch er hatte auch dieses Jahr keinen Erfolg. Es litten überhaupt alle derartigen Unternehmungen sehr unter dem Monopol auf den Kalenderdruck, das in den verschiedenen Landesteilen Westfalens bestand. Besonders scharf waren die Bestimmungen darüber in Preußen, wo der Kalenderdruck- und Verlag eine Einnahmequelle der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin bildete. Die Akademie stellte jährlich eine Anzahl verschiedener Kalender her, diese mußten die preußischen Untertanen kaufen. Auswärtige Kalender wurden von der Akademie mit einem Stempel versehen und gegen Bezahlung des doppelten Preises abgegeben. Auf die Einführung ungestempelter Kalender stand eine Strafe von 2 Rtlr. für die Käufer und von 10 Rtlr. für die Verkäufer.[2])

Für das Jahr 1806 stellte Weddigen einen Teil der in seinen Kalendern erschienenen Aufsätze zusammen, und ließ sie, um den Stempel-

---

[1]) Vergl. die untenstehende Satire auf Weddigen.

[2]) Vergl. „Historisch-geographischer Kalender auf das Jahr 1798 für Westphalen und benachbarte Länder berechnet“ (Berlin 1797) und die Verfügungen bez. des Kalenderwesens vom 15./5. 1700, 24./8. 1702, 12./4. 1712 Im Jahre 1731 wurde für Minden verfügt „bei allem und jedem Einwohner dasiger Stadt, sowohl bei Geistlichen als Weltlichen als auch bei Ober- und Unterbeamten, wie selbige auch Namen haben mögen, aufs fleißigste zu visitiren und nachsuchen zu lassen, was sie für Kalender führen, weil es bekannt geworden, daß die über Land laufenden kleinen Krämer eine große Anzahl fremder, ungestempelter Kalender, besonders Lemgoische und andere aus den benachbarten päpstlichen Stiftern distribuirten,“ und 1733 meldet ein Bericht vom 21./V., daß in der ganzen Stadt eine zuverlässige Visitation stattgefunden habe, daß außer den adeligen und freien Häusern], Haus für Haus abgesuchet aber nichts von fremden Kalendern gefunden worden sei. Die Sozietät der Wissenschaften in Berlin beschwerte sich mehrfach über den schlechten Absatz der Kalender in Minden und besonders darüber, daß die Herforder Buchbinder gefälschte Stempel auf fremde Kalender klebten. (M. St. A.). Stadt Herford Dep. VI. 32.

gebühren zu entgehen, als „Historisch-geographisch-statistische Beyträge zur nähern Kenntniß Westphalens“ erscheinen.[1])

Ein gemeinsamer Zug geht durch alle Artikel der zuletzt behandelten Zeitschriften, eine glühende Vaterlandsliebe, eine Begeisterung für die Geschichte des geliebten heimatlichen Bodens. Voll Stolz fordert man den Fremden auf zu einer Fußwanderung zu den Naturschönheiten des hohen, rauhen Wintergebirges, „zu dem westphälischen Brocken, dem Istenberge, zum klassischen Boden, wo Eresburg ist, wo das Sindfeld, Teutoburg und Aliso, wo Karl der Große schlug und taufte, wo Herrmann siegte, wo es entschieden ward, daß Deutschland frei blieb vom Römerjoche, wo die heiligen Denkmäler stehen, die der unsterbliche Fürstenberg den Taten der Westphälinger errichtet hat. Dort wohnt ein Volk, bei dem sich mehr denn irgendwo altdeutsche Verfassung und Sitten erhalten haben, ja sogar Reste alter Barden- und Heldenlieder, wie in Schottlands Hochländern Ossians Gesänge, sich mündlich fortgeerbt haben“.[2])

Doch nicht alle Landesteile Westfalens erfreuen sich in gleicher Weise einer solch lobenden Besprechung, für manche hat Weddigens Zeitschrift nur harte Worte des Tadels.[3])

---

[1]) Vom Westphälischen Nationalkalender erschienen: Westphälischer historisch-geographischer Nationalkalender zum Nutzen und Vergnügen auf das Jahr 1800. Erster Jahrgang. Mit einem Kupfer. Elberfeld im Comptoir für Literatur. Westphälischer Nationalkalender zum Nutzen und Vergnügen 1801. Von P. Fl. Weddigen, Doktor der Philosophie, Prediger zu Kleinbremen im Mindenschen, der Hallischen Naturforschenden und der Westfälischen patriotischen Gesellschaft ordentlichem Mitgliede. II. Jahrg. Mit einem Kupfer und Musik. Leipzig 1801. Im Comptoir für Literatur in Elberfeld.

Westphälisches Jahrbuch zum Nutzen und Vergnügen auf das Jahr 1804. Paderborn in der Wesenerschen Buch- und Musikhandlung. 1804.

Westphälisch historisch-geographischer Nationalkalender zum Nutzen und Vergnügen auf das Jahr 1805. Kleinbremen im Fürstentum Minden 1805.

Westphälisch historisch-geographischer Nationalkalender zum Nutzen und zum Vergnügen auf das Jahr 1806. Kleinbremen 1806. Auch unter dem Titel Westphälisches historisch-geographisches Jahrbuch zum Nutzen und zum Vergnügen auf das Jahr 1806. Kleinbremen. Auf Kosten des Herausgebers.

Historisch-geographisch-statistische Beyträge zur näheren Kenntniß Westphalens. Erster Theil. Elberfeld 1806. In der Büschlerschen Buchhandlung. Dasselbe. 2. Theil. 1806.

[2]) Magazin für Westphalen, 1797, S. 47.

[3]) Vergl. Histor.-polit. Blätter. 82. Bd., S. 291, Anm. 1.

Als Ergänzung zu dem begeisterten Dithyrambus auf das Westfalenland soll auch als Kehrseite der Medaille ein geradezu vernichtendes Urteil aus Weddigens Feder über den westfälischen Bauer Platz finden, das allerdings wohl kaum besondere Lust zu einer Reise nach dem „klassischen Boden" erwecken konnte. „Wenn die Landschulen sich allgemein in einem vollkommenen Zustande befänden, dann würde auch die allgemeine Zeichnung des Westphälischen Landmanns dem Leser mehr Vergnügen machen, als ich jetzt zu erwarten hoffe . . ." Nach dieser captatio benevolentiae beginnt die Schilderung selbst: „In Rücksicht der Sitten stehet der westphälische Bauer vor dem Landmanne in anderen Gegenden Teutschlands sehr zurück. Lebt er isolirt, entfernt von Städten, Ämtern und adlichen Gutsbesitzern, sind die rauhen Ecken seines Geistes durch das Militär nicht abgeschliffen, so hat seine Plumpheit und Grobheit den höchsten Grad erreicht. Eine höchst schmutzige und säuische Lebensart ist ihm zur Natur geworden. Er lebt mit Gänsen, Schweinen und Hühnern auf verschlossenen Stuben, die selten gereiniget werden, und in welchen sich im Winter so dicke Wolken von Oehl- und Thranlampen und anderen Ausdünstungen befinden, daß man ersticken möchte. Wohnstuben, in welche durch geöffnete Fenster frische Luft hineindringen könnte, sind selten. Jede zerbrochene Fensterscheibe wird, falls kein Glaser in der Nähe ist, mit Papier verkleistert, oder mit schmutzigen Lumpen verstopft. Die Menschen leben und sterben in ihrem eigenen Unrath. Daher dann die häufigen Anfälle von Dumpf, von Faulfiebern und anderen Krankheiten, wovon die unreine Luft die Mutter zu seyn pflegt, daher die Schrecken der Pockenseuche, welche oft wie die Pestilenz mordet." [1])

Zu dieser Charakteristik bemerkt treffend Jostes: „Ich möchte hundert gegen eins wetten, daß der Pastor von Kleinbremen wenigstens zur Zeit, da er das schrieb, mit seiner Gemeinde nicht gerade auf dem besten Fuße stand. Sein heiliger Eifer hat ihn geblendet. Es macht einen eigentümlichen Eindruck, daß gerade der Mann ein solches Urteil niederschrieb, der behauptet hatte, daß nicht einmal Böotien ungerechter beurteilt worden sei als Westfalen". [2])

Da der Tadel des evangelischen Predigers meist die katholischen Landesteile Westfalens traf, so lag der Verdacht nahe, daß die Berichte

[1]) Historisch-geographisch-statistische Beyträge zur näheren Kenntniß Westphalens. (1806.) S. 55 f.

[2]) Jostes, Westf. Trachtenbuch, S. 119/20.

infolge konfessionellen Vorurteils nach der schlechten Seite hin gefärbt seien, ein Vorwurf, der auch gegen Weddigen damals wirklich erhoben wurde.[1]) Als in einem Artikel (15. Heft, 4. Bd., S. 211 ff.) „Bemerkungen bei einer Hin- und Herreise durchs Paderbornische“ die Zustände im Hochstift Paderborn mit sehr düsteren Farben gemalt wurden, da schrieb ein entrüsteter Paderborner[2]) eine satirische Entgegnung in plattdeutschen Versen unter dem Titel „Beitrag zu dem „Westphälischen Idiotikon“ in dem Westphälischen Magazin“. Das Gedicht ist heute kaum mehr bekannt, aber in gutem humoristischen Tone gehalten, und darum mögen hier einige Verse daraus angeführt werden.

„Ein Mann im Heienlanne,
De meint, hei wür im Stanne,
So wohl gelehrte Saken
Os' annere te maken.
Hei wuste wohl de Kunst,
Te klisteren mit Dunst,
Wan hei wot lowen wull,
Wat me bewunren sull;
Hei wuste gigen Hellen,
Dat Dunkele te stellen
Scheif ducht ehm, dull un polisk,
Dat, wat hei meint catholisk.
Dan rivelt hei sin Rivel
Suht ollerwegen Nivel
Dat kamm, hei soh ni viel
Ohn den Vergrötterungs Bril;
Den hadd' hei nun, nu einen,
Do soh hei dür im kleinen
Un olles ümmekert
Den Kop an für den Stert.“

Diese Reime beziehen sich auf Weddigen selbst. Der Berichterstatter hatte voll Grausen von der schmutzigen Königsstraße in Paderborn

---

[1]) Vgl. Historisch-polit. Blätter, 82. Bd., S. 291, Anm. 1.

[2]) Nach einer handschriftlichen Notiz auf dem im Besitze des Münsterischen Staatsarchivs befindlichen Exemplar war der Verfasser ein Dr. Gläsecker aus Paderborn.

erzählt, wo nur elende Hütten ständen. Dies gab dem Satiriker Veranlassung zu den Versen:

„Dann sogt hei sinen Pad
„Am Enne user Stad;
„Hi is ter eine Strote
„Do löpt in eine Gote
„Tesamen olle Dreck!
„Hei wielede de —
„Dat was für ehm ein Freten,
„He kun et ni vergeten,
„Vergat sogar te seih'n
„Ein schön graut Hus van Stein:
„Do sied der armen Spinner
„Hunnert un füfftig Kinner;
„Ehm fel upd Augenlid
„Wot up, hei soh et nit", u. s. w.

Die Zeitschriften Aschenbergs.

In Weddigens Zeitschriften sehen wir so recht, wie schwierig damals das Aufkommen eines gelehrten Organs in Westfalen noch war. Leider sollte es Weddigen, der doch so lange und unermüdlich für die Interessen seines Vaterlandes gearbeitet hatte, nicht vergönnt sein, den Tag der Befreiung Deutschlands vom Franzosenjoche zu sehen, er starb bereits am 6ten September 1809 in Kleinbremen.[1])

Der dritte in dem Dreigestirn der eifrigen westfälischen Journalisten jener Zeit neben P. Florens Weddigen und Arnim Mallinkrodt war Pfarrer Wilhelm Aschenberg in Kronenberg bei Elberfeld, später (1802) Kirchenrat in Hagen.[2]) Seit 1798 gab Aschenberg ein „Bergisches

---

[1]) Nach einer handschriftlichen Notiz in einem Exemplar seines „Handbuchs der historisch-geographischen Literatur Westphalens" im Staatsarchiv zu Münster „nach freundschaftlichen Briefen aus Bückeburg und Lemgo". Dort auch Näheres über die genaueren Umstände seines Todes.

[2]) Biographie Aschenbergs siehe Montanus, Vorzeit der Länder Cleve, Mark, Jülich, Ravensberg. Heft 7, 360 ff. Goedeke (VIII., § 314, I, 26), schreibt Kraukenberg statt Kronenberg, wohl ein Druckfehler.

Taschenbuch zur Belehrung und Unterhaltung" heraus.[1]) Um die Wende des 18. Jahrhunderts war ja die Blütezeit der Musenalmanache; aus dem Kriegslärm und den politischen Wirren flüchtete man gern in den stillen Hain der Musen. In der Vorrede entschuldigt sich der Herausgeber, daß er die ungeheure Zahl derartiger Werke noch um eines vermehre. „Wir hatten bei unserem Unternehmen keine andere Absicht als nur diese, den Freunden der Musen und Grazien unter uns einen kleinen Altar zu errichten, auf dem sie ihre Gaben niederlegen könnten. Denn auf einem Altare mit zu opfern, wohin so mancher Günstling der Götter seine Gabe bringt, dazu fühlten wir uns zu schwach, dazu waren wir zu schüchtern." [2]) Die Mitarbeiterschaft Ernst Moritz Arndts hat hauptsächlich dem Büchlein seine Bedeutung bis heute bewahrt, andererseits aber war es auch ein Verdienst des Taschenbuches, den kühnen Sänger für Recht und Freiheit zuerst weiteren Kreisen bekannt gemacht zu haben. Aschenberg führt den Dichter mit den folgenden Worten ein: „In Moritz Arndt habe ich das Vergnügen, Deutschland einen neuen, rügischen Sänger bekannt zu machen. Der schöne Strauß heller Freudenblüten, den er jetzt zum erstenmale darbietet, wird gewiß allgemeinen Beifall finden." [3]) Nicht nur im ersten Jahrgange war Arndt vertreten, er steuerte zu allen folgenden Bändchen stets mehrere Gedichte bei, nur im fünften Jahrgang ist kein Beitrag von ihm enthalten, die Sendung war auf der Post verloren gegangen.[4]) Auch neben Arndt treffen wir noch eine Reihe von Männern in Aschenbergs Taschenbüchern, deren Namen heute noch in der Literaturgeschichte einen guten Klang haben, so Gleim, J. G. Jakobi, Klamer-Schmidt, den Theologen Schleiermacher, dann Joh. Christ. Herm. Gittermann, Prediger in Emden, Gerh. Ant. von Halem, Varnhagen (Dr. med. in Dortmund), und auch Jung Stilling

---

[1]) Vergl. über die niederrhein. Musenalmanache Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins Bd. 9, S. 263 ff. Nekrolog Aschenbergs (von Rauschenbusch) Westph. Anz., Kunst und Wissenschaftsblatt. 19. April 1826. Auch an dem Werke „Malerische Reise durch Westphalen", das Prof. Strack 1801 in Bückeburg herausgab, arbeitete Aschenberg neben v. Hövel und Hofrat Consbruch mit. (Westph. Provinzialblätter I, 3, S. 150).

[2]) Aschenberg, Bergisches Taschenbuch, 1798, Einleitung.

[3]) Aschenberg a. a. O., Einleitung.

[4]) Vergl. über E. M. Arndts Teilnahme an den Taschenbüchern Aschenbergs den Aufsatz von W. Crecelius: „E. M. Arndt und das Rheinland." Zeitschr. des Berg. Gesch.-V. B. 8, S. 185—192.

steuerte mehrere Erzählungen bei, Freiherr von Harold stellte Ossian-Reliquien zur Verfügung. Neben musikalischen Beilagen finden sich Kunstblätter. Professor Heß, der westfälische Chodowiecki, lieferte vom 2. Jahrgange an Kupfer, die sich auf den Inhalt der Erzählungen oder auf Ereignisse aus der bergischen Geschichte bezogen. Aschenberg selbst hatte nämlich „zur Belehrung“ zu jedem Jahrgange einen Abschnitt aus der vaterländischen Geschichte geschrieben, angeknüpft an eine kurze Übersicht der gleichzeitigen allgemeinen Geschichte Deutschlands. Er gibt vor, „aus einer wirklich gut und fast durchaus mit Einsicht geschriebenen Chronik, welche vom Jahre 1086—1260 reicht und fünf verschiedene Mönche der Abtei Altenberg zu Verfassern hat“, zu schöpfen. „der erste, zweite und vierte haben sich genannt, der dritte steht den übrigen merklich nach. Wo der eine aufhört, fängt der andere an. Jeder scheint dasjenige zu erzählen, was er in reiferen Jahren erlebt hat, nur der eine umfaßt einen Zeitraum von 78 Jahren, bei dem mag das vielleicht nicht gelten. Die Ereignisse des Niederrheins waren ihr vorzügliches Augenmerk. Das Manuskript, welches ich nach vieler Mühe erhielt und nur ein paar Monate benutzen durfte, ist, wie ich glaube, das Original; vielleicht ist gar keine weitere Abschrift davon erhalten. Sei es Laune des Eigentümers oder hat er sonst einen Grund dazu, kurz, ich darf über die innere und äußere Beschaffenheit dieser merkwürdigen Chronik nichts weiter sagen, und das Publikum darf wenigstens in den ersten Jahren keineswegs auf die Bekanntmachung rechnen, für die es sonst gewiß sehr dankbar sein würde“.[1]) Das Publikum ließ sich täuschen. Sechzig Jahre lang wurden die schönen Märchen bewundert, die Aschenberg aus dieser geheimnisvollen Quelle stets so auszugestalten wußte, daß er damit dem Künstler wirkungsvolle Entwürfe für seine Gemälde lieferte. Eine Kritik im „Westphälischen Anzeiger“ (1800) zollt ihm hohes Lob: „Hätte man bisher die vaterländische Geschichte mit gleichem Geschmack behandelt, sie würde mehr Freunde gewonnen haben.“ Es ist das Verdienst Crezelius', den Beweis erbracht zu haben, daß diese Quellenstudien Aschenbergs dreiste Erfindung sind. Es würde zu weit führen, hier auf die Beweisführung einzugehen, es sei nur an einem Beispiele Aschenbergs historische Methode gekennzeichnet.

Auch für Geschichte Elberfelds hatte er, angeblich nach einer alten Chronik, die schönsten Märchen aufgetischt, die auch in neuere Werke

[1]) Zeitschr. d. Berg. G.-V. I, 279 ff.

übergingen.[1]) Von Arnold von Elberfeld erzählt er eine Schauergeschichte, welche die Leser gruseln machen mußte. Es heißt dort: „Arnold befehdete einen armen Ritter unweit Dortmunds und zwar aus dem nichtswürdigsten Grunde. Die kleine, wenig feste Burg war bald erobert, stürmend drang Arnold mit seinen Knechten in dieselbe. Die junge Gattin des unglücklichen Besitzers war vor einigen Tagen von ihrem ersten Sohne genesen und lag auf dem Bette. Der Unmensch stößt dem holden Säugling das Schwert durch den Leib, hebt ihn zappelnd empor, wirft ihn der Mutter blutend und sterbend wieder zu, läßt den gefangenen Vater mit den übrigen auf das Bett binden und sie alle auf diese Weise miteinander ein Raub der Flammen werden, welchen er die Burg überliefert" u. s. w.[2])

Das „Bergische Taschenbuch" erschien bis 1806, die ersten Jahrgänge bei J. K. Dänzer in Düsseldorf, die letzten drei Jahrgänge bei Gebrüder Mallinkrodt in Dortmund, und erfreute sich einer großen Beliebtheit.[3])

Durch den großen Erfolg seines Taschenbuches ermutigt, kündigte dann Aschenberg am 21. Oktober 1801 eine neue Zeitschrift an, die unter dem Titel „Niederrheinische Blätter" in Dortmund bei den Gebrüdern Mallinkrodt erscheinen sollte, vierteljährig zum Preise von 2 Rtr.[4]) Mit Stolz weist Aschenberg in der Vorrede des ersten Heftes darauf hin, daß Westfalen nun auch auf dem Gebiete des Zeitschriftenwesens mit anderen Gegenden wetteifere. Im Vertrauen auf tüchtige Mitarbeiter, „unter denen die besten Köpfe von Mainz bis zur Nordsee, von der Weser bis zur Maas" vertreten wären, rufe er die Blätter zur Belehrung und Unterhaltung der westfälischen Lande ins Leben, als ein Einigungsmittel für die verschiedenen politisch getrennten Stammesbrüder. „Wohl zerriß der siegreiche Franke die politischen Bande, aber die zarten und festeren, die uns Deutsche aneinander fesseln, vermag er nicht zu

---

[1]) Crezelius, Zeitschr. d. Berg. G.-V. I, 271.

[2]) Taschenbuch 1806/218.

[3]) Der erste Jahrgang ist als „Bergisches Taschenbuch" 1798 erschienen, der zweite auch unter dem Titel „Taschenbuch zur Belehrung und Unterhaltung auf das Jahr 1800 für die Gegenden am Niederrhein". Die letzten drei Jahrgänge führten den Titel: „Taschenbücher für bildende, dichtende und historische Kunst." 1803—1804—1806.

[4]) Rezension s. Westph. Anz., Bd. 6/769, Bd. 7/804; vergl. auch Becker a. a. O., der über die „Niederrh. Blätter" ausführlich spricht.

trennen." Um für möglichst weite Kreise interessant zu sein, sollte auch in Aschenbergs Blättern der Inhalt ein buntes Allerlei bilden. Naturkunde, Geschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Heimatgeschichte, Fabrikwesen, Landwirtschaft, Wissenschaften und Künste sollten in ihren Spalten behandelt werden. Auch Notenbeilagen und Kupferstiche wurden in Aussicht gestellt. „Edel, freimütig und wahr" sollte die beständige Losung des Herausgebers sein. Leider hat er nicht immer nach ihr gehandelt, wie wir ja gesehen haben. Um mit einigen Zeilen auf den Inhalt einzugehen, sind auch hier wieder an erster Stelle die Beiträge von E. M. Arndt zu erwähnen. Auch die regierende Fürstin von Neuwied steuerte einige Balladen bei. Unter den Prosaaufsätzen ist die Selbstbiographie des Predigers Schwager in Joellenbeck als ein Beitrag zur westfälischen Literaturgeschichte recht schätzenswert. Schwager, selbst hoch gebildet und viel gereist, stand in Briefwechsel mit Männern wie J. Möser, Jerusalem, Hugh, Farmer u. a. Er schrieb mehrere Romane im Stile des „Sebaldus Nothanker" von Nicolai, so z. B. „Friedrich Bickerkuhl. Ein Roman aus dem Leben und für dasselbe", in dem er ein lebendiges Bild von den in damaliger Zeit bei den Predigerwahlen so häufigen Praktiken und Kniffen zeichnet.[1]) Von den gelehrten Beiträgen sei noch ein Aufsatz genannt, eine eingehende Quellenuntersuchung über die Autorschaft einer satirischen Schrift: „Beweis, daß diejenigen, so Christum gekreuziget und Johannes den Täufer enthauptet haben, Westphälinger gewesen."[2]) Diese merkwürdige Behauptung, vielleicht eine ironische Glosse zu dem damals so in Mode gekommenen Suchen nach „berühmten Westphälingern", scheint wohl viele Westfalen in Aufregung und gerechtfertigte Entrüstung versetzt zu haben, denn in fast allen westfälischen Blättern finden sich Artikel, welche dieses Thema behandeln, ja es zieht sogar seine Kreise bis in unsere neuere Dichtung.[3]) Die Schrift

---

[1]) Niederrh. Blätter I. Bd., 33—93; III. Bd. 210 f.

[2]) Ebd. IV. 797—834. Vgl. auch Westph. Anz. 1862, Nr. 49, S. 780. Wiarda, Ostfries. Geschichte, 8. Bd. (Aurich 1798), S. 271. Becker a. a. O.

[3]) Die Abhandlung lieferte nämlich zwei neueren Dichtern ein brauchbares Motiv zu zweien ihrer besten Gedichte. Nach einer Schilderung Levin Schückings rief dieser einst Freiligrath nach einer feuchtfröhlichen Sitzung auf der Insel Nonnenwerth jene alte Überlieferung wieder ins Gedächtnis. „Als wir uns in dem alten Klostergebäude zur Ruhe begaben," so erzählt Schücking in seinen „Lebenserinnerungen" Bd. I., 132—133), „bezogen Freiligrath und ich dasselbe Zimmer und plauderten, weil der Schlaf nicht kommen wollte, noch lange. Vielleicht sprachen wir von der westfälischen Heimat oder von

selbst ist heute sehr selten, und es dürfte interessant sein, hier kurz die Gründe zu erfahren, auf welche der Verfasser der Satire seine Beweisführung stützt. Mit Berufung auf die Aussprüche zahlreicher römischer Autoren zeigt er, daß die Römer unter Germanen nur die Westfalen, die Bewohner des Landes zwischen Rhein und Weser verstanden hätten, und daß die Leibwache des Pilatus, von der Christus gekreuzigt wurde, aus „solch großen, aus der pumpernickelischen Gegend stammenden Kerls" bestanden habe. Auch sei damals in Judäa eine westfälische Kolonie gewesen, „denn diejenigen von den deutschen Hülfsvölkern, welche Invaliden wurden und nicht Lust hatten, den weiten Weg wieder nach Hause zu gehen, etablierten sich daselbst und hießen Gergesöner (Math. 8, 20) von ihrem ersten Kolonievorsteher, dem alten Gürgen auf westphälisch Geörge, nach dem sie sich Gergenssöhne, nach syrischer Mundart Gergenser nannten. Wären sie nicht Westphälinger gewesen, so würden sie nimmermehr solche Liebe und Freundschaft für die Säue bezeigt haben".

Anfangs schien es, als ob Aschenberg mit seinen „Niederrheinisch-Westfälischen Blättern" im Gegensatz zu früheren Unternehmungen ähnlicher Art in Westfalen Glück haben sollte. Im zweiten Hefte konnte er den Lesern mitteilen, daß sein Blatt großen Beifall gefunden habe, und die Anzahl der Exemplare fast ganz verkauft seien. Aber dieser Erfolg war doch nicht von langer Dauer. Schon im ersten Viertel des 3. Bandes

---

etwas anderem, das mich darauf brachte, zu erwähnen, ich habe den Urenkel des Anführers jener aus Westfalen bestehenden Kohorte gekannt, die unseren Herrn gekreuzigt. Er kannte die alte Geschichte, die mehr ein Gelehrtenscherz als eine Sage ist, sehr wohl, aber dieser Scherz erfaßte jetzt plötzlich seine erregte Phantasie, er ward ihm zum Motto eines Gedichtes, und sofort schien alles lebendig vor ihm zu stehen, mit raschen Worten gab er an, wie der Hergang darzustellen sei — bis zum Ende, bis zu den um den Mantel würfelnden Kriegsknechten. „Und dann," rief er aus, indem er aufsprang, in den Kreis des hellen Mondlichts trat und mit tragischem Pathos die Decke seines Bettes als Mantel um die Schultern schlug und dann zum Schluß: „In Christi Mantel der Germane!" Freiligrath hatte damit schon den letzten Vers zu einem seiner stimmungsvollsten Gedichte „Kreuzigung" gefunden, und auch Geibels „Tod des Tiberius" hat Grundidee, sowie einige auffallende Reime mit Freiligraths „Kreuzigung" gemeinsam. Es war übrigens nicht das erste Mal, daß Westfalen zu der Bibel in Beziehung gebracht wurde. Schon in den Epistolae obscurorum virorum findet sich die Bemerkung: „Tres etiam reges beatissimos tres dicunt esse Rusticos ex Westfalia." (XXII. Brief.) Vgl. auch: Eine alte bergische Satire über Pontius Pilatus und die Westfalen. Rheinisch-Westfälische Zeitung, 1899, Nr. 578.

mußte der Herausgeber sich entschuldigen, daß durch die dringenden Meßgeschäfte seines Verlegers das erste Heft um ein paar Monate zu spät erscheine. Doch das Unternehmen geriet immer mehr ins Stocken. Im Jahre 1804 erschien überhaupt kein Heft, im Sommer 1805 erst wieder ein Band, d. h. ein Doppelheft, das außer historischen Aufsätzen eine Anzahl „Badelieder auf der Insel Norderney zu singen“ enthielt, in denen schon vor H. Heines Nordseebildern die Macht des Meeres gefeiert wird. Dann ging die Zeitschrift ganz ein, denn Aschenberg zog sich, wohl durch die ungünstigen politischen Verhältnisse veranlaßt, auf mehrere Jahre von der Journalistik zurück, um erst nach der Befreiung Deutschlands vom Franzosenjoche als Gründer eines bedeutenden Blattes, des „Hermann“, wirksam hervorzutreten, von dem später ausführlich gesprochen werden wird.

Die schöngeistigen und gelehrten Zeitschriften in Münster bis zum Jahre 1813.

„Nicht Weimar—Münster ist der Herd, an dem ich mich zu ermannen und zu verjüngen hoffe“, schrieb Hamann, der Magus des Nordens, an Herder [1]) und gab mit diesen Worten der alten, stillen Bischofsstadt den Vorzug vor dem glänzenden Musenhofe in Weimar. Und in der Tat lassen sich Gründe finden, die eine solche Gegenüberstellung der beiden Städte erklärlich machen.

Ungefähr zur gleichen Zeit, da Karl August von Weimar, neben Friedrich II. die größte Fürstengestalt Deutschlands, aus der ländlich stillen Hauptstadt seines Duodezstaates eine Kulturstätte schuf, deren Glanz sich über Europa verbreitete, wo sich bald die hervorragendsten Männer der Zeit entweder zu dauerndem Aufenthalt, oder gleichsam als Wallfahrer ein Stelldichein gaben, sammelte sich auch in der Hauptstadt Westfalens eine stille Gemeinde edelgesinnter, hochgebildeter Geister um einen Staatsmann, dessen Bedeutung die Gegenwart immer mehr erkennt und würdigt.

Auch Freiherr von Fürstenberg erhob das Hochstift Münster, das unter den Nachwehen einer schlechten Verwaltung und langjährigen Kriegswirren schwer zu leiden hatte, zu einem Musterstaate und die Hauptstadt Münster selbst zu einem Mittelpunkte geistigen Lebens. Die Ver-

---

[1]) Hamanns Schriften, Bd. VII, 309. (Berlin 1821—43.)

dienste des genialen Staatsmannes auf den verschiedensten Gebieten der inneren Verwaltung, des Erziehungswesens u. s. w. sind so mannigfaltig, daß hier nicht der Ort ihrer Würdigung sein kann, sie sind auch außerhalb Westfalens bekannt, wenn auch nicht immer hinreichend gewürdigt.

Beide Kreise, der in Weimar, wie der in Münster, standen im Zeichen der Frauen, doch während in der kleinen Residenz an der Ilm Jugendlust und Genietreiben herrschte, waren in Münster ernstere Männer geschart um eine Fürstin, die dem Freudentaumel des Hoflebens entronnen, „mit blitzendem Geiste einen Kinderglauben verband". Das stille Landhaus an der Angel war daher auch mehr das Ziel von gereiften Denkern. Die durch Fürstenberg geschaffene Blüte des Münsterlandes ließ bald den herben Spott, den man bisher im weiten deutschen Reiche für das „finstere Münster" gehabt hatte, verstummen. So schrieb 1783 der schon genannte Prediger Schwager, ein unverdächtiger Zeuge: „Die Stadt Münster ist seit 20 Jahren umgeschaffen, der Luxus im Gefolge der schönen Künste hat die steifen Sitten der Vorwelt verjagt, wenigstens das Kleid verändert. Die Stadt hat eine stehende Bühne. In Münster würden Sie entweder Westphalen oder Ihre Vorurteile vergessen." [1])

Doch nun fragen wir uns, welchen Nutzen zog denn die Journalistik aus jenem Umschwung? Sicherlich einen großen, indem durch die großartigen Reformen auf dem Gebiete des Unterrichts, der Verbesserung der Finanzverhältnisse u. a. die Bedingungen, an die das Erscheinen und Bestehen eines Blattes geknüpft sind, bedeutend günstiger geworden waren. Tätig eingegriffen in das Gebiet der Münsterschen Journalistik hat aber aus dem Kreise der Fürstin Gallitzin eigentlich nur Professor Gerz. Es lag wohl der „familia sacra" fern, sich hier wieder in das laute Treiben des Tages zu mischen, von dem sie sich so gerne zurückzog.

Kurz nach seinem Regierungsantritte hatte der Kurfürst Maximilian Friedrich seinem Hofbuchdrucker A. W. Aschendorff die Herausgabe eines „Intelligenzzettels" für Münster gestattet.[2]) Als nun unter der umsichtigen Regierung Fürstenbergs sich das wissenschaftliche Leben mehr und mehr hob, glaubte Aschendorff es wagen zu können, neben dem Intelligenzblatte noch ein gelehrtes Wochenblatt einzuführen, und richtete zu diesem Zwecke ein neues Gesuch an den Kurfürsten, das auch genehmigt wurde.[3])

---

[1]) Berlinische Monatsschrift 1783, V. 487/500.

[2]) Vergl. Abschnitt VI. — [3]) A. H.

Die neue Zeitschrift erschien im Jahre 1764 unter dem Titel: „Neue Sammlung auserlesener Schriften in gebundener und ungebundener Rede zur Aufnahme der Wissenschaft und Wolredenheit. Eine Wochenschrift auf das Jahr 1764. Mit allergnädigster Erlaubniß, Münster in Westphalen, gedruckt in der gnädigst privilegirten Buchdruckerei bei A. W. Aschendorff.“ [1])

In der Vorrede legt der Verfasser kurz dar, was er mit seiner Zeitschrift bezwecke, und was ihr Inhalt sein solle. Zu einer Zeit, wo in Deutschland fast auf allen Gebieten neues Leben sprießte, wo „Leibnitz, Wolff und ihresgleichen zeigten, was in der Vernunft Erhabenes, Canitz, Neukirch, Brockes, Haller, Gottsched, Gellert und Rabener, was in der Empfindung Rührendes sein mag“, sollte auch Münster an dieser Renaissanceperiode teilnehmen. Poesie und Gelehrsamkeit sollte der Inhalt, Aufklärung der Vernunft und Verbesserung des Redens und der Schreibart, der Zweck der „Neuen Sammlung“ sein. Einen „Kern aus den besten Schriftstellern“ wollte man den Lesern bieten, da es ihnen doch unmöglich sei, sich die teuren und zahlreichen Werke selbst anzuschaffen, die damals in schneller Folge auf dem Büchermarkte erschienen. Die Zeitschrift gliederte sich in einen poetischen und einen prosaischen Teil, in Abhandlungen in Prosa und lyrische Beiträge. Getreu dem Programme sind die meisten Aufsätze schon erschienenen Werken entlehnt, Originalarbeiten finden sich nur vereinzelt. Inhalt und Form der Artikel zeigen große Ähnlichkeit mit den moralischen Wochenschriften, doch gehen manche Beiträge auch über deren Stoffgebiet hinaus. Moralische Belehrung, meist in das Gewand einer ziemlich stumpfen Satire gekleidet, spielt hier wie dort eine große Rolle.[2])

Besonders das weibliche Geschlecht wird auch hier scharf hergenommen, galt es doch damals nach einem Worte Abbts als ein Ruhm, „die fast unmerklichen Flecken des schönen Geschlechts zu entdecken, und eine Empfehlung, sie unter der nachteiligsten Schattierung vorzu-

[1]) Das Blatt kostete jährlich 1 Rtlr., mußte aber auf ein ganzes Jahr bestellt werden. Exemplare davon sind heute selten. Nebenbei sei erwähnt, daß im Jahre 1765 in Frankfurt a. M. eine Zeitschrift mit demselben Titel erschien.

[2]) Um nur ein Beispiel zu nennen, werden „Sprüchwörter in Antons Pansa von Mancha, Urenkel des großen Sancho Pansa, Stallmeister des berühmten Don Quichote“, zu satirischer Geißelung der herkömmlichen Laster und Torheiten verwandt. 1764, S. 65—75.

stellen".[1]) Malt man z. B. mit Farben, die Brockes Palette entlehnt sind, die ländliche Abendstimmung, die heimziehenden Herden und Hirten, so muß bei dieser Idylle sogar der Anblick der Gänse, die mit wirrem Geschnatter dem Stalle zuwatscheln, dem moralisierenden Verfasser zu einem Ausfall gegen das weibliche Geschlecht dienen, indem er meint, „dieses Thier kann selten schweigen, ebensowenig wie eine gewisse Gattung von Frauenzimmern, die von der Clamantie abstammen."[2]) Soll die Eitelkeit und Putzsucht des schönen Geschlechts durch die satirische Lupe betrachtet werden, so schildert ein Sittenprediger uns in einer Abhandlung unter dem Titel „Der Nachttisch des Frauenzimmers" nicht ohne Indiskretion die Geheimnisse des Boudoirs mit einer Ausführlichkeit, die an das „lever" des Sonnenkönigs bei Taine erinnert.

Ein heute sehr aktuelles Thema wird auch häufiger abgehandelt, die Frauenemanzipation. Eine Dame weist in längerer Ausführung nach, daß „die Wissenschaft dem Frauenzimmer anständig sei und selbiges ziere", und wendet sich gegen jene, die dem weiblichen Geschlechte „nur ein bischen Wirtschaftswissenschaft zugestehen und sein Dasein nach der Ordnung der Vorsehung nur zu einer geputzten Puppe oder schmutzigen Küchenmagd, zu Hülfe und Gesellinnen der Männer bestimmen".[3]) Die Werke der Sittenlehre, Historie und Geographie sollen auch ein artiges Frauenzimmer beschäftigen, sie sind ein besserer Zeitvertreib „als das Journal des Nachbarhauses oder der Stadt durchzugehen und mit gewöhnlichen Glossen oder sinnreichen Zungenstichen zu vermehren".

Auch Literarhistorisches und Ästhetisches fehlte in der „Neuen Sammlung" nicht. Es wird z. B. „von poetischen Gemälden" gehandelt,[4]) besonders aber werden die Romane vor das Forum des strengen Sittenrichters gezogen, denn diese waren ja meist den moralischen

---

[1]) Dessoir, a. a. O. I. 138. Abbt, Verm. Werke, 1783, IV, 3. 1754 erschien zu Frankfurt eine Dissertation mit dem Titel: „Das Frauenzimmer und dessen Schönheiten in ihrem wahren Gesichtspunkt vorgestellt."

[2]) „Neue Sammlung" 1764, S. 41/44. „Beschreibung einiger Abendvorfälle im Dorfe". „Das Pferd, der Ochse, die Kuh und das Schaaf, hielten ihren Einzug ins Dorf sittsam und ordentlich. Der Laut, den ein jedes von diesen Thieren dabey von sich gab, geschah mit einer gewissen Anständigkeit. Ein musikalisches Ohr fand sogar bisweilen einen gewissen Wohlklang darin" u. s. w. Neue Sammlung. Ebd.

[3]) Neue Sammlung 1764, S. 170 ff.

[4]) Ebd. 1764, S. 329 ff.

Zeitschriften in der Seele zuwider. In unserer Zeitschrift werden die Romane in drei Klassen eingeteilt, je nachdem sie mehr oder weniger Schaden anrichten. Zu der ersten Klasse zählt sie alle Romane, die im Geiste von Zieglers „Asiatischer Banise“ geschrieben sind, die auch unter dem Namen der Ritterbücher bekannt sind. Sie tragen das Kainszeichen der Verwerfung an der Stirne und dreimal „Wehe“ dem Frauenzimmer, das bei der Lektüre eines solchen Buches betroffen würde. Zur zweiten Klasse rechnet der Kritiker alle Erzählungen, in denen die Ehrbarkeit der Sitten offenbar verletzt wird. Ein solches Buch auch nur zu nennen, scheut sich der Verfasser, weil er wohl mit Recht fürchtet, daß es aus Neugierde gelesen werden könne. Die dritte Klasse endlich soll eine „mit Wahrscheinlichkeit ausgedachte Geschichte sein, in der die Hauptpersonen eine Rolle spielen, deren größte Triebfeder die Liebe ist“. Auch diese nennt er verwerflich, weil sie die Phantasie über Gebühr erhitzen. „Das Romanlesen überhaupt,“ so meint der Verfasser, „ist nur eine Verschwendung der kostbaren Zeit, die besser für Bildung des Geistes verwandt werden könnte.“ [1]) Der zweite Jahrgang der Zeitschrift zeigt keinen wesentlichen Fortschritt gegen den ersten, nur überwiegen hier noch mehr die Übersetzungen. [2]) In bunter Abwechselung finden wir Proben aus Fénelon, aus Carracciolis „Grandeur d'Ame“, aus Voltaire, den französischen Fabeldichtern La Motte, La Fontaine, schließlich aus Youngs „Nachtgedanken“ und aus Pope. Die meisten der genannten Stücke sind von einer unbekannten Dame übersetzt.

Die gereimten Beiträge gehören zum größten Teil der zu jener Zeit so beliebten Fabeldichtung an, es sind fast alles Entlehnungen, besonders oft ist Lichtwer vertreten. Der literarische Wert der Zeitschrift erscheint uns heute, wenn wir sie mit anderen gleichzeitig erschienenen Blättern vergleichen, ziemlich gering. Sie muß auch keinen großen Absatz gehabt haben, denn schon am Ende des zweiten Jahrganges kündigte der Herausgeber an, daß er wegen zu großen Verlustes das Unternehmen einstellen müßte. Freilich darf man nicht vergessen, daß damals die erfolgreiche Herausgabe einer Zeitschrift in Münster eine weit schwierigere Aufgabe war als 20 Jahre später. Denn erst langsam begann sich das

---

[1]) „Von Romanen“, Jahrgang 1764, S. 81 ff.

[2]) Der Titel des 2. Jahrg. lautet: Sammlung auserlesener Schriften in gebundener und ungebundener Rede zur Aufnahme der Wissenschaft und Wolredenheit. Eine Wochenschrift auf das Jahr 1765.

Land und die Stadt zu erholen nach langem Kriegselend, und die Reformen Fürstenbergs brachen sich erst Bahn. Der Redakteur war meist hinsichtlich seines Leserkreises in einer übelen Lage, auf allzuviele Abonnenten konnte er von vornherein nicht hoffen, und bei dem größten Teile seines Publikums fand er wenig Verständnis. Dies wird auch bestätigt durch sein Abschiedswort an die Leser. „Man hat bloß zum gemeinen Besten die Mühe über sich genommen, diese und die vorigjährige Sammlung einiger auserlesener Stücken in gebundener und ungebundener Rede zusammen zu tragen, um den guten Geschmack dahier verbreiten zu helfen und auf die Spuren des Wahren, Erfahrenen, des Rührenden der besten Schriftsteller in der Wissenschaft und Wohlredenheit zu führen, man wäre auch einzig aus solchen Beweggründen unerbietig gewesen, ferner in so weitschichtigen, annoch zu wenig betretenen Felde, nach Verlangen vieler Kenner fortzufahren, allein der durch zur Zeit annoch zu wenig ausgebreiteten solchen Geschmack veranlaßte Verlust des Verlegers unterbricht unser Vorhaben und ihren Wunsch.“ [1]) Die Person des rührigen, geschäftskundigen Verlegers und vor allem die des Herausgebers bürgen dafür, daß man bei günstigeren Verhältnissen auch Besseres hätte leisten können. Der Herausgeber, Christoph Bernhard Joseph Schücking, [2]) Großvater des als Romanschriftsteller weit über Westfalens Grenzen bekannten Levin Schücking, war geboren am 22. Dezember 1714 in Münster. Er studierte bei den Jesuiten seiner Vaterstadt, bezog dann zum Studium der Jurisprudenz die Universität Würzburg und machte nach Vollendung seiner Fachstudien große Reisen durch Holland, England und Frankreich. 1737 vermählte er sich mit seiner Cousine, der Schwester des Kanzlers Christ. Bernh. Engelbert Schücking, und lebte nun in Münster nur seinen Studien von dem Ertrage einer Sinekure, der Rezeptur des Kirchspiels Drensteinfurt. [3]) Mit zahlreichen bedeutenden Männern seiner Zeit in Briefwechsel stehend (so mit dem Philosophen Wolff und dem Grafen Schwerin) einem Neffen des berühmten Marschall Schwerin, hat er sich selbst auch vielfach literarisch betätigt. Seine Arbeiten liegen meist auf philosophischem und staats-

---

[1]) Sammlung auserlesener Schriften u. s. w. II. Bd. Vorbericht.

[2]) Vergl. über ihn Hauschronik der Familie Schücking. (1362—1880). (Manuskript gedruckt) 1880. S. 30/31. E. Raßmann. Nachrichten I. 304.

[3]) In Münster mietete er ein großes Haus an der Neubrückenstraße, später zog er zu seinem Sohne, der auf der Ägidiistraße im sogenannten Löwenklub wohnte. Schückings Hauschronik. 30.

wissenschaftlichem Gebiete. Dem Zuge der Zeit folgend, bediente er sich in seinen Schriften meist der französischen Sprache, so z. B. in seiner Abhandlung „Kann das bloße Gesetz der Natur ohne Hülfe der politischen Gesetze einen Staat vollkommen machen?“, die er als Antwort auf eine von der Akademie zu Dijon 1743 gestellte Preisaufgabe einsandte. Im Jahre 1773 widmete er eine politisch-philosophische Schrift unter dem Titel: „Pensées d'un cosmophilite à un ami sur la Révolution de Pologne“ Friedrich dem Großen. Er rechtfertigte darin das Verfahren der teilenden Mächte und er erwarb sich in so hohem Maße die Gunst des Königs, daß ihm dieser in einem eigenhändig geschriebenen Briefe seine höchste Anerkennung aussprach.[1]) Levin Schücking hat uns in seinen „Lebenserinnerungen“ das Bild des biederen alten Gelehrten, seines Großvaters und Paten, in hübscher Anschaulichkeit gezeichnet. Lebendig tritt die Gestalt des „zartgebauten Mannes mit den aristokratisch feinen Gesichtszügen und den schönen braunen Augen“ vor uns, wir sehen ihn bald sorgsam in seinem Gärtchen die Nelken pflegen, bald still verschlossen auf und abwandeln und Brevier beten, — was er keinen Tag versäumte, — wir hören zu, wenn er am Abend seinen Hausgenossen „Audienz erteilt“ und bei einer Flasche alten Rheinweins von seiner Studienzeit in Wien oder der vergangenen Herrlichkeit des Hochstifts Münster erzählt. Bis zum Regierungsantritt des Kurfürsten Maximilian Franz (1784) gab es in Münster nur das Intelligenzblatt.

Im Jahre 1784 bestätigte der neue Kurfürst Maximilian Franz seinem Hofbuchdrucker Aschendorff das Privileg zum Verlag des Intelligenzblattes, knüpfte aber die Bedingung daran, diesem wöchentlich eine Beilage eines halben oder ganzen Bogens von „Gemeinnützigen Nachrichten“ beizufügen.[2]) Aschendorff kam diesem Befehle nach und ließ wöchentlich am Freitag mit dem Intelligenzblatte ein „Münsterisches Gemeinnütziges Wochenblatt“ erscheinen. Dieses Blatt sollte wohl eine Nachbildung der Möserschen „Westphälischen Beiträge zum Nutzen und Vergnügen“ sein, doch hat es sein Vorbild bei weitem nicht erreicht. Wie Mösers Zeitschrift sollte auch das „Gemeinnützige Wochenblatt“ vorzüglich den Interessen des praktischen Lebens dienen, und die ersten Jahrgänge brachten fast ausschließlich Artikel, die für den Landwirt berechnet waren. Nachrichten über neu erfundene landwirtschaftliche

---

[1]) Der Brief ist abgedruckt bei Raßmann, Nachrichten. 304.

[2]) A. H.

Maschinen, Aufsätze über Botanik und Viehzucht, Hausmittel in buntem Durcheinander. Bald aber wurde der Inhalt erweitert und auch andere Stoffgebiete wurden mehr berücksichtigt. Schilderung der Sitten und politischen Verhältnisse anderer Länder, Berichte von Ereignissen der Nachbarschaft (z. B. Ergebnisse der Schulprüfungen), philosophische und historische Abhandlungen, ja selbst Gedichte, Bardenlieder, Oden in Klopstocks Geschmack und anderes. Dieser Umschwung trat wohl dann ein, als die Professoren der Münsterschen Universität — ob aus eigenem Antriebe oder auf einen Wink vom Kurfürsten, bleibt dahingestellt — Aufsätze zu dem Wochenblatte beisteuerten. Außer diesen Arbeiten waren die meisten Artikel aus fremden Organen entlehnt, so aus dem „Deutschen Museum", dem „Duisburger Intelligenzblatt", dem „Bönnischen Wochenblatt" u. a.[1]) Das „Münstersche Gemeinnützige Wochenblatt" zeigt noch eine gewisse Verwandtschaft mit den früher behandelten moralischen Wochenschriften. Auch hier finden wir einen beständigen Kampf gegen Modetorheiten aller Art,[2]) gegen das Romanlesen und die immer wiederkehrende Betonung des eudämonistischen Standpunktes.

Sogar der junge Joh. Chr. Schlüter verurteilt in einem vierzehn Spalten füllenden Aufsatze die Romanlektüre mit scharfen Worten, aus dem zur Charakterisierung des Kampfes gegen den Roman im 18. Jahrh. einige bezeichnende Stellen mitgeteilt seien.[3]) „Unter keiner Sorte von Büchern ist ein gutes eine so seltene Erscheinung als unter den Romanen. Knaben in der Literatur und Liliputer an Geist schauen im Mond und schreiben einen Roman, wo inneres Gewebe, Verwicklung den elenden Weber verraten, wo Personen auftreten, die du nur jenseits der Milchstraße findest, wo Einkleidung und Darstellung und Kolorit völlig dem parfümierten Kleide eines petit Maître gleichen." Besonders gefährlich hält auch Schlüter das Romanlesen für das weibliche Geschlecht, „denn der Roman erzeuge Empfindung und sei daher für das mit größter Feinheit des Empfindens begabte Frauenzimmer doppelt schädlich". „Was würde daraus werden," meint er, „wenn die Frauenzimmer lieber

[1]) Der damalige Verleger sagt, wie bereits erwähnt, in seinen Aufzeichnungen, daß man wegen der strengen Zensur meist auf erborgte Artikel angewiesen gewesen sei.

[2]) Z. B. „Über die gegenwärtige Kleidung oder Nichtkleidung der Frauen". 14. Jahrg. 50 St.

[3]) „Winke über Lektüre und Einiges über das Romanlesen insbesondere." Münst. Gem. Wb. IV. Jahrg., Nr. 16.

einen Roman als den Kochlöffel in die Hand nähmen, und eine Mutter lieber einen Musenalmanach nachläse als ihrem Kinde den Kopf kämmen, sagt Sailer. Und doch will man uns von allen Seiten versichern, daß dieses nur leider zu häufig der Fall sei, daß auch viele sogar auf dem Kochlöffel zum Parnaß reiten, um die Muse um einen poetischen Brei zu Hülfe zu rufen. O Aufklärung! Alles liest, vom ersten Gelehrten bis zur schmutzigen Küchenmagd! Aber was ist häufiger als das ewige Klagelied über Journalisterei und Dichteleien .... Gerade die elendesten Schreibereien werden am meisten gelesen, Romane, Komödien, Gedichte. Doch über den inneren Wert der Schriften mögen sich die gelehrten Herren zanken, und die Kunstrichter sich das Podagra an die Beine oder wenigstens eine Indigestion im Magen zuziehen".[1]) Schlüter bedauerte später, diesen Aufsatz geschrieben zu haben; die Stimmung, die ihn zu so heftigen Ausfällen gegen die Unterhaltungslektüre veranlaßte, schildert er uns eingehend in seiner Selbstbiographie.[2]) Überhaupt zieht sich durch das ganze Wochenblatt der Kampf gegen das Romanlesen wie ein roter Faden hindurch. In einer „Lobrede an die Göttin der Moden" wird Florentine scharf getadelt, „weil sie halbe Tage wie angeschmiedet im Eck ihres Zimmers sitzt, um gleich der Biene aus der Menge deutscher Romane die süßeste Nahrung für ihren Geist zu saugen. Sie lernt tausend romanhafte Bilder schöner Jünglinge kennen, Wielands „Agathon" muß einen Teil seiner Züge geben, andere nimmt sie aus Herfordt und Clänger aus Meißners Skizzen, aus dem „Siegwart" und dem „Werther".

Nicht nur über die geistige, auch über die leibliche Nahrung der Münsteraner wachte das Wochenblatt mit der Besorgnis eines alten, gewissenhaften Arztes. In einem Artikel über den Tabak spricht es sich auch gegen das Rauchen aus, besonders wird „die den Theologen eigene

---

[1]) Münst. Gemeinn. Wochenbl., 4. Jahrg., Stück 18.

[2]) „Es ist," sagte er, „die traurigste Epoche meines Lebens, als ich das unordentliche Lesen der Schriften unserer leichten und sogenannten schönen Literatur anfing." Ohne Wahl las er alles, was ihm in die Hände fiel. Gegen alle ernsteren wissenschaftlichen Beschäftigungen fühlte er infolgedessen einen unüberwindlichen Widerwillen. Als er dann später wieder zu geregelten Studien zurückkehrte, da reute ihn bitter die verlorene Zeit, und der Ausdruck dieser Stimmung war der Aufsatz im Wochenblatt, von dem er später selbst sagte, „daß er ganz das Insiegel seines damals noch unreifen Kopfes trage". (Mitth. aus dem Leben Joh. Chr. Schlüters von A. Schlüter. Münster 1845 (Seite 10 11).

Gewohnheit, Tabak zu rauchen", verurteilt mit Berufung auf eine Dissertation „Diss. inaug. med. De tabaci fumum sugente Theologo, ob es einem Theologen nöthig und gesund sey, Tabak zu rauchen". Auctore H. C. Alberti, Halae 1743.[1]) Die der Unterhaltung dienenden Beiträge waren ziemlich unbedeutend, hier und da eine Ode in Klopstocks Geschmack, ein Bardenlied von einem Münsterschen Franziskaner, eine novellistische Kleinigkeit war alles, was in dieser Hinsicht geboten wurde. Von den gemeinnützigen Artikeln verdienen die des Professors der Physik, Anton Bruchhausen, Erwähnung. Er schrieb unter anderem im Auftrage Fürstenbergs eine „Anweisung zur Verbesserung des Ackerbaues" (1790 Münster), von der die Regierung 500 Exemplare kaufte und an die Landschullehrer verteilen ließ.[2]) Auch finden sich von ihm im „Gemeinnützigen Wochenblatt" Aufsätze über Verbesserung von Werkzeugen und Fuhrwerken, Untersuchungen über die Mischung der Erdarten in den verschiedenen Distrikten Westfalens u. a.

Wie in den protestantischen Gegenden Westfalens die Pfarrer eifrige Mitarbeiter an den in ihrer Nachbarschaft erscheinenden Zeitschriften waren, so zählte auch das „Gemeinnützige Wochenblatt" viele katholische Geistliche zu seinen Korrespondenten, unter anderen den schreibeifrigen Pfarrer Wiedenbrück in Darfeld. Der Kreis der Mitarbeiter war sonst ein sehr gemischter, Universitätsprofessoren, Lehrer, Handwerker wirkten zum Wohle und zur Belehrung ihrer lieben Mitmenschen friedlich neben einander. Ein adeliger Buchbinder, Christoph von Würzen aus Münster, lieferte

---

[3]) Vergl. auch Gem. Wochenbl., 12. Jahrg., St. 4., S. 15. „Einige Kautelen beym Tabackrauchen." Das Tabakrauchen gehörte neben dem Kaffeetrinken und dem Schnapsgenuß zu den Hauptschäden des Münsterlandes, nach einem interessanten Berichte des Abbé Guillaume André-René Baston, der in den Jahren 1794—1803 in Coesfeld lebte. „Die Pfeife befindet sich auf jeder Lippe des männlichen Geschlechts . . . . man raucht den ganzen Tag, in jeder Haltung und Stellung, zu Fuß, zu Pferd, im Wagen, stehend oder sitzend." Stimmen aus Maria Laach. 57. Bd., 458, und Mémoires de l'abbé Baston chanoine de Rouen, d'après le manuscrit original publiés pour la Société d'histoire contemporaine per M. l'abbé Julien Loth et M. Ch. Verger. 3 volumes. Paris 1899. Das Tabakrauchen spielte auch damals in der wissenschaftlichen Literatur eine große Rolle. Außer der genannten Dissertation erschien auch ein Büchlein: „Untersuchung, ob dem Frauenzimmer nicht ebensowohl denen Mannspersonen Taback zu rauchen erlaubt" (Dessoir, Geschichte der neueren deutschen Psychologie I., 137, Leipzig[2] 1902.)

[1]) Sökeland, die Umgestaltung des Münsterschen Gymnasiums 88/89.

mehrfach die Festgedichte. Trotz seines oft unbedeutenden Inhaltes scheint das „Gemeinnützige Wochenblatt“ einen gewissen Einfluß auf die Regierungsbehörden ausgeübt zu haben, wenn man den Angaben des Priors Hüffer in Liesborn Glauben schenken darf. In einem Artikel vom Jahre 1818, worin er seinen Beitritt zur Mitarbeiterschar des „Rheinisch-Westfälischen Anzeigers“ erklärt, erwähnt er seine Tätigkeit im „Gemeinnützigen Wochenblatt“ in den 90er Jahren, wo dieses Blatt anfing „Gast vornehmer Tafeln zu werden“. „Man brauchte“, so berichtet Hüffer, „damals nur den Wunsch zu äußern: wie wohl für Münster ein Armeninstitut zu errichten sey, daß die Bettelei allgemein wegfalle, gleich wurden 100 Rtlr. auf die beste Beantwortung dieser Frage gesetzt, gleich setzten sich denkende Köpfe des Münsterlandes hin, um diese Aufgabe zu lösen. Man brauchte nur ..... vorzustellen, daß dieser oder jener Graben, Bach oder Fluß verschlammt sei, sogleich wurden sie gereinigt. Die Zeichnungsschulen seien durch das Wochenblatt in Münster eingeführt, viele unbekannte Futterkräuter unter den Landleuten verbreitet worden.“ [1])

Im „Münsterschen Gemeinnützigen Wochenblatt“ tritt die schon häufiger erwähnte ungeschickte Anordnung des Stoffes besonders zu Tage. So wird z. B. das 1. Stück des 7. Jahrgangs eröffnet mit einer Abhandlung des damaligen Universitätsprofessors Chr. Hüffer unter dem Titel: „Glückseligkeit des Individuums als Prinzip der Verbindlichkeit. Allgemeine Glückseligkeit als Kriterium von Recht und Unrecht. · Prinzip und Pflicht. Höchste Stufe menschlicher Sittlichkeit“. Der Verfasser will durch diese Abhandlung „seinen Höreren eine kurze Nebenausführung an die Hand geben“, hofft aber auf die Nachsicht des Publikums, „weil sie Gedanken enthalte, die auch außerhalb des akademischen Hörsaales gedacht zu werden verdienen“. Doch dürfen wir nach dieser pomphaften Ouvertüre unsere Erwartungen nicht zu hoch spannen, nach solch gelehrt philosophischen Problemen werden uns auf der folgenden Seite Mittel gegen Ratten, Mäuse, Flöhe und anderes geboten.

Schon ein Jahr nach der Gründung des „Gemeinnützigen Wochenblattes“ kam es auch wieder zu einer neuen, mehr der Unterhaltung der gebildeten Kreise dienenden Zeitschrift in Münster.

Durch Errichtung der Münsterischen Universität (1773) war das literarische Leben der Stadt in ein neues Stadium getreten, und damit

---

[1]) Rhein.-Westph. Anzeiger 5. Aug. 1818.

waren auch die Existenzbedingungen für ein gelehrtes oder unterhaltendes Journal bedeutend günstiger geworden.

Im Vertrauen auf diesen Umschwung wagte man dann im Jahre 1785 wieder einen Versuch, Münster mit einer solchen Zeitschrift zu beglücken. Zwei Männer ganz verschiedenen Standes und Charakters vereinigten sich zur Herausgabe einer „Münsterschen Monatsschrift", nämlich Professor Wilhelm Gerz,[1]) Priester der Gesellschaft Jesu, und ein Oberstleutnant beim Münsterischen Infanterieregiment von Nagel, Friedr. Ludw. Freiherr von Korff. Ersterer wirkte als Professor der höheren Mathematik an der Universität zu Münster, wo er auch 1815 als Domvikar starb. v. Korff, ein geborener Münsteraner, trat als Kadett in die adelige Münsterische Leibgarde und wurde 1801 Oberstleutnant und Kommandeur des Regimentes von Tönnemann.[2])

Die Zeitschrift, deren Beiträge jedesmal vor dem Drucke dem Generalvikariat, das damals mit der Bücherzensur betraut war, zur Genehmigung vorgelegt werden mußten, erschien bei A. W. Aschendorff zum Preise von 4 Rtr. der Jahrgang in monatlichen Heften zu 6 Bogen, auf Schreibpapier gedruckt.[3]) So ziemlich alle Gebiete des Wissens und des praktischen Lebens sollten in ihren Spalten zu ihrem Rechte kommen. In dem „Schreiben eines Landpfarrers an seinen Freund"[4]) klingt das alte Grundthema der moralischen Wochenschriften in moderner Instrumentierung wieder durch. Der damals herrschenden Vorliebe für Erörterung philosophischer und pädagogischer Fragen dienten Artikel wie „Grundsätze zur Bildung des Geistes nach dem Cartesius"[5]) und andere. Besondere Beachtung fand wie in fast allen westfälischen Zeitschriften auch hier

---

[1]) Raßmann, I. Nr. 22, II. Nr. 34, III. Nr. 2—7. Sökeland (Umgestaltung des Münst. Gymnasiums). Nach Sökeland ist er 1752 in Paderborn geboren. Er gehörte zu den Vertrauten der Fürstin Gallitzin, die in ihren Briefen seiner häufig Erwähnung tut. (Sie schreibt seinen Namen Geritz). Nach E. Raßmann (Nachrichten, Neue Folge, 73) ist Gerz 1751 geboren und 1768 zu Trier in den Jesuitenorden eingetreten.

[2]) Raßmann, III., Nr. 56., IV, Nr. 136, Nachrichten 66 Er interessierte sich sehr für Denkmäler aus der deutschen Vorzeit und brachte eine ansehnliche Sammlung zusammen, die in den Besitz des Königl. Kunst- und Altertumskabinettes zu Berlin übergegangen ist. Auch dramatisch hat sich Korff versucht; sein Drama „Bella" wurde ins Holländische übersetzt. (Raßmann, Nachrichten 186).

[3]) M. St. A. (Geh. Cab. Reg.), P. XXXIII, Bd. 6.

[4]) Münstr. Monatsschrift, Heft II ff. — [5]) Ebd.

die Geschichte. Gleich im ersten Hefte wird beklagt, daß die westfälische Geschichte so unvollständig sei, dies liege zum Teil „an dem Mangel der vorhandenen Zeugnisse, teils aber auch daran, daß man nicht genug Eifer auf die Sammlung der vorhandenen Stücke verwandt habe“. Es fänden sich aber noch hier und da verschiedene alte Urkunden, deren Veröffentlichung für die vaterländische Geschichte von großem Werte sei. In der Münsterischen Monatsschrift solle nun eine Anzahl alter, authentischer Nachrichten, „wovon sich ein großer Teil auf Westfalen beziehet“, mitgeteilt werden. „Die von den Verfassern zusammengelesenen Stücke würden nicht hingereicht haben, wenn man nicht durch einige glückliche Umstände in den Besitz einer großen Sammlung alter Nachrichten gesetzt worden wäre, welche von einem sehr würdigen Manne mit unermüdlichem Eifer zusammengetragen sind, der die seltene Gelegenheit hatte, sich alle diese Altertümer, die durch Länge der Zeit ganz selten geworden oder vielleicht unbekannt geblieben oder verloren gegangen wären, entweder selbst oder durch seine ausgebreiteten Freunde zu erwerben.“ [1]) Am Schlusse eines jeden Heftes werden nun Teile dieser Urkunden mitgeteilt. Einen interessanten Beitrag bringt in dieser Rubrik das 2. Heft. Unter der Überschrift: „Die Franken werden zur Bildung ihrer Sprache ermuntert. — Aus einer alten Chronik“, finden sich hier Verse aus dem Gedichte des Otfrid, dem „Krist“. [2])

Überhaupt beschäftigen sich zahlreiche Aufsätze und Gedichte in unserer Zeitschrift mit dem deutschen Altertum. Nicht nur regte damals das Beispiel Gottscheds und seiner Schweizer Gegner an, emsig nach Sprach- und Literaturdenkmälern aus der altgermanischen Zeit zu suchen, durch die seit der Mitte des Jahrhunderts immer mehr um sich greifende Bardendichtung wurden nun auch weitere Kreise für germanische Studien geweckt, wenn man ja auch vielfach im Dilettantismus stecken blieb; und gerade in den deutschen Zeitschriften jener Zeit machte sich häufig der Einfluß dieser Begeisterung für die germanische Urzeit geltend. Neben einigen gelehrten Abhandlungen („Nordische Altertümer mit den Britischen und Irländischen verglichen zur Beleuchtung unserer älteren deutschen

[1]) Münst. Monatsschrift, Heft I, 74.

[2]) Es sind zwei Stellen aus dem „Liber evangeliorum primus (Cur scriptor hunc librum theotisce dictaverit“.) (Vers 33—38 und 57—75 nach der Ausgabe von Kelle). Der rechts stehende Text weist eine Reihe von Fehlern auf, die sich wohl dadurch erklären, daß der Drucker oder Herausgeber sich in der ihm unbekannten Sprache nicht zurechtfinden konnte.

Geschichte",[1]) über das Schiffswesen der nordischen Völker)[2]) gehören dem altgermanischen Stoffkreis an, eine Erzählung „Banders Reue. Eine teutsche Geschichte aus den Zeiten Herrmanns (Bander und Teutshard)",[3]) sowie ein altgermanisches Kriegslied „Reinhold an seinen Sohn Siegmar".[4]) Die Lyrik, die reich vertreten ist, bewegt sich meist in den Bahnen Klopstocks. Die Herrlichkeit und Güte des Ewigen, die Reize der Natur in den verschiedenen Jahreszeiten, der friedliche, stille Genuß des Landlebens sind die Hauptmotive, die immer wieder erklingen. Auch aus der Anakreontik tönt noch ein letzter Nachhall in diese süß empfindsamen Klänge; auch die Satire fehlt nicht, besonders Advokaten und Stutzer bilden öfter die Zielscheibe des Spottes.

Einige der Gedichte sind nicht ohne Geschick und stechen vorteilhaft ab von den faden Reimereien, die nur zu oft damals die Spalten der Zeitschriften füllten. Besonders ansprechend sind einige idyllenartig abgerundete Bilder aus dem Landleben, mit frischen Farben gemalt, mit hübscher realistischer Schilderung.

Leider sind uns nur von zwei Dichtern[5]) der „Münsterschen Monatsschrift" die Namen bekannt, die meisten Gedichte sind unter Pseudonym veröffentlicht, die nicht zu enträtseln sind. Unter der Chiffre v. B. steuerte der Osnabrücker Dichter Broxtermann einige kleine Gedichte bei.[6]) Die unbedeutenden Jugendversuche des damals fünfzehn Jahre zählenden Dichters verraten doch eine gute Anlage zur Lyrik und lassen den Verehrer Klopstocks erkennen, dessen Werke der Vater seinen Kindern schon früh zur Lektüre gegeben hatte.[7]) Leider riß ein tückisches Nervenfieber den überaus fruchtbaren Dichter im Alter von 30 Jahren mitten aus seinem Leben und Schaffen.

Neben der gereimten fehlte auch die erzählende Poesie in der Münsterschen Monatsschrift nicht. Die Stoffe der Romane und Skizzen gehören meist dem klassischen Altertum an, so eine Übersetzung des griechischen Romans „Theagenes und Chariclea" von Heliodor. Der

---

[1]) Münst. Monatsschr. Heft X ff. — [2]) Ebd. Heft I ff.

[3]) Ebd. Heft VIII f. — [4]) Ebd. Heft V.

[5]) Broxtermann und Ficker.

[6]) Anfangs hielt man einen gewissen von Bodmer oder von Bothmar für den Verfasser, doch wurde bald die Autorschaft Broxtermanns festgestellt. Theod. Wilh. Broxtermanns sämtl. Werke von F. Wedekind (Osnabrück 1841) S. 12; Goedeke VI § 274, 13, VII § 303, 15.

[7]) Wedekind 11.

unselige Zusammenhang, in welchem die Arbeiten erschienen, vernichtete häufig die Wirkung mancher guten Einzelleistung. Hier haben wir einen Beleg für die in der Journalistik Westfalens oft zu beobachtende Erscheinung, daß der Inhalt ein sehr gemischter war. Wer vieles bringt, wird allen etwas bringen, dachten die Herausgeber, und so kam es denn nicht selten zu komischen Kontrastwirkungen. So wird, um nur ein Beispiel anzuführen, gleich im ersten Hefte der Jüngling in der feierlichen Sprache des alttestamentlichen Predigers ermahnt: „Sieh, die lächelnde Wohnung der Freude! Vergoldet sind die Thore des Eingangs! Höre den lärmenden Laut einer Schar, berauscht von Freuden und Wein. Von Wonne umschwebet wartet ihrer nach Scherz und Lachen und Wollust endloses Unglück!“ einige Seiten später beschreibt dann ein Herr Tiemann, „der sich durch seine ökonomischen Bemühungen vorzüglich verdient gemacht hat“, eingehend und anschaulich die „Anlage einer Miststätte“, und nachdem dieser Stolz der Bauern glücklich geschichtet ist, erklingt ein dithyrambisches „Trauerlied auf den Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig“.

Nach einem der Zeitschrift vorgedruckten Pränumerantenverzeichnis betrug die Zahl der Abonnenten gegen 140. Die meisten wohnten in Münster selbst. (Der Kurfürst Max Franz, Freiherr von Fürstenberg, der ganze Münsterische Adel sind unter den Beziehern.) Am stärksten war der katholische Klerus vertreten, (Kanonici, Pfarrer, Klöster, ja selbst Kirchen sind im Subskribentenverzeichnis aufgeführt). Daß trotzdem manches in den Spalten der Zeitschrift Aufnahme fand, was nicht gerade wie Lob auf den Klerus klingt, mag daher auf den ersten Blick sonderbar vorkommen. Wenn z. B. in einem Gedichte ein fürsorglicher Vater seinen Sohn dem Lehrer mit den Worten übergibt:

„Mein Herr! Hier bring ich meinen Knaben,
Sie werden Sorge für ihn haben,
Er ist mein liebster Sohn, drum plagt ihn nicht zu sehr,
Denn bleibt sein Köpfchen auch von Wissenschaften leer,
Er wird Kanonikus!“ [1])

so konnten sich die Kanonici dadurch wohl nicht sehr geschmeichelt fühlen.

Doch unter dem damaligen Klerus herrschte vielfach ein liberaler Geist, mit Ausnahme der Familie Kerssenbrock, erzählt Perthes,[2])

[1]) Heft V. S. 25.
[2]) Perthes, a. a. O. II. 114.

„nahmen die Domherrn, wie die anderen Vornehmen Münsters die Kirche als Weltleute".

Auch der „Münsterischen Monatsschrift" war, wie den meisten ihrer Vorgänger, kein langes Leben beschieden. Mit dem 12. Hefte (November 1786) stellte sie ihr Erscheinen ein. Nun blieb es lange still auf journalistischem Gebiete in der Stadt, die doch so manche hervorragende Männer in ihren Mauern sah, was um so mehr befremdet, als zahlreiche Münsterische Gelehrte an auswärtigen Zeitschriften fleißig mitarbeiteten.

Zwar hatte schon Professor Schlüter die Herausgabe eines eigenen Blattes übernommen, das im Verlage von Anton Ignatz Körholz, einem 1766 geborenen Münsterländer, damals Succentor an der St. Johanniskirche in Osnabrück, zugleich auch Buchhändler, unter dem Titel „Vaterländisches Museum" erscheinen sollte. Schlüter hatte schon die Ankündigung verfaßt, aber dabei blieb es.[1])

In Münster mußte man sich jetzt also mit dem Intelligenzblatte und dem „Gemeinnützigen Wochenblatte" behelfen, oder fremde Zeitungen halten. Das Wochenblatt blieb stets streng konservativ katholisch. Dies zog ihm den Zorn des Münsterischen Dichters Sonnenberg, des Sängers der „Donatoa" zu, der folgende wütende Philippika gegen den Herausgeber und seine eigenen westfälischen Landsleute losließ: „Gallitziniaden und travestirte Oberbergs, und verwandelte Stollberge mönchisiren schon wieder durchs „Münsterische Wochenblatt" immer mehr in die späteren Klassen hinab; durchs Wochenblatt, diesen Barometer im Narrenhaus der Münsterischen Literatur und Thermometer ihrer Censoren unter Aschendorffs Inspektion, der sich und unser Westfalen hier so unverschämt vor Teutschlands Auge an den Pranger der Dummheit stellt, und jede Blüte der Aufklärung, wenn sich eine daher verirrt — für Unkraut ansieht und durchgehens zertritt. Und nun die lauten Lobprediger dieser Wunderhistörchen sind — die Exjesuiten mit ihren Schülern, die in der Furienhoffnung, gegenwärtig, da sie in Rußland und Österreich eine Vorgeschichte wittern, sich blähen, sie werden im Triumphe zurückgeführt werden." [2])

---

[1]) A. Schlüter, Mitteilungen aus dem Leben Joh. Chr. Schlüters, geschrieben von dessen Sohne Anton Aloys Schlüter, Münster. 1845. S. 57. Über Körholz vgl. Schlüter ebd. 56 f. und Raßmann III, 49 f.

[2]) Franz Sonnenbergs Briefe hg. v. Gruber II/342/343.

Diesem wenig schmeichelhaften Urteil fügt Sonnenberg ein noch härteres über seine Landsleute selbst hinzu. „Wollt ihr denn ewig in eueren Sümpfen und Sandwüsten mit tiergleich nach Futter gebeugtem Kopfe, krumm (nach dem Symbol des Krummstabes) um euch nur voll zu fressen, durch die Dünste des Aberglaubens und die Nebel der Mönchsdummheit herumschleichen, und nie einen Ätherzug aus höheren Regionen schöpfen? Ist Fressen und Goldhäufen denn das Paradies eures Herzens, das Heimweh eurer Wünsche? Wollt ihr denn ewig Geistesgabe und alles Große in Wissenschaft und Kunst, alles in kaufmännischem Bagatellgeist, nur nach Maß und Elle messen und schätzen? Alles zur Handwerkerei herunterwürdigen? Das Gekrächz eurer Abderiden, eurer Mystiker, eurer literarischen Marktschreier mit ihrem Mönchsgeschmack und Klostertheorie, eurer Obskurantensekte, ihren Wunderanekdötchen und Spuckmärchen, ihrer Kapuzphilosophien und jesuitischen Glückseligkeitslehren, drohen sie nicht in das goldene Weltalter der Legende zurück? Werdet ihr wieder unter dem Krummstabe ein großer Mönchsorden? — doch — dann entsag ich feierlich dem Geburtsländchen meiner väterlichen Erdäpfel, allen seinen Ämtern und Würden!“ [1]) Ein sehr hartes Urteil, welches aber doch einigermaßen verständlich wird, wenn man die Charakterentwicklung dieses Mannes näher betrachtet. Eine Natur, so leicht von einem Extrem ins andere fallend, glühend im Hassen wie im Lieben, heute voll Ingrimm die Götter von ihren Altären stoßend, denen er gestern noch gehuldigt und Weihrauch gestreut hatte. Sein Glaubensgebäude, das er sich in stillen Jugendträumen schwärmerisch, mystisch zusammenphantasierend errichtet, stürzte bald wie ein Karlenhaus ein, als die brausenden Stürme des Zweifels dagegen anstürmten, und wehmütig bei dem Trümmerhaufen stehend, schalt er in unbesonnener Wut auf alle, die daran bauen geholfen hatten. Als ein treuer und begeisterter Schüler Klopstocks liebte auch er sein Vaterland schwärmerisch, aber nur das Idealbild, das er sich selbst, durch inniges Versenken in die herrliche deutsche Vergangenheit gebildet; „groß und erhaben stand bei einsamen nächtlichen Wanderungen das Bild teutscher Vorwelt vor des Jünglings glühender Seele“, [2]) meldet sein Biograph von ihm. Dieses Ideal nun sah er erfüllt in dem mächtig

[1]) Vgl. H. J. Brühl, Eine Studie über Franz von Sonnenberg nebst einer Auswahl aus seinen Werken, Münster i. W. 1907. S. 38 und J. G. Gruber, Etwas über Franz von Sonnenbergs Leben und Charakter. Als Anhang zu Sonnenbergs Donatoa, Halle 1807, II. Bd., 329/30.

[2]) Gruber II, 254.

emporstrebenden Preußen, wo noch der Glanz der Regierung Friedrichs des Großen, wenn auch immer mehr verblassend, lag. Mit hellem Jubel begrüßte er den Tag, da Preußen von dem Münsterlande Besitz ergriff. „Eine Nation hat ihre Hand ausgestreckt, uns mit sich zu vereinigen, uns, die wir noch kein Vaterland hatten!“ [1]) so ruft er voll froher Hoffnung aus. Doch nicht alle dachten wie er, und als er sah, daß die Mehrzahl seiner Mitbürger der Vereinigung mit Preußen sehr entgegenstrebten, da entbrannte sein Zorn und voll Wut schrieb er die angeführten harten Worte gegen jene, die es wagten, sein Ideal nicht auch für das Ihrige zu erklären. Darum ist auch Sonnenbergs Urteil mit Vorsicht aufzunehmen. Die Zustände im Fürstentum Münster waren im Gegensatze zu manchen anderen Kleinstaaten Deutschlands in damaliger Zeit gerade unter dem Krummstabe recht günstig.

Erst im Jahre 1803 erhielt Münster wieder eine neue Unterhaltungsschrift, nämlich den „Münsterischen Erzähler zur Belehrung und Unterhaltung“, der es aber auf nur ein vierteljähriges Bestehen brachte.[2]) Der Herausgeber, August Konrad Grimm, hatte ein vielbewegtes Leben hinter sich, als er, wohl als letztes Brett im Schiffbruche des Lebens, die Journalistik ergriff. Nachdem er erst in Halle Theologie studiert, trat er in Berlin in die preußische Armee ein, nahm aber im Jahre 1803 seinen Abschied und kam dann nach Münster, wo er sein Glück mit der oben genannten Zeitschrift versuchte, jedoch bald sein Unternehmen einstellen mußte. Seine schriftstellerische Tätigkeit muß ihm nicht sehr viel eingebracht haben, da er neben derselben noch ein Wein- und Liqueurgeschäft betrieb. Er siedelte später nach Burgsteinfurt über, wo er eine Wirtschaft auftat.[3])

1804 ging auch noch das „Gemeinnützige Wochenblatt“ ein, und nun hatte Münster außer dem Intelligenzblatte nur noch eine Zeitschrift, die im Jahre 1804 bei Peter Waldeck erschien, und deren Herausgeber der bekannte, für die literarische Bildung Oldenburgs sehr tätige A. G. von Halem war. Sie führte den damals beliebten Zeitschriftentitel „Irene“ und war vornehmlich Deutschlands Töchtern gewidmet. Wielands Organ, der „Neue teutsche Merkur“, spendete der Schrift wegen ihres mannigfaltigen Inhaltes hohes Lob.[4])

---

[1]) Gruber II. 325.

[2]) u. [3]) Raßmann 48. Goedeke, Grundriß, VII, § 303. No. 58.

[4]) Neuer teutscher Merkur IX. Stück 180/1. Über die Irene vgl. Goedeke, Grundriß VIII. § 314. I. Nr. 31.

Ein Jahr nach dem Eingehen des „Gemeinnützigen Wochenblattes" unternahm ein Prediger aus Isselburg bei Rees, Friedr. Teod. Schmölder, in Münster eine neue Zeitungsgründung.[1]) Schmölder war gut befreundet mit dem Hofrat Spazier, einem journalistischen Genie, dem Redakteur der damals so überaus beliebten „Zeitung für die elegante Welt" (Leipzig 1801), die ja später der Kampfplatz wurde, auf dem die Romantiker ihre Fehden mit ihrem Erbfeind Kotzebue ausfochten.[2]) Von Spazier erhielt wohl auch Schmölder die erste Anregung, sich journalistisch zu betätigen. Die von ihm 1805 gegründete Zeitung führte den Titel: „Merkur oder neueste Nachrichten von politischen, literarischen, ökonomischen und Handlungssachen. Mit Kgl. Preußischen Privilegien" und erschien in Folio.[3]) Da Schmölder durch seine Amtstätigkeit oft von Münster fern sein mußte, suchte er für sein Blatt einen gewandten Redakteur. In dieser Angelegenheit wandte er sich an seinen Freund Spazier mit der Bitte, ihm einen geeigneten Mann in Vorschlag zu bringen. Spazier empfahl ihm Friedrich Raßmann.[4])

Schmölder berief auf die glänzende Empfehlung des Freundes hin denn auch Raßmann an die Redaktion des Merkur. Mit ihm siedelte ein Mann nach Münster über, der für das dortige literarische Leben, sowie auch für die Geschichte der Journalistik in Westfalen eine gewisse Bedeutung hat, sodaß wir hier auf sein Leben und seine Tätigkeit etwas näher eingehen müssen.

---

[1]) Schmölder war 1764 zu Unna geboren, besuchte in Halle das Pädagogium und seit 1783 die Universität, wo er anfangs Rechtswissenschaft, dann Theologie studierte. 1788 wurde er Prediger in Dortmund, 1798 Prediger in Isselburg und starb am 27. Febr. 1825. E. Raßmann, Nachrichten 300.

[2]) Näheres Salomon II. 62 ff.

[3]) Raßmann, Nachrichten 131. Westph. Anzeiger, 1805. Nr. 84. (Der heute in Münster erscheinende „Westfälische Merkur" wurde erst im Jahre 1822 gegründet).

[4]) Diese Empfehlung hatte Raßmann, wie er in einem Briefe erzählt, einer Ode an Ramler zu verdanken, die er 1796 für die literarische Gesellschaft in Halberstadt hatte drucken lassen, und von der er ein Exemplar dem „preußischen Horaz" übersandt hatte. Ramler dankte ihm in einem längeren Briefe und feuerte ihn lobend an. Diesen Brief hatte Raßmann seinerseits Spazier mitgeteilt, der sich dann in seiner Empfehlung Raßmanns darauf berief, indem er an Schmölder schrieb: „Du siehst, mit welcher Auszeichnung Ramler ihn behandelt, was doch sonst des alten Krippensetzers Weise nicht gewesen ist." Raßmanns Leben 9/10.

Friedrich Raßmann war geboren am 3. Mai 1772 auf Schloß Wernigerode als Sohn des Bibliothekars beim Grafen Stolberg-Wernigerode, Ernst Heinrich Raßmann. Nachdem er im Elternhause den ersten Unterricht empfangen hatte, besuchte er die Martinischule in Halberstadt, wohin sein Vater übergesiedelt war und als evangelischer Pfarrer lebte, studierte dann drei Jahre (1791—94) in Halle Theologie. Er erhielt dann eine Lehrstelle an der Martinischule, die er im Sommer 1800 aus bisher nicht aufgeklärten Gründen niederlegte.[1]) Er privatisierte nun und warf sich auf das Gebiet der schönen Literatur, welches ihm besonders zusagte, und wozu ihm in Halberstadt manche Anregung geboten wurde. Dort lebte ja seit 1747 als Sekretär, dann als Kanonikus des dortigen Domkapitels in einer ruhigen sorgenlosen Stellung Ludwig Gleim. Trotzdem in Gleims Lyrik das erotische Element eine so große Rolle spielt wie bei keinem andern der wein- und liebeseligen Jünger Anakreons, hatte er es doch nicht übers Herz gebracht, eine Gattin heimzuführen. Der alte Hagestolz machte sich nun eine Ehre daraus, „der Nährvater armer junger Poeten" zu sein, die „Henne der Talente" zu spielen [2]) und so hat er sich das Eichenblatt verdient, das Klopstock in seiner „Gelehrtenrepublik" dem zum Preise aussetzt, der geistvolle Jünglinge fördert. Sein „Hüttchen" war stets der Sammelpunkt der verschiedenartigsten jungen Dichter. Auch Raßmann kam in den Jahren 1802 und 1803 in den Bannkreis des gastlichen Hagestolzes, der mit der Familie des Reichsgrafen Stolberg-Wernigerode seit seiner Kindheit innig befreundet war. Manche Stunden mag auch Raßmann im „Hüttchen" zugebracht und den Worten des väterlichen Freundes gelauscht haben. Manche literarische Arbeit Raßmanns können wir wohl auf Gleims Anregung zurückführen. So gehörte immer ein „Dichterbund", eine „Dichtergruft", ein „Dichterorden" zu Gleims Lieblingsplänen,[3]) und auch Raßmanns beständiges Bestreben war es, die Stimmen der Dichter Westfalens zu vereinen zu einem harmonischen Konzert in seinen verschiedenen Almanachen und Anthologien. Wie Gleim in seinem „Tempel der Freundschaft" die berühmtesten Zeitgenossen in Ölgemälden im Bilde um sich versammelte, so errichtete Raßmann den Dichtern seiner Zeit Denkmäler in seinem „Pantheon deutscher Dichter",[4]) ein Unternehmen, für das ihm H. Heine großes Lob spendete. Durch Gleim wurde er auch wohl bekannt mit

---

[1]) Leben 6/7. — [2]) E. Schmidt, Lessing, I, 325. — [3]) Ebd., I, 326.
[4]) Helmstädt 1818.

den verschiedenen Größen der damaligen Literatur, mit denen er zeitlebens in regem Briefwechsel blieb, so besonders mit Klamer-Schmidt, Frhr. von Fouqué, Louise Brachmann und dem Romantiker Grafen von Loeben, mit dem ihn innige Freundschaft verband.[1]) Nachdem Raßmann seine amtliche Stellung aufgegeben hatte, suchte er sich mit Schriftstellerei durchs Leben zu schlagen und wandte sich zunächst der Journalistik zu, für die er nicht ohne Talent war. Schon als Gymnasiast hatte er unter dem Titel „Unterhaltende Blätter" eine Zeitschrift verfaßt, die im Manuskript bei seinen Mitschülern in der Prima herumging.[2]) 1803 übernahm er die Redaktion zweier Wochenschriften, die ein Israelit mit Namen Levian in Halberstadt gegründet hatte und die den Titel führten „Neue Anzeigen vom Nützlichen, Angenehmen und Schönen" (im zweiten Jahrgange „Neue Anzeigen der Merkwürdigkeiten") und „Allgemeine Zeitung der Merkwürdigkeiten". Zugleich war Raßmann Korrektor in der Dölleschen Druckerei. Bis zu seiner Berufung an den „Merkur", also bis Ende 1804, leitete er die genannten Blätter.

Der „Merkur", dessen Redaktion Raßmann übernahm, war ein Blatt ähnlichen Inhaltes wie das „Gemeinnützige Wochenblatt", dessen Erbe er ja auch antrat. Neben politischen Nachrichten, die aber meist den geringsten Raum beanspruchten, brachte er praktische Ratschläge für Haus und Wirtschaft, Gedichte, literarische Besprechungen. Raßmann selbst steuerte eine Anzahl Rezensionen bei (über Brinkmanns Gedichte, Krummachers Parabeln, Körtes Briefe der Schweizer, Bodmer und andere). Auch der Herausgeber selbst arbeitete eifrig mit, zahlreiche politische, ökonomische und literarische Artikel entstammen seiner Feder.[3]) Mit dem

---

[1]) Als Kandidat der Theologie in Halberstadt hatte er Goethe eine Sammlung, „Epigramme im Geist der griechischen Anthologie. Ein kleiner Blumenstrauß, Goethe geweiht", übersandt. Das Manuskript fand sich in Goethes Nachlaß. (Nach gütiger Mitteilung des Herrn Grevel).

[2]) Leben 13.

[3]) Als Kuriosum aus dem Inhalt hat uns Raßmann eine Preisschrift eines Ungenannten aufbewahrt, welche lautet: „10 holländische Dukaten für denjenigen Hausvater des Fürstentums Münster, der im Laufe des Jahres 1806 mit seiner Familie, die jedoch wenigstens aus sechs Personen bestehen muß, vormals gebrauchten Kaffee abschafft, und statt dessen die Erdmandeln ganzer zwölf Monate hindurch ausschließlich gebraucht." (Merkur 1805, Nr. 34). (Raßmann Münsterl. Schriftstr.-Lex. 131). Diese eigentümliche Preisaufgabe wird erklärlich, wenn man sich erinnert, daß damals im Münsterland ungeheure

Jahre 1806 übernahm die Aschendorffsche Buchhandlung in Münster den Verlag des „Merkur" für eigene Rechnung und übertrug die Hauptredaktion dem Rendanten des Intelligenzkomptoirs, Cramer, der auch schon am ersten Jahrgange mitgearbeitet hatte. Das Blatt zog sein Foliokleid aus und Quart an. Doch erschien der „Merkur" 1806 nur 2 Monate lang, er brachte es im ganzen nur auf 156 Nummern.[1]) Jene politisch so erregte Zeit, wo es sich entscheiden sollte, ob das Münsterland von der vielen lästigen preußischen Herrschaft wieder frei werden würde oder nicht, war ganz besonders ungünstig für die Gründung einer Zeitung. Die Begierde des Publikums, die neuesten Nachrichten vom Kriegstheater möglichst schnell zu erfahren, führte viele auswärtige Blätter in die Stadt. Berghaus entwirft uns ein anschauliches Bild von den damaligen Zeitungsverhältnissen seiner Heimatstadt: „Die trostlosen Kriegsbegebenheiten" lasen die Münsteraner im „Hamburger unparteiischen Correspondenten", von den entscheidenden Schlachten vom 4. Oktbr. 1806, wie ein Bollwerk der Monarchie nach dem anderen ohne Kanonenschuß dem Feinde überliefert wurde, wie Napoleon in Berlin eingezogen und mit Jubel empfangen worden, und der König ohne Rast nach Königsberg geflohen sei. Bald nachdem die Franzosen sich in Münster häuslich eingerichtet hatten, hielten es dann einige vornehme Häuser für angemessen, das „Journal de l'Empire" regelmäßig zu lesen, um sich mit dem Gange der französischen Politik vertraut zu machen, da man wußte, daß diese Zeitung unmittelbar unter dem Einflusse des Kaisers und seines geheimen Kabinettes stehe und nichts veröffentlichen dürfe, was nicht im Sinne des Gewaltmenschen sei". Auch Dombechant Spiegel hielt das Blatt, und Berghaus mußte es allabendlich aus der Dechanei holen und zu Hause vorlesen. Wegen seiner gefälschten pomphaften Kriegsberichte erregte es oft den Unwillen des jungen Vorlesers.[2])

Nach dem Eingehen des „Merkur" war Raßmann in Münster geblieben und mußte durch Privatunterricht in der deutschen, französischen und englischen Sprache, sowie durch überfleißiges Rezensieren und Dichten

---

Mengen Kaffee vertilgt wurden. Vergl. darüber die possierliche Schilderung des Abbé Baston (Stimmen aus Maria Laach 57. 455): „Alles trinkt Kaffee, selbst der Säugling und der Schoßhund, der Kaffee ist geradezu der Götze der Coesfelder".

[1]) Raßmann, Nachrichten 101/2.

[2]) Berghaus, Wallfahrt, II, 135.

für eine Unzahl Zeitschriften kümmerlich sein Dasein fristen.[1]) Ohne ein festes Einkommen hatte er oft mit bitterer Not zu kämpfen. Da setzte er denn das Messer der Kritik an und schrieb Rezension über Rezension, oder er schickte die Muse aus, ihm den Brotkorb ins Haus zu tragen. Über seine an Entbehrungen reichen Tage singt er in einer Elegie:

„Eins doch heb ich hervor, mein Treiben in Münster! Dein Finger,
Heilige Vorsicht, rief hin mich, zu läutern mein Sein!
Preisgegeben der Sorge, der nagenden — wilder ihr Kamm schwoll,
Seit in der Wiege sich rasch, Säugling auf Säugling gehäuft!“ [2])

Diese traurigen Verhältnisse Raßmanns mußten auch ungünstig auf sein literarisches Schaffen einwirken. Statt daß sein ohnehin geringes Talent für lyrische Dichtung Zeit zum langsamen Ausreifen gefunden hätte, mußte er wie ein Tagelöhner Vers an Vers reihen, und so tragen denn auch fast alle seine Gedichte den Stempel des Handwerksmäßigen auf der Stirne. Ungeheuer ist ihre Anzahl; in den Spalten fast aller Zeitschriften Westfalens und der angrenzenden Gebiete finden sie sich, wohl eher bestimmt, den in damaliger Zeit nötigen lyrischen Schmuck zu liefern, als — gelesen zu werden. Es fehlt ihnen das innere Erlebnis, und diesen Mangel suchte der Verfasser zu ersetzen durch eine möglichst künstlerische Form, darum feilte er auch immer an seinen Gedichten herum, wie ein fleißiger Geselle an seinem Meisterstück. Er selbst hat sein Schaffen treffend gekennzeichnet, wenn er in einem Briefe von sich sagt: „Sie wissen ja, da ich kein ausgezeichneter Dichter werden kann, es mir nun Ernst geworden ist, wenigstens ein korrekter zu werden, und daß bei meiner vollständigen Sammlung jedem Produkte Hohn gesprochen werden soll, das nicht:

---

[1]) Die Zahl der Zeitschriften, an denen er mitarbeitete, betrug nach Steinmann (Leben 47) gegen 60.

[2]) Leben 12. Wie sehr die Armut ihn oft bedrückte, sagt ein Brief vom Jahre 1808 (14. Oktbr.), wo es heißt: „Alle meine Bemühungen, einen Thaler Geld ins Haus zu schaffen, waren gestern fruchtlos . . . . Was mein Sorgenjoch noch vollends drückend macht, ist der Umstand, daß unser Mitlagstisch seit einigen Tagen aufgehört hat, bevor wir nicht völlig zahlen. Könnten Sie mir von Herrn v. R. auch ein paar alte Mannskleidungsstücke ausmachen, so geschähe mir ein überaus großer Gefallen. Die Garderobe meiner Frau ist gleichfalls in der schlechtesten Verfassung, und die Kinder müssen den Sonntag wie in der Woche hergehen.“ (Leben 28.)

„Mancher Tag, manch tilgender Zug ausbessert, und zehnmal
Glättete, bis zu der Probe des sanft hingleitenden Nagels.“ [1])

Charakteristisch für Raßmanns dichterisches Schaffen ist seine Vorliebe für fremde, künstliche Versformen. Man denkt unwillkürlich an Platen, der ja auch oft den Mangel an Erlebnis durch glatte, vielgestaltige musikalische Form zu ersetzen suchte. Es gibt kaum eine Gattung der lyrischen Dichtung, in der Raßmann sich nicht versucht hätte — Lieder und Oden, Balladen und Romanzen, Epigramme, Idyllen und Elegien bringt er in buntem Wechsel und in verschiedenen Versformen, in Sonetten, Terzinen, Sestinen und mit besonderer Vorliebe in Trioletten. H. Heine sagt in einer Rezension von Raßmanns „Rheinisch-Westfälischem Musenalmanach auf 1823“ von der Dichtung des Herausgebers: „Raßmann gehört noch der Form nach der neueren Schule zu, doch sein Herz gehört noch der alten Zeit an, jener guten alten Zeit, wo alle Dichter Deutschlands gleichsam nur ein Herz hatten. Schon bei dem flüchtigen Anblicke der Gegenstände der literarischen Tätigkeit Raßmanns wird man innig gerührt durch seine Liebe für fremde Arbeiten und ein emsiges Hervorsuchen des fremden Verdienstes; lauter altfränkische Eigenschaften, die längst aus der Mode gekommen. In den Gedichten Raßmanns finden sich ganz ausgesprochen jene grundehrliche Gesinnung, liebreiche Betriebsamkeit und fast Hans-Sachsische Ausmalerei“.[2]) Heine muß in guter Laune gewesen sein, als er diese Kritik schrieb, denn sein Lob trifft nur auf den kleineren Teil von Raßmanns Dichtungen zu. Raßmann versuchte sich in allem Möglichen, so schrieb er 1806 elf Sonette, die, obwohl Raßmann Protestant war, als „Katholische Andachten“ mit Genehmigung des Generalvikariats gedruckt und zum Preise von 1 g. Gr. verkauft wurden.[3]) Doch wäre es ungerecht, bei einer Beurteilung von Raßmanns Wirken das Hauptgewicht auf seine lyrische Produktion zu legen. Seine Bedeutung liegt vielmehr auf anderem Gebiete — als literarischer Sammler, insbesondere für die westfälischen Lande hat er sich doch einige Verdienste erworben. Mit staunenswertem Bienenfleiße hat er Jahre

---

[1]) Leben 35.

[2]) Heines Werke (Elster) Bd. 7, 171—75.

[3]) Zwar ist Raßmann später zum Katholizismus übergetreten, doch beobachtet er über diesen Schritt seinen Freunden gegenüber beharrliches Stillschweigen, und auch sein Biograph (Steinmann) weiß uns nichts Näheres über die Beweggründe zu diesem Konfessionswechsel mitzuteilen. (Leben S. 22.) Der Übertritt erfolgte im Jahre 1825.

lang alle ihm zugänglichen Notizen über Leben und Werke der Münsterländer Schriftsteller zusammengetragen, auch nicht der kleinste Aufsatz in einer Zeitschrift oder Zeitung ist seinem Späherblicke entgangen. Ihm haben wir es zu verdanken, daß wir doch etwas unterrichtet sind über das literarische Leben des Münsterlandes in den Jahren 1760 bis 1820, im Hinblick auf diese Sammlungen kann man ihm mit etwas Übertreibung den Ehrennamen eines „westfälischen Goedeke" beilegen. Doch uns interessiert hauptsächlich seine Teilnahme an der periodischen Literatur Westfalens, und dieser Seite seines Schaffens wenden wir uns jetzt wieder zu.

Im Jahre 1770 hatte der Schleswiger Chr. Heinr. Boie den ersten deutschen Musenalmanach hinausgesandt in die deutschen Lande. Sein Unternehmen fand ungemeinen Beifall und zahlreiche Nachahmungen.

Schon war die Blütezeit dieser einst so überaus fruchtbaren Literaturgattung vorüber, schon kam der Almanach in jenes Stadium, wo nach einem Ausspruche Hebbels „der Goldschnitt, ja die Eigenschaft desselben, das Umblättern zu erschweren, das Beste an ihm war",[1]) da trat erst Westfalen mit einigen eigenen Musenalmanachen hervor. An Interesse für diese kleinen Taschenbücher hatte es zwar schon früher in Westfalen, besonders in Münster nicht gefehlt; dort lebten ja Sprickmann und Rothmann, beide vertraute Freunde Bürgers, der lange die Redaktion eines bedeutenden Musenalmanachs leitete, ja, Sprickmann, selbst ein Mitglied des Göttinger Hainbundes, war ein eifriger Mitarbeiter an den Almanachen von Voß, Boie u. a. Außer ihm hatten noch andere Westfalen Beiträge zu verschiedenen Musenalmanachen geliefert, so P. Fl. Weddigen, der Osnabrücker Klöntrup u. a. In den kunstsinnigen Kreisen unter der Regierung Fürstenbergs aber warb Sprickmann wohl eifrig Anhänger für die Veröffentlichungen der Freunde.[2]) Im Jahre 1798 hatten die Bergischen Lande ihren Musenalmanach erhalten in dem schon genannten „Bergischen Taschenbuch" Aschenbergs, doch erst 1801 erschien ein „Westphälisches Taschenbuch" und zwar in Minden,

---

[1]) Hebbels Werke (Hesse), XII, 226 f.

[2]) So hatte nach einem Subskribenten-Verzeichnis von 1776 der Voßsche Almanach in Münster 52 Abnehmer, eine Zahl, die nur von 5 deutschen Städten übertroffen wurde. Das Verzeichnis weist 1539 Bezieher auf in 39 Städten, darunter 209 in Hamburg, 100 in Göttingen, 82 in Würzburg, 80 in Berlin, 72 in Neubrandenburg, 60 in Breslau, 52 in Münster. Goedeke, Grundriß, VI. § 231 Nr. 4.

verfaßt, von Karl Gottlieb Horstig und Chr. Ulrich Freiherr von Ulmenstein.[1]) In dem kleinen Fürstentum Lippe blühten ja schon seit einem Jahrhundert Künste und Wissenschaften, und bedeutende Gelehrte, Schriftsteller und Künstler zierten den kleinen Hof zu Detmold. (Chr. Fr. Bach, ein Sohn des hochberühmten Johann Sebastian, zum Unterschied von seinen zehn Brüdern gewöhnlich der Bückeburger Bach genannt, Abbt u. a.) Nur zaghaft hatten die Herausgeber ihr Werk nach dem so verkannten Westfalen genannt. Der Prolog des Taschenbuches enthält eine gut gelungene Verteidigung ihrer Heimat:

„Aus Westphalen kommst Du, dem Lande der Schinken und Würste,
Armes Taschenbuch Du, wie wird es Dir wohl ergehen?
Kann aus Westphalen, dem feisten und wohlernährenden Lande,
Etwas kommen, was noch mehr als Körper verspricht?
Sind da die Menschen auch Menschen?
Sinds nicht vielmehr Troglodyten,
Ichthyophagen, und wie sonst man die Unthiere nennt,
Die an den Ufern der See Moräste und Sümpfe durchwaten,“ usw.

Das „Westphälische Taschenbuch“ aber soll dem Leser eine bessere Meinung von dem Westfalenlande beibringen, darum senden die Herausgeber es mit dem Begleitworte in die Welt:

„Gehe denn Büchlein! erzähle dem forschenden Ohre des Lesers,
Daß bey Westphälingern auch Glück und Zufriedenheit wohnt!“

Der Inhalt des Büchleins ist recht dürftig, der Löwenanteil fällt den Herausgebern zu, Horstig lieferte nicht nur Gedichte und Prosaaufsätze, er komponierte auch einige Lieder und entwarf die Kupfer.

Nun, da einmal der Anfang gemacht war mit der Herausgabe westfälischer Taschenbücher, folgte bald ein Almanach dem anderen,[2]) sogar der berühmte Göttinger Musenalmanach, den einst Bürger redigiert hatte, wurde nach Münster verlegt, allerdings um dort zu sterben. Selbst der letzte kaiserlich gekrönte Poet, Karl Reinhard, konnte den

[1]) Minden bei Heinr. Körber. Vergl. auch Goedeke, Grundriß, VIII. § 315. Nr. 32.

[2]) Z. B. das „Driburger Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen für 1811“, das Wilh. Ant. Ficker, Brunnenarzt in Driburg bei Wesener in Paderborn erscheinen ließ; vgl. Goedeke, Grundriß, VIII, § 315. II. 144 und das „Westphälische Taschenbuch. Ein Neujahrsgeschenk für gebildete Jünglinge und Jungfrauen“, herausgegeben von C. W. Spieker. Halle und Berlin 1809. Goedeke, Grundriß, VIII. § 315. II. Nr. 120.

Altersschwachen nicht vom Tode retten.[1]) An Stelle des Musenalmanachs ließ Reinhard im Jahre 1808 eine neue Sammlung erscheinen unter dem Titel „Polyanthea. Ein Taschenbuch für das Jahr 1807", mit Beiträgen von Boie, Overbeck, Julius Graf v. Soden, Karschin, Haug, Kl. Schmidt u. a.[2]) Einen eifrigen Fortsetzer seiner Tätigkeit auf dem Gebiete der Almanachliteratur fand Reinhard in Münster in Friedrich Raßmann. Diesen hatte er wohl schon während seines Aufenthaltes als Hofmeister beim Grafen Stolberg-Wernigerode kennen gelernt; nachdem er 1806 Göttingen verlassen, scheint er mit Raßmann einige Zeit in Münster zusammen gelebt zu haben.[3]) Von ihm mag auch dieser die Anregung zu seiner übereifrigen Wirksamkeit als Anthologe empfangen haben.

Im Jahre 1809 trat das literarische Leben in Münster in eine neue Ära. Am 4. Dezember dieses Jahres erreichte nämlich die preußische Staatsverfassung ihr Ende. Die städtischen Beamten wurden unter dem Ausdrucke der Zufriedenheit mit ihrer bisherigen Dienstführung ihres Amtes enthoben.[4]) Zahlreiche Beamte waren dadurch erwerblos geworden. Da versuchte denn, wer nur irgend konnte, sich durch schriftstellerische Tätigkeit etwas zu verdienen. Berghaus, dessen Vater auch Stelle und Einkommen verloren hatte, schreibt über jene Zeit: „Literarische Arbeiten wurden damals lebhaft betrieben, besonders die beiden Rezensieranstalten, die Literaturzeitungen von Jena und Halle und die „Göttinger Gelehrten Anzeigen" wurden ins Auge gefaßt. Auch brachten die Franzosen ein vielbewegtes Treiben in die Stadt Münster, und wirkten auf Buchhandel und literarisches Leben günstig ein. 1809 eröffnete Coppenrath einen großen Buch- und Kunstladen in einem Eckhause am Michaelsplatze, dem Rathause gegenüber. In eleganten Schränken aus Mahagoni-

---

[1]) Karl Reinhard (vgl. Allg. d. Biogr. 28. Bd. 64 5), innig befreundet mit Bürger, übernahm nach dessen Tode die Leitung des Bürgerschen Musenalmanachs. Bis 1806 erschien dieser in Göttingen, 1807 in Münster. 1804 war Reinhard vom Bürgermeister in Minden zum kaiserlichen Poeten gekrönt worden.

[2]) Münster bei Peter Waldeck. Mit einem Porträt und 5 Kupfern gezeichnet und gestochen von F. J. Riepenhausen und 2 Blt. Musik (in 12°). Vergl. Goedeke, Grundriß, VI. § 231, Nr. 3 und VIII. § 315. II. Nr. 103.

[3]) Allg. deutsche Biogr. 28. Bd. S. 65.

[4]) Vgl. Hülsmann, Geschichte der Verfassung der Stadt Münster von den letzten Zeiten der fürstbischöflichen bis zum Ende der französischen Herrschaft 1802—1813. (Münster 1905. Diss.)

holz standen die gangbarsten Bücher elegant gebunden oder auch broschiert, wie der französische Buchhandel sie lieferte, für den Coppenrath der erste Vermittler wurde."[1]) „Die Coppenrathsche Buchhandlung setzte sich bald in die Gunst des Publikums", sagt Berghaus,[2]) „und dann", fährt er fort, „unternahm sie auch die Herausgabe einer politisch-belletristischen Zeitschrift unter dem Namen „Echo", welche Friedrich Raßmann leitete, die aber nicht recht gedeihen wollte. Irrt der Wallfahrer (Berghaus nennt sich selbst stets so) nicht, so ist daraus später der „Westfälische Merkurius" entstanden." Diese Notiz ist bezeichnend für die große Aufmerksamkeit, die man damals schöngeistigen Bestrebungen auf dem Gebiete des Journalismus in Münster schenkte. Die Zeitschrift, die Berghaus anführt, ist allerdings im Jahre 1810 in Münster, aber bei Waldeck erschienen, sie hieß aber nicht „Echo", sondern „Eos", auch kann der „Westfälische Merkurius" nicht aus ihr entstanden sein, denn die „Eos" ging schon nach kurzem Bestehen ein, und der „Merkurius" wurde erst 1822 gegründet. Die vorhin erwähnte „Eos" ist wohl eher an Kürze ihrer Lebensdauer als an Glanz ihrer Erscheinung der rosenfingrigen Morgenröte zu vergleichen, nach der sie sich stolz nannte, und die sie als Titelvignette führte, denn sie bestand nur von April bis September 1810, und auch ihre Verbreitung wird keine große gewesen sein, denn es war nicht einmal am Erscheinungsorte ein Exemplar des Blattes mehr aufzutreiben. Es scheint fast, als hätte Raßmann geahnt, wie bald der Glanz seiner „Eos", wie auch so mancher andern von ihm später noch herausgegebenen Zeitschrift verblassen sollte, denn er hat in seinen verschiedenen Schriftstellerverzeichnissen den Inhalt seiner Schöpfungen sorgsam aufgezeichnet und so wenigstens eine oberflächliche Beurteilung der Organe heute noch ermöglicht. Schon aus diesen Inhaltsangaben gewinnt man den Eindruck, daß es dem Herausgeber vermöge seiner ausgedehnten Beziehungen und bei seinem unermüdlichen Eifer gelungen ist, zahlreiche Mitarbeiter der verschiedensten Lebensstellungen für sein Unternehmen zu gewinnen, und daß dem entsprechend die „Eos" an Mannigfaltigkeit der Beiträge nichts zu wünschen übrig ließ. Eine Prüfung des Blattes selbst erweckt den Eindruck, daß es sich bei besserer Unterstützung zu einer recht guten Zeitschrift hätte entwickeln können.[3]) Für den lyrischen Teil kommen außer Karl Müchler und der Mindener

---

[1]) Vergl. Berghaus, Wallfahrt, 10/12. — [2]) Ebd.
[3]) Ein vollständiges Exemplar stellte mir Herr Grevel zur Verfügung.

Dichterin Christiane Martini vor allem Adolf von Vagedes und Gottfried Bueren in Betracht. Vagedes, ein vielseitiger Mann, Dichter, Musiker und „Baukünstler“ in Münster, später in Düsseldorf, ist in fast allen Sammlungen, Taschenbüchern und Zeitschriften Raßmanns vertreten. Er steuerte nicht nur eine Unzahl Gedichte bei, er komponierte auch zahlreiche Lieder und entwarf die Kupfer.[1]) Ein Talent ganz eigener Art tritt uns in dem Richter Bueren aus Papenburg entgegen, der auch zu allen Blättern Westfalens zu Beginn des 19. Jahrhunderts Lieder, Balladen und Oden in französischer, englischer, lateinischer, hoch- und plattdeutscher Sprache lieferte. Ein Nachtgemälde von ihm, in dem er die Hexen im Wipperger Moor besingt, hatte, wie Levin Schücking erzählt, durch seine metrischen Kunstgriffe selbst die Bewunderung Heines erregt, wie denn die meisten Gedichte Buerens mehr Verskunststücke als empfundene Dichtungen sind.[2]) Auch der schon genannte Prediger Johann Christian Hermann Gittermann, ein tüchtiger Volksredner und wohlbewandert in der Heimatkunde, der als Herausgeber mehrerer Zeitschriften in der Geschichte des Journalismus in Ostfriesland rühmend erwähnt werden muß, arbeitete auch an allen westfälischen Organen seiner Zeit mit.[3]) Ebenso häufig begegnet uns in den Spalten fast aller Blätter des Münsterlandes der Vikar von Borghorst, Bernh. Jos. Ecker,[4]) der 1808 eine Gedichtsammlung „Telynische Versuche“ herausgegeben hatte. Von den Prosaaufsätzen seien erwähnt die Arbeiten von Professor Schlüter in Münster, von Pfarrer Niesert, sowie von G. Depping, Professor an der polymathischen Schule in Paris. Letzterer, ein geborener Münsteraner, lieferte neben allerlei gelehrten Aufsätzen Pariser Korrespondenznachrichten.[5])

---

[1]) Raßmann 151, I. 69, II. 132, III. 133, IV. 172. Goedeke, Grundriß VII. § 303. Nr. 51.

[2]) L. Schücking, Lebenserinnerungen, I. 40. Raßmann, Schriftstlr. 53. Goedeke, Grundriß VII. § 303. Nr. 38.

[3]) Allg. deutsche Biogr., IX, 204, Goedeke, Grundriß VII. § 303. Nr. 21.

[4]) Raßmann, Lex. S. 36, I. 16, II. 29, III. 23. E. Raßmann, Schriftstl.-Lex. S. 44. Goedeke, Grundriß VII. § 303. Nr. 37.

[5]) Die „Eos“ erschien wöchentlich dreimal jedesmal ein halber Bogen 4° zum Preise von 2 Rtlr. 12 g. Gr. der halbe Jahrgang. Vergl. noch das Inhaltsverzeichnis bei Raßmann, I. 46 ff., ferner die günstigen Rezensionen von Prof. Gurlitt (Hamburger Neue Zeitung 1810, Nr. 155). Hofrat Böttcher (Zeitung für die eleg. Welt, 1810, Nr. 189, Jenaer lit. Zeit 1813, Nr. 32. Erg.-Bl., Allg. Lit. Zeit 1821, Erg.-Bl., Goedeke, Grundriß VIII., § 314, Nr. 86.

Außer der „Eos“ gab Raßmann im Jahre 1810 ein Münsterisches Taschenbuch heraus, das er nach dem alten Namen der Stadt Münster „Mimigardia“ nannte. Die Mitarbeiter waren zum Teil dieselben, wie bei der „Eos“, einige neue kamen hinzu. Peter Cornelius, der bekannte Maler, ist mit drei Gedichten, darunter einem frischen Rheinliede vertreten. Einen Naturdichter führte Raßmann seinen Lesern in Möllmann aus Dinslaken vor, der seit seinem sechsten Jahre erblindet, von seinem Pfarrer, dem spätern Konsistorialrate Nebe in die Dichtkunst eingeführt wurde.[1]) Auch ein Gedicht des Danteübersetzers Philalethes „An die Dichterlinge“ hat sich in die „Mimigardia“ verirrt. Professor Schlüter steuerte drei Fabeln und ein Gedicht „Von einer empfindsamen Alten“ bei. Die „Mimigardia“ nahm auch die Jugendversuche Münsterländer Dichter und Dichterinnen gern auf. So enthält sie unter anderen einige Lieder von Katharine Busch, der Mutter Levin Schückings, die, nicht ohne lyrisches Talent, doch nur widerstrebend auf ihres Gatten Wunsch einzelne Gedichte im Musenalmanache erscheinen ließ. Die drei Lieder, welche in der „Mimigardia“ von ihr veröffentlicht wurden, hatte sie als sechzehnjähriges Mädchen gedichtet.[2]) Kreiten, der Biograph Annettes von Droste-Hülshoff ist der Ansicht, es sei nur der Abneigung der Familie zuzuschreiben, daß nicht auch die dreizehnjährige Annette eine fleißige Mitarbeiterin der „Mimigardia“ gewesen sei.[3]) Auffallenderweise enthält die „Mimigardia“ nichts weder von Sprickmann, noch von Fr. Leop. von Stolberg. Manche Mitarbeiter könnte man noch erwähnen, es ist eine bunte Reihe, verschieden nach Beruf, Weltanschauung und Fähigkeit. Es ist daher leicht erklärlich, daß sich manches Minderwertige in die

---

[1]) Über Möllmann vergl. den Artikel von Nonne im Westf. Anzeiger, Kunst und Wissenschbl. 1823, 27. Dezbr. „Lieder des blinden Konst. Möllmann“ erschienen 1823 in Essen bei Baedeker.

[2]) Levin Schücking, a. a. O. I. 16–20.

[3]) Kreiten, Anna Elisabeth, Freiin von Droste-Hülshoff, I. 48. Kreiten faßt sein Urteil über die „Mimigardia“ in die Worte zusammen: „Der Gesamteindruck, den das Büchlein hervorruft, möchte demjenigen gleich kommen, den man beim Durchblättern einer nicht gerade geschickt gemachten Blumenlese aus Geßner, Gleim, Uz, Lichtwer, Klopstock empfangen müßte, also der Geschmacksrichtung entsprechend, wie sie fünfzig Jahre früher im übrigen Deutschland Mode war.“ Weit besser kann man die „Mimigardia“ mit einem Ausspruch J. Pauls charakterisieren, der in seinen „Grönländischen Prozessen“ die zahllosen Almanache jener Zeit mit „Wäschestangen“ vergleicht, an denen „feine und grobe Hemden, Hosen und Unterröcke zugleich getrocknet werden“.

„Mimigardia“ eingeschlichen hat. Geradezu komisch wirken so manche Epigramme auf die Dichterlinge, die ohne Beruf den Parnaß besteigen wollen. Bedenkliche Zweideutigkeiten ohne Geist und Witz beeinträchtigen den Genuß an mehreren dieser lyrischen Erzeugnisse beträchtlich. Mit dem Jahrgange 1811 sollte der Prosa ein größerer Raum in den Spalten des Raßmannschen Almanachs eingeräumt werden, kurze Erzählungen, Arabesken, Gemälde sollten die Hälfte des Inhaltes bilden. Die „Mimigardia“ erschien aber nur noch für das Jahr 1811 und 1812.[1])

Wir haben Raßmanns Schaffen auf journalistischem Gebiete bis zum Jahre 1810 verfolgt, der Rest seiner Tätigkeit bleibt einer späteren Darstellung vorbehalten. Hier sei nur noch die Schilderung angefügt, die Berghaus, der ihn wohl oft geschäftig durch Münsters Straßen hatte eilen sehen, von ihm entwirft. Er schreibt: „Friedrich Raßmann, ein Protestant und Kandidat der Gottesgelehrtheit, lebte in Münster seit dessen Besitzergreifung durch die preußische Regierung. Er war klein, untersetzt, zur Korpulenz neigend, und wie die meisten starken Leute ein gemütlicher Mann. Daß er Verse machen konnte, sah man ihm gar nicht an. Er lebte in drückenden Verhältnissen. Mehr als einmal machte er den starken Anlauf, eine belletristische Zeitschrift zu gründen, aber der Versuch mißglückte jedesmal.“ [2]) Berghaus gibt auch die Gründe an, weshalb ein solches Unternehmen in Münster nicht gedeihen wollte. Die Konkurrenz der andern, auswärtigen Blätter war zu stark. Das „Tübinger Morgenblatt“, die „Leipziger Zeitung für die elegante Welt“ und das „Weimarsche Journal für Kunst, Luxus und Mode“ waren die Beherrscher des belletristischen Literaturmarktes“. [3])

Doch noch weit mehr als jene Konkurrenz der fremden Organe waren es die zahllosen Kriegswirren, die fortwährende Einquartierung, die oft mit Bedrückungen aller Art verbunden waren, und die immer drückender werdende Franzosenherrschaft, die in Münster so leicht kein Blatt aufkommen ließen. Die verschiedensten Nationen sah die Stadt in ihren Mauern, außer den Türken gäbe es wohl kaum ein Volk, so meint ein Zeitgenosse, das nicht mehr oder minder zahlreich dort ver=

---

[1]) Vgl. Goedeke, Grundriß VIII. § 315. II. Nr. 125.
[2]) Wallfahrt III. 52.
[3]) Berghaus. III. 52.

treten gewesen sei. Die Stadt glich seit Jahren einem Gasthofe, wo jeder aufgenommen und verpflegt wurde, aber außer den Schweden keiner zahlte.[1]) Ein weit gefährlicheres Hemmnis aber als alle Kriegswirren war für die meisten Zeitungen an kleineren Orten in damaliger Zeit ein eigentümliches Zwittergeschöpf der Journalistik, das je nach Bedarf wie ein Chamäleon die verschiedensten Farben zur Schau tragen konnte, bald politische, bald schöngeistige, bald ökonomische Artikel brachte — das Intelligenzblatt, von dem im folgenden Abschnitte ausführlich die Rede sein soll.

---

[1]) Hüffer Erlebtes. 46.

VI. Abschnitt.

Westfälische Intelligenzblätter.

Eine eigentümliche und doch dem Geiste des absolutistischen 18ten Jahrhunderts so recht entsprechende Form der Journalistik tritt uns in dem Intelligenzblatte entgegen. Ursprünglich nur als ein Mittel des Geschäftsverkehrs gedacht, spielte es bald, besonders an den Orten, wo keine andere politische Zeitung bestand, die Rolle, die sonst den politischen Blättern zukam, und verdient darum auch in einer Geschichte des Journalismus Erwähnung.[1])

Die Idee des Intelligenzblattes stammt aus Frankreich von dem Vater Montaignes; auf seine Anregung hin wurde bereits 1631 in Paris von dem Arzte Theophraste Renaudot ein „Bureau d'Adresse" gegründet, hauptsächlich zu dem Zwecke, den armen Arbeitslosen zu einer Stelle zu verhelfen.[2]) In dem Bureau lagen Listen auf, und wer eine Stelle zu vergeben hatte oder suchte, wer etwas kaufen oder verkaufen wollte, trug seinen Namen in diese Listen ein. Der eigentliche Zweck dieser Verkehrseinrichtung wurde erst erreicht, als die Eintragungen gedruckt wurden und so leichter zur allgemeinen Kenntnis gelangen konnten. 1663 erschienen sie zum erstenmale als „Feuilles du Bureau d'Adresse" und brachten es bald zu großer Verbreitung.

In Deutschland fand erst nach längeren Jahren das Beispiel der Franzosen Nachahmung, und zwar zuerst in Dresden, wo im Jahre 1721 ein Intelligenzkomptoir gegründet wurde.[3]) Das Intelligenzwesen gelangte

---

[1]) Eine Darstellung des Intelligenzwesens gibt Hjalmar Schacht (Grenzboten 1904 Nr. 23 u. 24); ferner Schwarzkopf „Übersicht über deutsche Intelligenzblätter" (Hannoversches Magazin 1801. Nr. 60/61) und Krünitz J. G. Ökonomische Encyklopädie oder allgem. System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirtschaft in alphab. Ordnung. Berlin 1782/1823.

[2]) Über Renaudot und sein Adreßbureau vergl. L. Geiger „Der erste Journalist" Gegenwart, Band 45. S. 119 f.

[3]) Schacht a. a. O.

schnell zu großer Blüte, indem die Fürsten und Regierungen sich seiner annahmen, weil es so recht in ihr ganzes Verwaltungssystem paßte. Einerseits nämlich ließ sich durch die Herausgabe des Blattes ein schönes Stück Geld verdienen, andrerseits unterstützte es wirksam die Zensurbehörde. Denn dadurch, daß man das Intelligenzblatt unter Zwangsabonnement herausgab, teilweise zu hohem Preise, verloren doch die meisten, die es halten mußten, die Lust, noch auf ein anderes teures Blatt zu abonnieren, und daß in das Intelligenzblatt selbst keine dem Staate und seinem Herrn mißliebige Zeile hineinkam, dafür glaubte man schon sorgen zu können. Um dem Intelligenzblatt die Existenz zu erleichtern, gewährte man ihm allerlei Vorteile, besonders das Privileg der Postfreiheit, man ließ ihm allein das Recht, die Anzeigen und Bekanntmachungen aller Behörden zu veröffentlichen, und — was das Wichtigste war — man suchte den Absatz durch Zwangsabonnement zu heben.

Von großer Bedeutung für die Ausbreitung der Intelligenzblätter und ihre Einführung auch in westfälisches Gebiet war es, daß der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen im Jahre 1727 den Plan faßte, den Intelligenzzwang in seinen Ländern einzurichten. Er wollte damit eine neue Einnahmequelle für das Potsdamer Waisenhaus, seine Lieblingsstiftung, schaffen und in einer Kabinettsordre an die Berliner Behörden (vom 6. Januar 1727) kündigte er seine Absicht an.[1] „Nachdem Wir in Gnaden resolviret, ein Intelligentz-Werck auf dem Fuß, — wie es in anderen Haupt- und Handelsstädten von Europa eingeführet — dem Publiko zum besten einrichten und zu dem Ende wöchentliche Frage und Anzeigungsnachrichten zum Druck bringen zu lassen, als befehlen wir Euch hierdurch in Gnaden, dieses löbliche Werck eures Orts mit zu befördern.“ 1727 erschien das erste preußische Intelligenzblatt in Berlin, im gleichen Jahre erhielten unter verschiedenen anderen auch die unserem Gebiete angehörenden Städte Duisburg und Minden ihre Intelligenzblätter.[2] Dieses Jahr ist also für die Geschichte des westfälischen Journalismus wichtig, oder sagen wir lieber verhängnisvoll gewesen, brachte es doch den preußischen Bestandteilen Westfalens den Intelligenzblattzwang, ein rechtes Danaergeschenk des Absolutismus.

---

[1]) Salomon a. a. O. I. 151 f. Der Erlös aus dem Betrieb der Intelligenzblätter kam häufig solchen Stiftungen zugute, z. B. in Mainz dem St. Rochus-Hospital.

[2]) Vergl. Salomon a. a. O. I. 151 52.

Denn es ist leicht erklärlich, daß nur in großen, verkehrsreichen Städten eine Zeitung mit dem so mannigfach privilegierten Intelligenzblatt in Wettbewerb treten konnte, solcher Städte aber gab es in Westfalen damals kaum, (vrgl. Abschnitt 1) und so blieb denn für die meisten Orte das Intelligenzblatt die einzige Zeitung.

Das in Duisburg auf königlichen Befehl wöchentlich einmal erscheinende Intelligenzblatt für das Herzogtum Cleve, das Fürstentum Mörs und die Grafschaft Mark führte den hochtrabenden Titel: „Wochentliche Duisburgische auf das Interesse der Commercien der Clevischen, Geldrischen, Meurs und Märkischen auch umliegender Landes-Orten eingerichtete Adresse und Intelligenz-Zettel“.[1])

Wie der ganze Plan dieses neuen Monopols auf dem Gebiete des Verkehrs und der öffentlichen Meinung einem schlau berechnenden Absolutismus sein Entstehen verdankt, so sind auch alle einzelnen Vorschriften, die in Preußen und auch wohl in anderen Ländern inbetreff des Intelligenzwesens erlassen wurden, vom Geiste des Absolutismus diktiert. Es sei erlaubt, einige dieser drakonischen Gesetze, wie sie für Preußen geltend waren, anzuführen, um eine Vorstellung davon zu geben, wie kleinlich man auf diesem Gebiete der staatlich bevormundeten Journalistik verfuhr, wie man die Presse, die doch mehr als jede andere literarische Erscheinung zu einer gesunden Entwickelung der erfrischenden Höhenluft der Freiheit bedarf, gleich einem störrischen Rekruten eindrillte und stets unter Polizeiaufsicht hielt.

Zunächst schon der lästige Abonnementszwang! Alle Kirchen, Kapitel, Stifter und Klöster (mit Ausnahme der Mendikantenklöster), die Gymnasien und Schulkollegien, alle Behörden und alle Beamten, die eine selbständige Amtsverrichtung hatten, die adeligen Besitzer, deren Verwalter und Pächter, die Ärzte, Wundärzte und Apotheker, sämtliche Innungen und Zünfte und die Juden waren zum Bezuge verpflichtet. In kleinen Städten war es gestattet, daß der Wundarzt und der Apotheker sich ein Exemplar zusammen hielten.

---

[1]) Nach einem Exemplar vom 7. Jan. 1766. Seit 1792 erschien es wöchentlich zweimal. (Becker 100). Das Duisburger Intelligenzblatt fand sich bei der Überführung der Duisburger Universitätsbibliothek nach Bonn vollständig vor. Auf Wunsch der städtischen Behörde blieb es, da es viele für Stadt und Umgegend wichtige und interessante Nachrichten enthielt, in der Duisburger Gymnasialbibliothek. Deicke, Kortum 24.

Die Bezugszahl bei Zünften und Innungen war auch peinlich genau festgesetzt, sie mußten nach der Zahl ihrer Mitglieder ein bis fünf, auch wohl noch mehr Exemplare halten und die Juden mußten mindestens zu drei Familien auf ein Exemplar abonnieren. Für einen bestimmten Bezirk wurde eine Bezugszahl festgesetzt, für die Unterbringung der Exemplare mußten die Behörden Sorge tragen.[1]) Der Preis für das „hochinteressante" Blatt betrug jährlich einen Taler. Wer vierzehn Tage mit der Zahlung des Abonnementsgeldes im Rückstand blieb, von dem wurde durch einen Exekutor der doppelte Betrag erhoben. Arme Zwangsabonnenten, zu denen man auch die Kirchen rechnete, zahlten die Hälfte des gewöhnlichen Preises. Als eine weitere Einnahmequelle kam hinzu, daß alle Verordnungen und Anzeigen nur im Intelligenzblatte erscheinen durften. Die Behörden wurden angewiesen, wöchentlich dem Postamte zu Duisburg ein genaues Verzeichnis der Geburten, Heiraten und Sterbefälle einzusenden[2]) und ebenso alle Anzeigen „von gerichtlichen und außergerichtlichen Verkäufen und Verpachtungen, von gestohlenen oder verlorenen Gegenständen, von verarbeiteten Waren und von sonstigen merkwürdigen Vorfällen" zu liefern. Bevor nicht diese Anzeigen im Intelligenzblatte gestanden hatten, durfte keine örtliche Bekanntmachung erfolgen. Die Einrückungsgebühr betrug 5 Stüber, und die Einsendung hatte franko zu geschehen. Am 4. November 1727 wurde sogar den Zeitungen „bei Verlust ihrer Privilegien verboten, Einsendungen aufzunehmen, die sich auch für das Intelligenzblatt eigneten", und am 24. September 1728 folgte eine weitere Verordnung, wonach „kein Aktus über gerichtliche und private Distractionen, Subhastationen, Vermiethungen und Verpachtungen von Mobilien und Immobilien, die von den Kanzeln

[1]) So sollten in den „kombinierten Provinzen Minden, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen 500 Exemplare reportiert werden". Die Bürgerschaft von Herford beschwerte sich in einer Eingabe (vom 17. Juni 1747), daß ihr mehr Intelligenzblattexemplare auferlegt würden, als sie benötige. Die Intelligenzkommission war auch der Meinung, daß diese Beschwerde nicht unbegründet sei, und daß das Halten der Intelligenzblätter „nach Art der Gazetten ein freiwilliges sein müsse". (M. St. A.) Stadt Herford Dez. II. 84.

[2]) In Herford verfügte 1732 die Intelligenzkommission: „bei 10 Rtlr. Strafe sind die gerichtlichen Notifikationen nebst der Brot-, Bier-, Fleisch- und Wolltaxe allwöchentlich accurater einzusenden, oder es ist zu gewertigen, daß allemal die darauf gesetzte Strafe ohne Weiteres Nachsehen vermittels Exekution eingetrieben wird." (M. St. A.) Stadt Herford. Dez. II. 81 Verf. vom 13./12. 1732.

oder mittelst Ausruf bekannt gemacht worden seien, desgleichen über Notifikationen bei Konkursen, Citationen der Kreditoren, Ausgleichung von Depositengeldern u. s. w. gültig sein sollten, wenn sie nicht durch das Duisburger Intelligenzblatt bekannt gemacht seien".

Geschah die Einrückung von Bekanntmachungen der Behörden nicht in der vorgeschriebenen Form, so traf den Einsender eine Strafe von einem Goldgulden.[1]) Auch für Steckbriefe und ähnliche Bekanntmachungen der Sicherheitspolizei mußten die Einrückungsgebühren gezahlt werden; für die Bekanntmachungen ausländischer Gerichte wurde erst dann liquidiert, wenn der betreffende Verbrecher in Haft gebracht war. Die Anzeigegebühren, die für Edictalcitationen und Steckbriefe wegen aus Gefängnissen oder auf dem Transport entsprungener Gefangenen zu zahlen waren, hatte der zu leisten, „der es an der nötigen Wachsamkeit hatte fehlen lassen", und die Kosten für Anzeigen von Diebstählen mußte der Bestohlene entrichten.[2])

Das Publikum war nicht sehr erfreut über die ihm aufgezwungene Verkehrserleichterung und suchte sich möglichst dem Inseratenzwange zu entziehen, und die frühere Art der mündlichen Bekanntmachung von der Kanzel blieb doch noch vielfach bestehen. Welche Unannehmlichkeiten und Scherereien die Benützung des Intelligenzblattes verursachte, geht schon daraus hervor, daß 1802 ein eigener Führer für „Intelligenzblätterkunde" erschien.[3])

---

[1]) 1730 wurde in Minden verfügt, daß von jeder Kirche „die Abnahme ihrer Kirchenrechnungen und wenn sonst etwas vorfallen sollte, sowohl die Changierung ihrer Prediger und sonstiges dem Intelligenzblade einfließen und inseriert" werden sollte. M. St. A. (Stadt Herford. Dez. II. 81. Verf. v. 7. Juli 1730.)

[2]) Diese Zusammenstellung der in Preußen bezüglich des Intelligenzblattes geltenden Bestimmungen im wesentlichen nach Becker: „Anfänge der Tagespresse in Dortmund". Seite 98 ff.

[3]) Im „Westfälischen Anzeiger" (1803 Seite 1183) findet sich folgende Anzeige: „Alle diejenigen, welche in öffentlichen Blättern etwas bekannt machen wollen und einige Schwierigkeit haben, können sich folgenden Büchelchens, welches in allen Buchhandlungen für 18 Groschen zu haben ist, mit Nutzen bedienen: „Intelligenzblätterkunde für den nicht unterrichteten Privatmann, enthaltend eine Beispielsammlung der vorzüglichen Intelligenzartikel, eine kurze Anleitung, sie richtig abzufassen und ein alphabetisches Verzeichnis der bekanntesten Intelligenzexpeditionen, welche Anzeigen annehmen." Das Buch hat nach einem handschriftlichen Vermerk in einem Exemplar der Dresdener Bibliothek (Schacht a. a. O.) den Subrektor Stiebnitz, nach Goedeke (Grundriß VIII. § 314 I. n.) J. von Schwarzkopf zum Verfasser.

Da natürlich der Inhalt der Blätter, der ja anfangs fast nur aus Anzeigen bestand, sehr mager war, suchte man durch Berücksichtigung anderer interessanterer Gebiete das Intelligenzblatt genießbarer zu machen. In Duisburg wurden die Professoren der dortigen Universität angehalten, dem Blatte „Sachen, die kuriös zu lesen", zu liefern, aber auch diese Beiträge waren doch für den sehr gemischten Leserkreis oft wenig passend, und darum hielt man sich in Duisburg lieber die Kölner Zeitungen.[1]) Doch brachten die Duisburger Intelligenzblätter auch recht schätzenswerte Artikel, z. B. Lebensbeschreibungen berühmter Männer des Bergischen Landes. Zu den eifrigen Mitarbeitern gehörte auch der Dichter Withof in Duisburg. Mehrfach kamen die gelehrten Herrn in Konflikt mit der strengen Zensur. So erzählt Heinr. Daniel Stosch in seinem „Reisejournal" (1740/42) einen ergötzlichen Fall: „Anno 1740 in der Nummer vom 2ten Februar hatte der Professor der Theologie, Christian Raab, in dem Intelligenzzettel sehr heftig auf einige Potentaten losgezogen und insbesondere den verstorbenen König in Polen als den schrecklichsten Ehebrecher heruntergemacht, dessen Seele jetzt in der Hölle brenne"; der Intelligenzzettel wurde konfisziert, und Raab für einige Zeit seiner Stelle entsetzt. Doch wurde er dadurch nicht geheilt. Kaum wieder im Amt, nannte er in der Ankündigung seiner Vorlesungen seine Widersacher „Werkzeuge des Satans, die seiner Freiheit in Christo wie Pauli falsche Brüder nachspürten".[2])

Im Jahre 1763 zugleich mit der Stadt Leipzig erhielten auch die fürstbischöflich Münsterischen Lande ihr Intelligenzblatt durch Gründung des „Münsterschen Intelligenszettels". Wir sahen schon oben, daß in Münster in den vierziger Jahren ein periodisches Blatt erschienen sein soll, über dessen Dauer sich aber Genaueres nicht feststellen läßt. In der Folgezeit hören wir nichts von einer Neugründung, erst die Verhandlungen und Prozesse, die der Einrichtung des Intelligenzblattes

[1]) Salomon a. a. O. I. 162. Der Professor der Theologie J. P. Berg aus Duisburg steuerte gelehrte Artikel über orientalische Sprachen bei, so z. B. 1766 Beiträge zu einer genauen Bestimmung des eigentlichen und wahren Sinnes des Wortes [illegible] (2. Mos. 23) und einer Reihe anderer Aufsätze über biblische Fragen. (Vergl. Blätter für Bergische Gesch. II. Bd. 266.)

[2]) Zeitschr. des Bergischen Geschichtsvereins. Jahrg. 1879, S. 213; C. A. Kortum, Arzt in Mülheim an der Ruhr, lieferte mehrere Aufsätze zum Duisburger Intelligenzblatte (in den Jahren 1769—76). So z. B. „von der wunderbaren Wirkung eines Schreckens", vergl. Deicke, Kortum 24.

folgten, werfen einiges Licht in das Dunkel der Münsterischen Zeitungsgeschichte.[1])

Seit längeren Jahren betrieb der Buchbinder Wilh. Aschendorff in seinem Hause an der Bergstraße in Münster einen schwunghaften Buchhandel. Der rührige Geschäftsmann versuchte nun auch sein Glück auf journalistischem Gebiete, das um jene Zeit in Münster wahrscheinlich völlig brach lag.

In einer Eingabe an das sede vacante Domkapitel (vom Jahre 1801)[2]) erwähnt nämlich Aschendorff junior, daß sein Vater unter der Regierung des Kurfürsten Klemens August (1719—1761) eine Zeitung und zwar in deutscher und französischer Sprache herausgegeben habe, da er aber bei dem Unternehmen nicht auf seine Kosten gekommen sei, habe er das Blatt bald wieder eingehen lassen.[3])

Da Aschendorff sen. damals noch keine eigene Druckerei besaß, so war er genötigt, seine Zeitung auf eine fremde Presse zu geben. Aus einem Vergleiche, den er einige Jahre nach der Gründung des Intelligenzblattes (1766) mit einem Konkurrenten schloß,[4]) geht hervor, daß die Zeitung in der Koerdingschen Buchdruckerei gedruckt wurde. Leider hat sich von dieser, wahrscheinlich ersten Münsterischen Zeitung im eigentlichen Sinne kein einziges Blatt erhalten.[5]) Daß Aschendorff seine Zeitung in zwei Sprachen abfaßte, ist für jene Zeit nicht auffällig. Nicht nur sind damals, wo ja das Französische vielleicht meist die Umgangssprache der feineren Kreise war, französische Zeitungen in kerndeutschen Städten eine

---

[1]) Die Darstellung des Münsterischen Intelligenzwesens beruht fast ausschließlich auf handschriftlichem Material, das zum Teil auf dem Kgl. Staatsarchiv zu Münster liegt, zum Teil sich im Besitze des Herrn Anton Hüffer, Mitinhaber der Aschendorffschen Buchhandlung, befindet, der es dem Verfasser in liebenswürdigster Weise zur Verfügung stellte.

[2]) M. St. A. (Geh. Cab. Reg. P. XXIII. B. 1) und A. H. In dieser Eingabe stattete er auf Anfrage des Domkapitels, wie es bei früheren Sedisvakanzen mit dem Intelligenzblatt gehalten worden wäre, Bericht ab über die Verhältnisse vor Gründung seines Intelligenzblattes, also vor 1763.

[3]) Zur Geschichte der Aschendorffschen Buchdruckerei vgl. Nordhoff, Zeitschr. fr. v. Geschichte u. A. Bd. 39 S. 178 f.

[4]) M. St. A. (Geh. Cab. Reg.) P XXIII, B. 1.

[5]) Wenigstens waren alle Nachforschungen in den Münsterischen Bibliotheken und Archiven, wie auch bei den Verlegern, besonders der alten Koerdingschen Buchhandlung (jetzt Regensbergsche Buchhandlung und Verlagsanstalt) ergebnislos. Der Name Koerding durchlief die verschiedensten Varianten.

von der Geschichte der Journalistik öfter verzeichnete Erscheinung — sondern auch Zeitungen in beiden Sprachen zugleich kamen häufiger vor.[1]) Auch in Münster scheint damals die französische Sprache in den besseren Kreisen ziemlich verbreitet gewesen zu sein. Der Kurfürst selbst bediente sich ihrer meist in seiner Korrespondenz und sein Beispiel fand wohl auch Nachahmung, wie ja die Schriften des schon genannten Gelehrten und Redakteurs der ersten schöngeistigen Zeitschrift in Münster, Chr. Bernh. Joseph Schücking zeigen.

In dem erwähnten Schriftstücke Aschendorffs an das Domkapitel berichtet dieser, daß nach dem Eingehen der deutsch-französischen Zeitung seines Vaters, „ein gewisser Böse ein Intelligenzblatt in der Stadt Münster herausgegeben, bald aber das Geschäft verlassen habe, weil das Blatt keinen hinreichenden Absatz hatte."[2]) Von diesem Blatte sind uns einige Exemplare durch Zufall erhalten geblieben, aus denen wir das Wissenswerteste über seine Einrichtung und Dauer ersehen können. In den unter dem Titel „Chronicon Lisbornense" gesammelten Aktenstücken[3]) (im Besitze des Vereins für westfälische Geschichte und Altertumskunde in Münster) fanden sich unter mehreren interessanten auswärtigen Zeitungsblättern einige lose Exemplare eines „Churfürstlich Gnädigst Privilegirten Münsterischen Intelligentz und Avis Zettuls".

Das älteste Blatt trägt das Datum vom 12. Juli 1740 und hatte für den Sammler besonderes Interesse, weil es die Mitteilung des merkwürdigen Testamentes eines zu Amsterdam gestorbenen reichen Juden Pinto enthielt. Außer diesem Blatte finden sich noch vor die Nummern vom 4. Juli 1752, vom 19. August 1756, vom 4. Februar 1757,

---

[1]) So erschien in Erlangen die „Erlanger Zeitung" französisch und deutsch, die deutsche unter dem Titel: „Auszug aus der neuesten Weltgeschichte", redigiert von Professor Joh. Gottfr. Groß, der vor den Toren Nürnbergs wohnte und gelegentlich, wenn man ihn wegen zu freier Schreibeweise fassen wollte, sich in die Reichsstadt flüchtete, die französische unter dem Einflusse des Universitätskanzlers Superville, beide in Ton und Gestalt so preußenfeindlich wie nur möglich. Droysen, die Zeitungen im Zeitalter Friedrichs des Großen. (Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde. 13. Jahrg. (Berlin 1876 S. 9 ff.)

[2]) A. H.

[3]) Diese Sammlung verdanken wir dem letzten der Liesborner Chronisten, dem P. Threll. Vergl. Nordhoff, die Chronisten des Klosters Liesborn. Zeitschrift f. westf. Gesch. u. A. Bd. 26. S. 177—272. Die Sammlung (13 Quartbände) enthält verschiedenartige Dokumente gedruckt und ungedruckt.

vom 26. Juni 1759. Die beiden Nummern von 1756 und 1759 geben auch den Verleger an. Auf dem letzten Blatte steht nämlich die Notiz: „Das Intelligenzcomptoir befindet sich bei Joseph Böse“, es handelt sich also hier um jene von Aschendorff erwähnte Zeitungsgründung. Der Inhalt besteht aus politischen Neuigkeiten, die wohl zum größten Teil aus anderen Zeitungen abgedruckt wurden, und aus Anzeigen von Versteigerungen, Brottaxen und drgl., nach Art der Intelligenzblätter. Die Nachrichten in der ältesten Nummer sind von verschiedenen Städten und unter verschiedenem Datum; so wird aus Lissabon vom 24. März berichtet: „Das Inquisitionstribunal oder sogenannte Sancto Officio hat eine Versammlung in dieser Stadt gehalten, und einen Actum fidei vorgenommen, bey welchem 25 Manns und 24 Weibspersonen verurtheilet, worunter einer der ersten lebendig verbrannt, und die andern außgepeitscht und verwiesen worden. Den 18. sind 226 Portugiesen, welche P. P. Trinitatis zu Algier rancioniret an Bord eines Schwedischen Schiffes angekommen, welche als gestern in einer Prozession in der heiligen Dreyfaltigkeits Kirche Gott für ihre Befreiung auß der Sclaverey den öffentlichen Dank abgelegt.“ Unter Haag 6. Juli findet sich dann das erwähnte Testament des Juden Pinto. Die anderen Nummern bringen mannigfache Berichte von nah und fern.[1])

Von Interesse sind die Kriegsnachrichten aus den westfälischen Landen zur Zeit des Siebenjährigen Krieges, die teilweise ziemlich ausführlich sind und von Augenzeugen herzurühren scheinen. Infolge der unglücklichen franzosenfreundlichen Politik des Kurfürsten Klemens August wurde ja der dritte Schlesische Krieg in seine Länder hinübergespielt und das Münsterland, besonders die Hauptstadt Münster hatte viel unter dem Kriegselend zu leiden. Schon im Anfang des Jahres 1757

[1]) So wird aus Wien von „Reiger-Peitzen, an denen sich die Kaiserlichen Mayestäten erlustigt“, berichtet, dann fast anekdotenhafte Begebenheiten aus der Umgegend erzählt, so z. B. von Düsseldorf vom 30. Juni, wo „ein Tabakshändler und ein Linnenweber jüngst zu Derendorf, einem Dorfe in der Nähe der Stadt, im Wirtshause der Stadt Münster genannt, sich in das 101. des Buches der vier Königen so tieff verirret, daß keyner von beyden das Quartier wieder zu finden wußte, biß der Weber s. v. Hosen und Strümpfe darbey eingebüsset, und in solcher Positur genöthiget wurde, das Nachtlager zu suchen, welches ihm aber die Seinige, (die denselben einen Poltergeist, nicht dem Hauß-Meister zu sein vermeinete) verweigerte und also die ganze Nacht unter bloßem Himmel zubringen mußte“. Münsterscher Intelligentz und Aviszettul 1752 Stück 51.

wurden die Festungswerke Münsters ausgebessert, und einige Regimenter Franzosen dorthin in Garnison gelegt. Nach deren Vertreibung durch Herzog Ferdinand von Braunschweig wurde die Stadt am 25. März von den Alliierten besetzt und vom 9.—27. Juli von einem französischen Heere belagert.

Am 27. Juli eroberten die Franzosen die Festung, und vom 10. August an beschossen die Alliierten die Stadt.[1]) Die Nummer des „Intelligenzzettuls" vom 26. Juni 1759, die letzte, die uns erhalten ist, bringt ausschließlich Berichte vom Kriegsschauplatze, vornehmlich aus Westfalen. Wir dürfen wohl annehmen, daß mit diesem Jahre, vielleicht mit der ersten Belagerung der Stadt (9.—27. Juli 1759) das Intelligenzblattunternehmen Joseph Böses sein Ende erreichte. Dafür spricht neben der Erwägung, daß die unruhigen Zeiten wenig günstig für den Druck und Vertrieb einer Zeitung sein mußten, auch eine im Jahre 1759 in der kurfürstlichen Hofdruckerei bei Wittib Nagel im Zeitungsformat erschienene Schrift, die den Titel führt: „Warhaffte und ausführliche Beschreibung desjenigen, was sich seit der Belagerung der Stadt und Vestung Münster merkwürdiges zugetragen, nebst einigen Umständen, die sowohl vor, als nach der Belagerung sich ereignet haben"[2]) und die vielleicht eine fehlende Zeitung ersetzen sollte.[3]) Jedenfalls bestand bei dem Beginne der Sedisvakanz

---

[1]) Die erste Belagerung fand vom 9.—27. Juli 1759 durch die Franzosen, die zweite durch die alliierten Truppen unter Imhof und Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe im September und November 1759 statt. Vgl. Erhard, Geschichte Münsters (Münster 1877) S. 586/88. Vergl. ferner einen Artikel in der Zeitschrift „Westphalen und Rheinland" (II. Jahrgang, 23. und 52. Stück) „Chronik von Münster während des siebenjährigen Krieges" mitgeteilt von Fhr. Leop. v. Hohenhausen. (Verfasser der Chronik Joh. Ignatz Maria Zum Brinke).

[2]) Exemplar im Chronicon Lisbonense.

[3]) Der „Münstersche Schreib- und Geschichtskalender, gedruckt und zu finden bei der Wittib Nagel, für das Jahr 1760" enthält einen Bericht über die Kriegsereignisse unter dem Titel: „Fortlaufende Beschreibung des gegenwärtigen Krieges in Teutschland und eine Monographie der ersten Belagerung Münsters unter der Überschrift: „Münster den 27. July 1759. In den Tägen, in welchen Münster und seine Citadelle von dem Corps deß Marquis D'armentiers investiret und belagert wurde, hat man folgende Vorfälle wahrgenommen." Am Schlusse dieser Beschreibung steht die Bemerkung, daß die Capitulationspunkte noch nicht bekannt seien, aber das nächste Intelligenzblatt ihren wesentlichen Inhalt geben könne (Münst. Stadtarchiv N. R. 202). Nach gütiger Mitteilung des Herrn Reg. Hupperts. Es kann aus diesen Angaben wohl geschlossen werden, daß das Intelligenzblatt Böses 1759 noch bestand und bei Wittib Nagel gedruckt wurde.

nach dem Tode des Kurfürsten Klemens August (die vom 6. Februar 1761 — 16. September 1762 währte) das Intelligenzblatt Böses nicht mehr, denn Aschendorff hebt in seiner mehrfach erwähnten Eingabe ausdrücklich hervor, daß Münster während jener Sedisvakanz überhaupt keine Zeitung hatte. So lange noch die Kriegsfurie in dem Hochstift wütete, wagte niemand eine neue Zeitung zu gründen, denn der Krieg hatte das platte Land verwüstet, die Städte hart mitgenommen, und durch die vielen Kontributionen und Einquartierungen war die Schuldenlast des Landes ins unerschwingliche gestiegen; „alles Geld war aus dem Verkehr geschwunden, Gewerbe und Handel lagen darnieder und wer Kapitalien besaß, wollte sie, bei der Gefahr sie zu verlieren, zu keiner Unternehmung gebrauchen".[1])

Dies alles wurde anders, als nach Beendigung der Kriegswirren der tatkräftige Minister Freiherr Franz von Fürstenberg im Jahre 1762 mit fester, kundiger Hand die Zügel der Regierung im Fürstentum Münster ergriff. Durch sein unermüdliches Wirken hob sich der Wohlstand des Landes, das geistige Leben des Münsterlandes nahm, wie wir schon ausführten, einen neuen Aufschwung, und auch für Buchdruck und Buchhandel begann eine neue Blüteperiode. Aschendorff erweiterte sein Geschäft durch den Ankauf der Nagelschen Buchdruckerei, die laut Kaufvertrag vom 13. September 1762 nebst den Privilegien und Bücherbeständen in seinen Besitz überging.[2])

[1]) W. Esser, Franz v. Fürstenberg S. 19.

[2]) Der von Nordhoff (Denkwürdigk. 154) erwähnte Joh. Chr. Nagel war aus Sachsen nach Münster gekommen, und legte dort, nachdem er zum Katholizismus übergetreten auf Grund eines bischöflichen Privilegs 1699 eine Druckerei in Warendorf an, die er später nach Münster verlegte. Als Inhaber dieses Geschäftes erscheinen nach Joh. Chr. Nagels Tode seine Witwe Kath. Maria Nagel geb. Todt. (bis 1725), dann deren Sohn Joh. Nik. Nagel bis 1745 und von 1746 dessen Witwe Anna Chr. Nagel geb. Todt. (A. H.) H. Hüffer berichtet über die Nagelsche Druckerei folgendes: „Trotzdem die Raeßfeldsche Buchdruckerei von dem sede vacante regierenden Domkapitel die Versicherung erhalten hatte, daß neben ihr keine andere privilegiert werden solle, erteilte der Bischof (Friedrich Christian im Jahre 1700) seinem Hofbuchdrucker J. N. Nagel das Privileg zur Anlegung einer Druckerei in Münster. Bei eintretender Sedizvakanz wurde diese Druckerei vom Domkapitel geschlossen. Dasselbe Geschick traf sie während des siebenjährigen Krieges, „weil die damalige Besitzerin, wie H. Hüffer berichtet, einen Zusammenstoß mit dem kommandierenden hannöverischen Kommandanten hatte". Vergl. Hüffer, Erlebtes 3. Vergl. auch Nordhoff (Denkwürdigkeiten) 154. Eine genaue Geschichte der Nagelschen Buchdruckerei fehlt uns.

Während der Sedisvakanz wurde dem Aschendorff das Privileg zu einer Druckerei verliehen „mit Beding und Vorbehalt, daß er die zu drucken vorhabenden Bücher vorhero, als die geistlichen einem geistlichen Vicario Generali in Spiritualibus, die weltlichen aber dem Geheimen Rath zur Untersuchung (ob darinnen etwas zum Nachtheil der Religion oder des Staates enthalten) zu praesentiren und darüber erhaltene Approbation denen auflegenden Büchern vordrucken zu lassen, schuldig und gehalten sein solle".[1])

Nun, da Aschendorff im Besitze einer eigenen privilegierten Presse, für die Herstellung einer Zeitung nicht erst eine fremde Druckerei in Anspruch nehmen mußte, konnte er sich von einem solchen Unternehmen mehr Erfolg versprechen als sein Vater gehabt hatte. Als er daher ein Dankschreiben für die Bestätigung seines Privilegs an den Kurfürsten richtete, verband er damit die Bitte, ihm die Herausgabe, eines Intelligenzblattes zu bewilligen.[2]) Das Blatt sollte genau „nach dem in benachbarten hannövrischen Landen gebrauchten Formular" eingerichtet werden.[3]) „Um einen sothanen Intelligenz-Zettel mehr zu accreditiren und in Ruf zu bringen", meint Aschendorff, „werde es ein merkliches beitragen, wenn der Churfürst gestatte, nach Zeit und Gelegenheit, vorab bei Abgang anderwertiger Materie, einen kurz gefaßten Zusammenhang und Auszug einiger auswärtigen, aus einer und anderen privilegirten Zeitung herzunehmender Neuigkeiten beizusetzen." Da es Aschendorff bekannt war, mit welchem Mißtrauen man damals oft die Zeitungen,

---

[1]) A. H.

[2]) Nach Nordhoff (Zeitschr. f. v. G. u. A. Bd. 39/178) hatte der Kurfürst dem Aschendorff bei Bestätigung des Privilegs die Bedingung gestellt, periodisch ein Intelligenzblatt herauszugeben, nach den Akten ging aber die erste Anregung von Aschendorff aus.

[3]) M. St. A. (A. N. Z. Oberpräsidium 40.) In Hannover hatte 1750 der Hofgerichtsassessor und Landsyndikus Alb. Christ. von Wüllen ein Intelligenzkomptoir auf eigene Kosten ins Leben gerufen, als dessen Organ er vom 29. Juli 1750 an ein zweimal wöchentlich erscheinendes Blatt herausgab, unter dem Titel „Hannoversche Anzeigen von allerhand Sachen, deren Bekanntmachung dem gemeinen Wesen nötig und nützlich." Auch eine gelehrte Beilage war mit dem Blatte verbunden, die „Hannoverschen Gelehrten Anzeigen". Von Wüllen hatte mit seinem Unternehmen ein glänzendes Geschäft gemacht, seine Einahme wird für mehrere Jahre je auf 1000 Dukaten veranschlagt. Vgl. Kuntzemüller, die Hannoversche Zeitungspresse, Preußische Jahrbücher, Bd. 94, S. 425—453.

und selbst die Intelligenzblätter in maßgebenden Regierungskreisen betrachtete, versprach er in einer neuen Eingabe, „daß er sich äußerst und angelegentlichst dahin bestreben werde, damit durch das Blatt durch Unvorsichtigkeit nicht der geringste Schaden und Argwohn veranlaßt werde . . . und daß er vorzüglich darauf achtgeben werde, daß in seinem Blatte nichts Aufnahme fände, was auch nur von weitem zum ungleichen Nachdenken den dummesten Stoff oder Anlaß in oder außerhalb dieses Landes geben möchte“.[1])

Der damals in Bonn weilende Kurfürst forderte nun ein Gutachten des Geheimen Rates wegen der Intelligenzblattgründung.[2]) Dieser befürwortete das Unternehmen, weil dadurch das Geld, das jetzt für fremde Zeitungen ausgegeben werde, im Lande bliebe.[3]) Daraufhin traf denn die Genehmigung von Bonn aus ein. Das Privileg,[4]) datiert vom 17. März 1763, enthielt auch die wichtigsten Bestimmungen über das Intelligenzblatt. Neben den Anzeigen durfte es „aus privilegirten Zeitungen kurzausgezogene ansonst unverfängliche newe Zeitung bringen“. Alles und jedes, was Aufnahme finden solle, mußte vorher dem Geheimen Rat zur Begutachtung vorgelegt werden. Von einem jeden Abdruck sollte Aschendorff ein Exemplar „an den geheimen Rath, Hof-Raths Dicasterie und Hof-Kämmerer praesentiren und alles, was auf des Geheimen Raths Geheiß in Causis publicis geschieht, ohnendgeldlich dem Intelligenzblatte eintragen, alles bei Verlust des Privilegs und bei Vermeidung anderer scharfer Ahndung.“ Am 23. März wurde dann in einem „Avertissement“ das Intelligenzblatt angekündigt. Unter dem Titel „Münsterisches Intelligenzblatt“ sollte es Dienstags und Freitags in Quartformat erscheinen. Das Intelligenzkomptoir befand sich bei A. W. Aschendorff, der Preis des Blattes betrug für solche, die es in der Stadt abholen ließen, jährlich zwei Reichstaler, Auswärtige zahlten für Porto und Couvert jährlich 18 Schilling 8 Pfg. mehr. Wer Abonnent war, hatte das Recht, „seine Avertissements unentgeltlich dem Intelligenzblatte einrücken zu lassen“, doch „sollten Auswärtige Commissionen franko geschickt werden!“[5]) Diese Bestimmungen und Bezugsbedingungen waren im Vergleich mit den in Preußen geltenden

---

[1]) A. H. [2]) A. H. [3]) A. H.

[4]) A. H, und M. St. A. (Geh. Cab. Reg.) P. XXXIII. B. a. 7.

[5]) Vgl. Avertissement und A. H.

sehr günstig, von einem Zwangsabonnement war vorläufig noch keine Rede; und trotzdem war das Intelligenzblatt, wie an vielen anderen Orten, wo es eingeführt war, auch in Münster einer der Faktoren, die das Zustandekommen eines Preßwesens in modernem Sinne für mehr als 50 Jahre hemmten. Wie häufig die Zeitungsverleger in damaliger Zeit für ihr Privileg harte Kämpfe mit neidischen Wettbewerbern zu bestehen hatten, so mußte auch Aschendorff bald nach der Gründung seines Blattes in einem längeren Prozeß sein Privileg verteidigen.

Kurze Zeit nämlich, nachdem er mit der Herausgabe des Intelligenzblattes begonnen, richtete ein „Zeitungsschreiber" aus Münster, namens Joseph Böse, ein Gesuch an den Kurfürsten, worin er um die Erlaubnis bat, einen Auszug aus privilegierten Zeitungen zweimal wöchentlich erscheinen lassen zu dürfen. Dieser Böse ist offenbar derselbe, den wir schon als Herausgeber einer Zeitung in Münster kennen lernten, denn er legte in der Begründung seines Gesuches dar, „daß er ehemals dahier das Intelligenzblatt mit größter Mühe und Kosten eingeführt, auch lange Jahre Bürgerlasten getragen und dem Publiko vor und bey verflossenen unglücklichen Zeiten mit eigener Lebensgefahr in Feuersnöthen und anderen Umständen sich ganz dienstbar bezeiget, durch die leidige Kriegsunbilden aber genöthigt worden sei, Stadt und Land zu räumen, zu welcher Zeit jedoch der Kaiserliche General-Major von Ketteler die Gnade gehabt habe, ihn bis daher zu unterhalten. Nun aber, wo der Gott dem Vaterlande Frieden und einen gütigen Landesherrn gegeben habe, hoffe er, daß ihm der Kurfürst sein ehemaliges Nahrungsmittel in seinem Alter zu seinem und seiner Frau und Kinder Unterhalt nicht rauben und ihm die Privilegien, die ihm Clemens August gnädigst verliehen, wieder bestätigen werde." [1]) Eine Notiz aus der Geschichte des Zeitungswesens in Köln ist vielleicht geeignet, Näheres über Böses Tätigkeit als Zeitungsdrucker festzustellen. [2])

Wir finden nämlich in den Jahren 1761 und 1762 in Köln einen Joseph Böse, in der Glockengasse, dem Posthaus gegenüber wohnhaft, der eine, jeden Dienstag erscheinende „Wirtschaftszeitung längs dem Rhein", einen halben Bogen in Oktav herausgab, die aber so geringen Absatz fand, daß die Kosten für den Druck nicht gedeckt wurden. Die Vermutung

---

[1]) Gesuch Böses an den Kurfürsten. (A. H.)

[2]) Ennen, die Zeitungspresse in der Reichstadt Köln, Annalen des hist. Vereins für den Niederrhein 36. Heft S. 58.

ist nun wohl begründet, daß dieser Zeitungsdrucker mit dem von Aschendorff erwähnten Joseph Böse identisch ist; denn damals waren es doch nur wenige, welche den Journalistenberuf erwählten, und eine Übersiedelung von Münster nach Köln um so leichter, da beide Städte im Gebiete eines Landesherrn lagen. Böse hatte, wie wir bereits auf Grund der Angaben Aschendorffs feststellten, vor den Kriegswirren in Münster eine Zeitung drucken lassen, wie er ja auch in seiner Eingabe an den Kurfürsten bemerkt, wandte sich dann, als der Krieg sein Unternehmen gewaltsam beendete, nach Köln, wo er die erwähnte Zeitung herausgab. Als auch diese einging, zog er wieder nach Münster, wo er jetzt auf größeren Erfolg hoffen konnte, da ja dort damals keine Zeitung erschien, und die unruhigen Zeiten glücklich vorüber waren. Wie aus einem Plane, den Böse seinem Gesuche hinzufügte, hervorgeht, sollte das geplante Blatt lediglich aus anderen Zeitungen zusammengestellt werden.[1]) Die Wiener und Brüsseler Zeitungen sollten die Hofnachrichten liefern, außerdem aus Berliner, Frankfurter, Kölner, Hamburger und besonders aus den holländischen Zeitungen Neuigkeiten entnommen werden.[2]) Böses neues Blatt sollte Mittwochs und Samstags unter dem Titel: „Eine zeitige Sammlung der neusten Nachrichten," erscheinen und „die ächte und wahre Erzählung aller in Europa vorgefallenen Neuigkeiten ohne Erheb und Verringerung" enthalten. Der Bezugspreis wurde auf 2 Fl. 4 Stüber[3]) für das ganze Jahr festgesetzt, er konnte am Schlusse des Jahres auch noch gestundet werden. Die Expedition befand sich in dem Zeitungsladen, den Joseph Böse in seiner Wohnung, in Überwasser, „in so betiteltem Katthagen", betrieb.[4]) In jener patriarchalischen Zeit der Zeitungsgeschichte, wo man an den meisten Orten vom Zeitungsverlag allein nicht leben konnte, war nämlich oft mit dem Vertrieb der Zeitung der Verkauf von allerlei nützlichen Gegenständen Spezereiwaren, Spirituosen, Tabak und dgl. verbunden, man sprach noch nicht von Expedition sondern von

---

[1]) A. H.

[2]) Holland, damals das Gewissen Europas in politischer Beziehung, war zu jener Zeit für die politische Journalistik das, was heute Reuter- oder Wolff'sche Bureaus sind. Die holländischen Zeitungen wurden für das Ausland ins Französische übersetzt, und fanden bei der Kläglichkeit der übrigen politischen Presse Eingang in fast alle Länder Europas. Droysen (die Zeitungen im Zeitalter Friedrichs des Großen.) a. a. O. 7.

[3]) Ein Reichstaler hatte 60 Stüber, 26 Stüber waren gleich einer Reichsmark, ein Reichstaler galt also = 2,31 M. (Berger a. a. O. 47.)

[4]) A. H.

einem „Zeitungsladen“. Durch ein Schreiben des Kurfürsten Maximilian Friedrich vom 20. Febr. 1764 wurde Böse die Herausgabe seines geplanten Blattes gestattet unter der Bedingung, daß er es zuvor dem Geheimen Rat zur Prüfung vorlege und bei Aschendorff drucken lasse.[1]) Aschendorff hatte nämlich, sobald er von dem Konkurrenzunternehmen Wind bekam, auch eine Eingabe an den Kurfürsten gerichtet, worin er, mit Berufung darauf, daß er nun schon einen Aufwand von 700 Reichstalern für die Einrichtnng des Intelligenzblattes gemacht, dringend bittet, zur Aufrechthaltung seines Privilegs Böse anzuweisen, Nachrichten aus westfälischen Landen nicht in sein Blatt einzurücken und die Zeitung ihm in Druck zu geben.[2]) Böse trat nun, gemäß der kurfürstlichen Verordnung, mit Aschendorff in Verbindung wegen der Herausgabe seines Zeitungsauszuges, konnte sich aber lange nicht mit ihm über den Preis einigen;[3]) er wandte sich deshalb an den Kurfürsten mit der Bitte, eine eigene Druckerei anlegen zu dürfen. Doch der Geheime Rat sprach seine Bedenken dagegen aus, da eine Druckerei von dem Drucke einer Zeitung allein nicht bestehen könne, und dem Böse auch die Mittel zur Einrichtung einer solchen fehlten. Das Unternehmen Böses scheint nicht zu stande gekommen zu sein, wenigstens fand sich kein Exemplar seines Blattes vor.

So hatte denn Aschendorff sein Blatt glücklich über diese Klippe hinübergebracht, aber noch viele Unannehmlichkeiten standen ihm bevor. Die Art und Weise, wie man bei der Zensur verfuhr, war meist eine recht kleinliche, wenn auch die Verhältnisse in Münster in dieser Hinsicht noch goldene waren im Vergleich zu denen im benachbarten Preußen. Mehrfach finden sich in den Protokollen des Geheimen Rates Beschwerden über den Herausgeber des Intelligenzblattes, denn außer der Zensurbehörde hatten auch die Konkurrenten Aschendorffs ein scharfes Auge auf das Intelligenzblatt und wachten sorgsam darüber, daß er sich streng an seinen Vorschriften hielt und sich nicht in den Bereich ihrer Privilegien

[1]) A. H. [2]) A. H.

[3]) In einer Verhandlung vom 17. Jan. 1766 erklärte Aschendorff, er könne die Blätter unmöglich billiger drucken als 500 Exemplare 23 Schilling 4 Deut, außerdem für den Satz jedesmal einen Rthl. und für das Papier ein Schilling das Buch. Sein Vater habe an die Koerdingsche Buchdruckerei für seine frühere Zeitung (vgl. oben S. 158) wöchentlich für Satz und Druckerlohn 5 Rtr. ohne Papier zahlen müssen. Böse aber bestand darauf, daß er für eine Zeitung zu setzen und zu drucken nicht mehr als einen Rtr. zahlen könne. M. St. A. (Geh. Cab. Reg.) P. XXXIII B. n. 7.

wagte.[1]) Der Inhalt des Münsterschen Intelligenzblattes unterscheidet sich kaum von dem anderer Blätter gleicher Gattung. Da es für Münster lange Jahre die Aufgabe einer politischen Zeitung übernehmen mußte, so bilden politische und andere Neuigkeiten, die wohl meist aus fremden Blättern entlehnt wurden, neben den Intelligenznachrichten den eigentlichen Lesestoff. Mangelte es einmal an Neuigkeiten so half man sich durch irgend eine Betrachtung. So wird z. B. (1772 Nr. 59) in launiger Weise die schwierige Lage des Zeitungsschreibers beklagt: „So kritisch das Handwerk des Zeitungsschreibers in Kriegszeiten ist, so elend ist es im Frieden. Man erfahret dieses schon wirklich, da kaum der Friedenskongreß zwischen den Russen und Türken eröffnet ist, was wird es noch geben, wenn derselbe zu seinem Schlusse kommen sollte. Wir baten vor kurzem die Herrn Gerichtsschreiber ihre Avertissements nach Möglichkeit abzukürzen, es thäte bald Noth unser Gesuch zu wiederrufen, wir wollen dies aber doch nicht thuen, vielleicht ereignen sich noch hie und da Vorfälle, die unsere neugierigen Leser befriedigen können, besonders wenn es wahr sein sollte, daß der Berg Vesuvius wieder angefangen hat zu dampfen, alsdann wird es nicht lange dauern, daß alle öffentlichen Blätter mit brennender Materie angefüllt sind, die dieser Berg ausgeworfen, und wir werden gleichfalls aus der Not eine Tugend machen müssen, wenn wir uns nicht beim reichen Häringsfang, an schrecklichen Mordgeschichten, des Winters auf starkem Eise, des Sommers bey großer Hitze, schweren Gewittern, Hagelschlag und dgl. aufhalten wollen.“

Mit den alten Relationen teilte auch das Intelligenzblatt die Vorliebe für blutige, grauenerregende Berichte. Es ließen sich aus dem Intelligenzblatt zahlreiche Nachrichten mitteilen, die hochinteressant sind für das damalige Leben und Treiben im Münsterlande; doch würde uns das zu weit vom eigentlichen Thema führen. Mit einigen Worten sei nur noch auf die Anzeigen hingewiesen, aus denen man ein ganzes

---

[1]) Die Koerdingsche Buchdruckerei hatte allein das Recht, die kurfürstlichen Verordnungen zu drucken. Als nun der Herausgeber des Intelligenzblattes einige Edikte in sein Blatt aufnahm, beschwerte sich Koerding beim Geheimen Rat wegen Verletzung seines Privilegs. Aschendorff wurde angewiesen, die Verordnungen nur im Auszuge mitzuteilen. Doch schon kurze Zeit darauf kam Koerding mit der neuen Klage, Aschendorff drucke die Verordnungen ganz, nur mit Weglassung des Einleitungs- und Schlußsatzes, worauf dann der Nachdruck bei 10 Goldgulden Strafe verboten wurde. (Schreiben vom 15/X. 1763. A. H.)

Witzblatt zusammen stellen könnte.[1]) Den Inseratenteil benutzten in den ersten Jahrgängen meist nur die Buchhändler zur Anpreisung ihrer Bücher. So empfiehlt Aschendorff (1781, Nr. 34): „Trostschrift für Mädchen, welche längst verheiratet zu sein wünschen. Nebst gegründeten Ursachen, warum so viele Mädchen keine Männer bekommen und den sichersten Mitteln dagegen." (Köln 8° 1781. 4 g. Gr.). Das Buch scheint Absatz gefunden zu haben, denn wir finden später die Anzeige öfter wieder mit dem Zusatze „wieder eingetroffen"! Die Regierungsbehörden bedienten sich des Intelligenzblattes zur Veröffentlichung ihrer Verordnungen. Schon 1763 hatte Aschendorff erwirkt, daß die Gerichte angewiesen wurden, alles in das Intelligenzblatt einrücken zu lassen. Nebenher blieb aber im Hochstift Münster, wie auch in den anderen westfälischen Gebietsteilen die frühere Art der Verordnungen bestehen. Die Bekanntmachung fand in den einzelnen Landesteilen auf verschiedene Weise statt. Im Hochstift Münster wurden gedruckte Exemplare an „die Richter, die Magistrate in Städten, die Vorsteher in den Wigbolden, die Pfarrer, Gerichtsschreiber, Führer, Vögte, Schulmeister, sowie einen Bauerrichter und einen Wirth eines

---

[1]) So ladet ein Budenbesitzer zur Besichtigung eines monströsen Tieres ein, wie folgt: „Es ist dahier zu sehen der vierfache Teufel, der in der Naturgeschichte bekannt ist, der große Bison Jubatus, welcher in dem nördlichen Amerika gefangen wird. Dieses Tier ist so stark, daß es einen Stier wie einen Ball fortwirft, den Elephanten, Rhinozerus, Zebus, Urus, Lorosch und ein Mexikanischer Stier tödet der Bison alle. Der Löwe ist eine Mücke vor ihm, wie alle anderen Thiere. Vor 400 Jahren war die Art davon ganz verloren. Dieses Thier ist so selten, daß es zu lange werden würde eine vollständige Beschreibung davon zu machen. Es ist genug zu sagen, daß es gern Zucker frißt, und sobald es Damen kommen sieht, ist es munter, in der Hoffnung, Zucker zu bekommen, mit welchem man auch seine Wuth, die ihresgleichen nicht hat, besäuftigt. Es trinkt Brandtwein und Kaffee und frißt alles, ausser Fleisch nicht. Sein ordentliches Futter ist Heu, von dem es in einem Tage 70 — 80 Pfund verzehrt. Es ist in einem großen Kasten, der auf Rädern steht, und ist mit 4 Stricken, so armdick sind, angebunden. Es hat einen Kopf wie eine wilder Bock, ein Hals wie ein Löwe, Augen wie ein Pferd, einen Buckel wie ein Berg, ein Kreutz wie ein Afrikanischer Maulesel. Die Vorderfüße sind sehr kurz, und die Hinterfüße wie bei einem Pferd, und die Klauen, wie ein Elendsthier, welche einen Geruch von sich geben. Dieses Thier ist bis zum 30. Oktober zu sehen dahier in Münster bey Rosendahl aufm Roggenmarkt. Herrn und Damen zahlen nach Belieben, andere Personen 4 g. Gr., Kinder und gemeine Arbeitsleute die Hälfte." (Münst. Int. Bl. 1772 Nr. 86.)

jeden Kirchdorfs" zur Verlesung gesandt.[1]) Der Verleger des Münsterschen Intelligenzblattes kam hinsichtlich der Gebühren für Anzeigen dem Publikum wie auch den Behörden sehr entgegen. Obwohl er gemäß seines Privilegs lediglich die Publikanda des Geheimen Rates unentgeltlich aufzunehmen verpflichtet war, rückte er auch alle „Kriminalsachen, Steckbriefe, gestohlene Sachen, Pupillen und Armenangelegenheiten unentgeltlich ein". Auch für Privatpersonen waren die Gebühren für Anzeigen sehr niedrig. Ein kurzgefaßtes Publikandum kostete 3. g. Gr., ein größeres 6 und ein ganz weitläufiges 8 g. Gr. Die gerichtlichen Verordnungen im Intelligenzblatt waren meist in einer Form abgefaßt, daß ihr Inhalt dem gewöhnlichen Mann gänzlich unverständlich bleiben mußte; mit Recht hat Justus Möser dies gerügt in seinem „Schreiben eines abwesenden Landmannes über die gerichtlichen Bekanntmachungen in den Intelligenzblättern".[2]) Im Jahre 1800 wurde vom Geheimen Rat infolge eines Prozesses, den Aschendorff mit einem Gerichtsschreiber in Rheine wegen der Gebührentaxe hatte, festgesetzt, daß er für Veröffentlichungen von Privatjustizsachen eine Gebühr von 2. g. Gr. für jede geschriebene Folioseite erheben dürfe. Trotzdem der Insertionspreis also ein geringer war, auch kein Zwangsabonnement auf das Intelligenzblatt bestand, machte Aschendorff gute Geschäfte. Sein Blatt brachte es

---

[1]) Vergl. Münst. Gem. Wochenblatt. 2. Jahrg. 22. St. Es war bei Strafe von 3 Rtlr. vorgeschrieben, im Januar eines jeden Jahres schriftlich Bericht zu erstatten, wo und an welchem Tage die Verordnung zur Verlesung gekommen sei. (Schlüter, Provinzialrecht S. 449) In den Clevischen Ländern bestand sogar ein Unterschied zwischen den landesherrlichen Verordnungen und andern Bekanntmachungen hinsichtlich der Publizierung, indem die ersteren durch den Pfarrer von der Kanzel, die übrigen aber nach geendigtem Gottesdienste durch Amtsboten verlesen wurden. Scotti, Sammlung der Gesetze und Verordnungen, welche in den ehemaligen Herzogtümern Jülich, Cleve und Berg über Gegenstände der Landeshoheit, Verfassung und Rechtspflege ergangen sind. (Düsseld. 1821. 3 Bde.) Nr. 2029.

[2]) Möser, Sämtl. Werke III. 113. Hier nur ein Beispiel. „Demnach in Sachen Discussionis Haerhoff dahier zu Wollbeck, über die zur Ausserung mitgezogene nun Hulsmansche Behausung hieselbst ad Effectum explorationis et perpetui silentii, Citatio edictalis secunda contra quoscumque Creditores unterem 4. Februar dieses Jahrs erkannt, und heut dato gehöriger Orten publicirt und affigirt worden. Als wird solches zu jedermanns Nachricht hiemit öffentlich kund gemacht. Gaben Wolbeck den 25. Martii 1767" Ad speciale Mandatum Domini Judicis. H. A. Schmidt Actuarius. Münst. Intellig.-Bl. 1767 Nr. 25.

bis auf 1000 Abonnenten.[1]) eine für die damalige Zeit, wo man sich den Leserkreis eines Blattes nie klein genug vorstellen kann, bemerkenswert hohe Zahl, und sicher war der Verdienst für den Herausgeber ein großer; deshalb fehlte es ihm auch nicht an Neidern. Als er sich 1784 bei dem neuen Landesherrn Kurfürsten Maximilian Franz um die Erneuerung seines Privilegs bewarb, wurde ihm zur Bedingung gemacht, dem Intelligenzblatt „wöchentlich eine Beilage eines halben oder ganzen Bogens von gemeinnützigen Nachrichten beizufügen und den Pfarrern, Gerichtsschreibern und anderen Subalternbeamten, falls sie zum Halten des Intelligenzblattes verpflichtet werden sollten, das Blatt für den halben Preis wie bisher, also für einen Rtr. jährlich zu lassen". Auf die erste Bedingung ging Aschendorff ein, indem er das „Gemeinnützige Wochenblatt" mit dem Intelligenzblatte herausgab, die zweite Forderung aber erklärte er nicht erfüllen zu können, da die Pfarrer, Richter und Lehrer die einzigen Abonnenten auf dem Lande seien, und es einen zu großen Ausfall für ihn bedeute, wenn er es ihnen für den halben Preis zustellen müsse.[2]) Durch den Vertrag, den Napoleon am 23. Mai 1802 mit Preußen schloß, kam ein großer Teil des Münsterlandes, darunter auch die Hauptstadt an Preußen. Wie auf den verschiedenen Gebieten des staatlichen Lebens die preußischen Einrichtungen eingeführt wurden, so sollte natürlich auch das Intelligenzblatt eine Umgestaltung nach preußischem Muster erfahren. Eine Zivilorganisationskommission wurde in Münster eingerichtet, um Verfassung und Verwaltung des Landes zu untersuchen und die nötigen Änderungen vorzubereiten. Von dieser wurde Aschendorff angewiesen, „statt des Domkapitularinsiegels den Adler vorzudrucken, den Stempel ganz wegzulassen, den dafür gezahlten Betrag aber weiter

[1]) Nach Aufzeichnungen des Verlegers

[2]) A. H. Die Landbevölkerung setzte naturgemäß der Einführung der Intelligenzblätter überall dort, wo kein Zwangsabonnement bestand, großen Widerstand entgegen. So berichtete ein Amtmann im Siegener Kreise über die Resultatlosigkeit aller von ihm angestellten Überredungskünste mit den bezeichnenden Worten: „Bei dem Bauersmann, der die sonst nützlichen und nötigen herrschaftlichen Verordnungen zu wissen nicht verlanget, damit er sich desto besser mit der Unwissenheit, wie er jederzeit zu thun pfleget, entschuldigen könne, der sich gegen alle Geldausgaben, und wenn sie noch so gering sind, sträubet, ist mit Vorstellen und Zureden in Sachen, welche Geld kosten, nicht das Mindeste auszurichten." Zedler, die Intelligenzblätter der Nassauischen Fürstentümer (Annalen d. V. f. Nass. Altertumsk. und Geschichtsforschung. 29. Bd. 97. Wiesbaden 1897/98.)

zu entrichten".[1]) Um das Intelligenzwesen möglichst genau kennen zu lernen, forderte die genannte Kommission den Geheimen Rat auf, über das Verhältnis zu Aschendorff Bericht zu erstatten. Man trat auch bald darauf mit diesem selbst in Unterhandlungen ein über das Intelligenzblatt, die Anfertigung von Drucksachen, Zensur u. a. Nach einem Vertrage vom 23. August wurde der Verlag des Intelligenzblattes Aschendorff genommen und dem Generalpostamt in Berlin übertragen, den Druck behielt der frühere Herausgeber. Aschendorff hatte, wie er nachweisen konnte, bisher einen durchschnittlichen jährlichen Reingewinn von 571 Rtr. aus dem Intelligenzblatte erzielt.[2]) Für die Abtretung wurde ihm eine Pension auf 12 Jahre, jährlich 100 Rtr. zugesichert. Weil er aber in hohem Alter war, und wohl voraussehen mochte, daß er von dieser Pension nicht mehr viel Nutzen haben werde, hatte er verlangt, daß das Intelligenzblatt bei ihm und später bei seinem Enkel gedruckt werden solle, und alle staatlichen Drucksachen für Münster, für welche nicht das 1762 der Koerdingschen Buchdruckerei verliehene Privileg Geltung habe, ihm zu liefern übertragen würden.[3]) Im Jahre 1804 starb Aschendorff und seine Frau betraute im folgenden Jahre ihren Enkel, Joh. Herm. Hüffer mit der Führung der Druckerei. Das neue Intelligenzblatt war, was den Debit als auch die Insertion der Anzeigen anging, zwangspflichtig. Die Verwaltung geschah für Rechnung des Potsdamer Waisenhauses durch ein Intelligenzkomptoir, dem ein Rendant namens Cramer vorstand, der vom Generalpostamt in Berlin ernannt war und diesem Rechenschaft schuldete.[4]) Der Preis für den Jahrgang betrug 2 Rtr., die Anzeigegebühr 1/2 g. Gr. für die kleine gespaltene Zeile. Gedruckt wurde das Blatt, wie erwähnt, bei Aschendorff; die Bezahlung geschah nach der Bogenzahl aus der Intelligenzkasse. Die Abonnenten waren zum Teil Zwangsabonnenten, so die Landeskollegien, Magistrate,

---

[1]) M. St. A. (Geh. Cab. Reg.) P. XXXIII. B. n. 1.

[2]) M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräs. 40.

[3]) Es wurden ihm jedoch nur die zu Münster zu druckenden Postsachen zugewiesen, über den Druck der Verordnungen erklärte man, nicht verfügen zu können, weil diese zum Ressort der Kriegs- und Domänenkammer gehörten. M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräsidium 40.

[4]) Cramer diente vor der preußischen Herrschaft auf dem Reichspostamte in Münster und erhielt nach Auflösung der Reichspostverwaltung durch die preußische Regierung anstatt einer Pension eine Anstellung als Rendant des Intelligenzblattes. 1812 wurde ihm diese Stelle genommen. M. St. A. (a. a. O.)

Landräte, Kreis- Expeditionen, Gerichte, Stifter, Kirchen, Klöster, Ämter, Innungen, Advokaten, Ärzte, Apotheker, adlige Häuser, Wirte und Judenschaften, ein ganz geringer Teil waren freiwillige Bezieher.[1])

Nach den für Preußen so verhängnisvollen Schlachten bei Jena und Auerstädt (14. Okt. 1806) trat in Münster an die Stelle der preußischen Herrschaft die Napoleons. Bis 1812 blieb der Vertrag, den Aschendorff mit dem Oberpostamte in Berlin über den Druck des Intelligenzblattes geschlossen hatte, stillschweigend bestehen, dann aber übertrug das französische Gouvernement Druck und Verlag wieder Aschendorff „sauf les droits que pourraient avoir les coïntéressés“ und unter Vorbehalt einer später zu bestimmenden Retribution.[2]) Vom 10. Januar 1812 an erschien das Blatt in größerem Format unter dem Doppeltitel: „Feuille d'affiches, annonces et avis divers de Munster, Münsterisches Intelligenzblatt.“ Alle Anzeigen mußten französisch und deutsch abgefaßt sein und kosteten die Zeile 20 Cts. (1¼ g. Gr.[3]) Außer dem Intelligenzblatte erschien im Aschendorffschen Verlage das Präfekturblatt für Münster, das „Mémorial administratif du Département de la Lippe“,[4]) dessen Druck der Präfekt Aschendorff aufgezwungen hatte, und für den er nicht nur nichts bezahlte, sondern noch 150 Freiexemplare verlangte. Das Blatt kostete die Abonnenten 6 Francs, wodurch aber kaum die Druckkosten gedeckt wurden. Alle décrets und arrêtés für die Maires und andere Beamte mußten in dem Blatte mitgeteilt werden; Tag für Tag schickte der Präfekt Stöße von Instruktionen und Tabellen, die immer sofort Aufnahme finden sollten. Der Verleger machte dabei natürlich ein schlechtes Geschäft, und eines Tages begab sich der junge Hüffer, der damalige Geschäftsleiter und Inhaber der Verlagsbuchhandlung, zu dem Präfekten und erklärte ihm rundweg, es fehlten ihm Zeit und Arbeitskräfte, um seinen Forderungen gerecht zu werden. Aber wütend fuhr ihn der gestrenge Herr an: „Croyez vous, que je ne fais rien? j'écris onze

---

[1]) M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräsidium 40.

[2]) H. Hüffer, Erlebtes 41. Diese Retribution wurde aber infolge der Zeitumstände nie bezahlt.

[3]) Am 23. Jan. 1813 wurde bekannt gegeben, daß laut kaiserlichen Dekrets vom 22. Dez. 1812 für alle öffentlichen Blätter die Pflicht, in beiden Sprachen zu erscheinen aufgehört habe, und diese Verbindlichkeit nur für die politischen Artikel fortbestehe. (Münsterisches Int. Bl. 1813. Nr. 4)

[4]) Nach einem Exemplar im Besitze der Aschendorffschen Verlagsanstalt.

cents lettres par jour et Madame Dussaillant en écrit cinquante"! Hüffer aber erwiderte ruhig: „Il y a cependent une différence! vous gagnez par vos travaux, et moi je me ruinerais par les miennes, si je faisais comme vous voulez".[1]) Doch hatte diese Unterredung die gute Folge, daß der Präfekt das Blatt nicht mehr so stark in Anspruch nahm. Die Kunde von der glorreichen Völkerschlacht bei Leipzig vertrieb die Franzosen aus Münster, wo sie sich schon häuslich eingenistet hatten; am 4. November verließen sie Hals über Kopf die Stadt. Der grimmige Inspecteur de l'imprimerie ersuchte den Verleger, den er so oft gequält, um ein Darlehen, da er völlig mittellos sei. Hüffer gab ihm 150 Fr. und warf den Schuldschein vor seinen Augen ins Feuer. In der allgemeinen Verwirrung konnte der Franzose keinen Wagen bekommen, und der gewaltige Zensor mußte rücklings auf einer Kanone sitzend abfahren.[2])

Zum Zivilgouverneur für die Provinzen zwischen Weser und Rhein wurde Freiherr von Vincke ernannt, und er begann bald seine vielverzweigte, segensreiche Tätigkeit. 1815 wurde das Gouvernement zwischen Weser und Rhein aufgelöst, und von Vincke wurde Oberpräsident der neugebildeten Provinz Westfalen. Wie er in allen Zweigen der Verwaltung sein organisatorisches Talent bewies, so spielte er auch in der Geschichte der Journalistik seiner Provinz eine nicht unwichtige Rolle. Bei der Übernahme der Verwaltung durch die Preußen machte die Aschendorffsche Buchdruckerei Vorschläge zu einer Neugestaltung des Intelligenzwesens. Sie erklärte sich bereit, alle Verordnungen gratis in das Intelligenzblatt aufzunehmen, wenn diese wöchentlich nicht mehr als einen halben Bogen betrügen, ferner eine Anzahl Freiexemplare, wenn die Zahl nicht zu groß, sonst zu geringerem Preis, an die Unterbehörden zu liefern. Dieser Vertrag sollte so lange dauern, bis sich zeige, ob das Generalpostamt den Verlag wieder übernähme. Aber auch Cramer, der bis 1812 das Intelligenzblatt verwaltet hatte, machte nun seine Ansprüche geltend.[3]) Er wollte nicht nur wieder in seine Stelle eingesetzt werden, sondern verlangte auch für die Jahre, wo die Aschendorffsche Buchhandlung das Intelligenzblatt herausgegeben hatte, (1812—1814) eine

---

[1]) Hüffer, Erlebtes 40.

[2]) Ebd. 43.

[3]) M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräs. Nr. 40

Entschädigungssumme von jährlich 800 Rtr. wogegen nach den Angaben Aschendorffs der Gewinn ein viel geringerer gewesen war.[1])

Die Aschendorffsche Buchhandlung machte ihrerseits geltend, daß Druck und Debit bis 1804 ihr Privateigentum gewesen sei, sie glaubte beanspruchen zu können, daß, sobald die Landesregierung auf die Herausgabe des Intelligenzblattes verzichte, wie dies 1812 eingetreten sei, das Recht dazu keinem andern als dem früheren Eigentümer zukomme. Sie gestand wohl zu, daß die Privatverhältnisse Cramers Berücksichtigung verdienten und wollte auch eine Entschädigungssumme zahlen.[2]) Die provisorische Regierungskommission aber war der Ansicht, daß der in Frage kommende Vertrag nur ad vitam[3]) des verstorbenen Aschendorff geltend gewesen sei, und durch Munizipalverfügung des Militärgouvernements vom 20. Dezember 1813 wurde Cramer wieder in seine Stelle eingesetzt. Er machte nun eingehende Vorschläge zur Neugestaltung des Intelligenzblattes. Da durch Aufhebung der Ämter, Innungen, Zünfte und Stifter die Abonnentenzahl sehr gesunken war, auch die Insertionseinnahme, solange die preußische Gerichtsordnung nicht wieder eingeführt, sehr gering ausfielen, so schlug Cramer vor, die Höchstbesteuerten, die „vornehmsten Debitanten von Wein und Branntwein"(!), zur Haltung des Intelligenzblattes heranzuziehen, die Insertionsgebühren auf 1¼ statt 1 g. Gr. und den Bezugspreis auf 2½ Rtr. festzusetzen. Sollte dieser Plan keine Genehmigung finden, so könnte man den Inhalt des Blattes erweitern. Das Intelligenzblatt sollte enthalten neben den Bekanntmachungen der Behörden und Anzeigen von Privatpersonen „merkwürdige politische Neuigkeiten unserer verhängnisvollen Tage, Nachrichten von Militär- und Civilpersonen, die sich durch Patriotismus ausgezeichnet haben, Beförderungen, Belobungen, Belohnungen, Nachrichten von Erfindungen und Verbesserungen, namentlich solchen, die sich auf Ackerbau

---

1) Nämlich für 1812 - 250 Rtr.
" " 1813 - 150 Rtr.
" " 1814 - 100 Rtr.
M. St. A. (A. N. Z. Oberpräsidium) 40.

2) Cramer begann einen Rechtsstreit und verlangte, daß ihm der während der Jahre 1812—14 aus der Herausgabe des Intelligenzblattes erzielte Gewinn nachgewiesen und ausgezahlt werde. Er erlangte auch zwei, die Forderung aufrechterhaltende Urteile, und die Aschendorffsche Buchdruckerei zahlte auch auf dem Wege des Vergleichs dem Kläger 1750 Rtr. aus. (Hüffer a. a. O. 52.)

3) Eingabe vom 6/XII 1813.

und Gewerbe beziehen, literarische Neuigkeiten u. a."[1]) Doch das Militärgouvernement ging auf die Vorschläge Cramers nicht ein, von Vincke sprach vielmehr seine Ansicht dahin aus, daß in Münster ein Intelligenzblatt auch ohne Zuschuß und Zwangsdebit bestehen könne, und schlug vor, der Aschendorffschen Buchdruckerei, die unter für die Staatskasse sehr günstigen Bedingungen den Verlag für 1814 übernommen habe, diesen auch weiter zu belassen. Cramer müsse sich gedulden, bis die Zeitverhältnisse die Herstellung der alten Ordnung erlaubten. In Berlin erklärte man sich auch mit von Vinckes Vorschlag einverstanden. Doch wurde mit dem 1. Januar 1815 die Herausgabe und der Debit der Intelligenzblätter wieder dem Intelligenzkassenrendanten Cramer übertragen, und das Blatt erschien von da an wieder im Oktavformat.[2]) Bevor wir nun die Geschichte des Münsterischen Intelligenzblattes zu Ende führen, wollen wir kurz auf die im übrigen Westfalen bestehenden Intelligenzblätter eingehen.

In Paderborn gründete der Hofbuchdrucker Junffermann 1764 auf Veranlassung des Kurfürsten das dortige Intelligenzblatt, die erste Zeitung in Paderbornschen Landen von längerer Dauer. Das Blatt erschien nur einmal wöchentlich zum Preise von 9 Gr. für das Vierteljahr. Zwar war niemand zum Halten der Zeitung verpflichtet, doch mußten Erlasse, Steckbriefe, u. s. w. kostenfrei eingeschickt werden. 1805 übernahm auch in Paderborn das Königlich Preußische Postamt die Verwaltung des Intelligenzwesens.[3])

Wohl das bedeutendste Intelligenzblatt in Westfalen erschien in Lemgo als „Lippische Intelligenzblätter" vom Jahre 1767 an. In diesem Jahre errichtete nämlich dort Joh. Albert Herman Heldmann, Stadtsekretär, später Bürgermeister von Lemgo, ein Intelligenzkomptoir

---

[1]) Eingabe vom 8. Dezember 1813. M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräs. 40.

[2]) M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräs. 40.

[3]) B. Stolte, Beiträge zur Geschichte des Postwesens im ehemaligen Hochstift Paderborn. Paderborn 1891 S. 50/51. Das Intelligenzblatt blieb in Paderborn bis zum Jahre 1847 die einzige Zeitung von längerer Dauer, wie auch Stolte hervorhebt. Zwar wurden einige Versuche gemacht, in Paderborn Unterhaltungsblätter ins Leben zu rufen, aber meist mit geringem Erfolg. So erschien 1819 ein „Hausfreund" Wochenschrift für Freunde des Scherzes und unterhaltender Lektüre, herausgegeben von Kriminalaktuar E. Schütz. (Verlag J. Wesener.) Auch eine Zeitschrift „Nordlicht" bestand nur von 1835 – 37. M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräs. 42.

und gab eine Intelligenzzeitung heraus, zu der er selbst zahlreiche Aufsätze, besonders über Polizeiwesen, beisteuerte.[1]) Auch andere tüchtige Männer waren Mitarbeiter, so der Prediger Schwager[2]), der eine reiche literarische Tätigkeit entfaltete und an zahlreichen bedeutenden Journalen mitarbeitete. Als später ein Rendant die Redaktion des „Lippischen Intelligenzblattes“ übernahm, wurde er jedoch durch dessen Grobheit abgestoßen und stellte seine Mitarbeiterschaft ein.[3]) Der Inhalt der Zeitung ging weit über den Rahmen der eigentlichen Intelligenzblätter hinaus, daher war sie auch über die Grenzen Westfalens bekannt und wird oft rühmend erwähnt. Die „Lippischen Intelligenzblätter“ bestanden von 1767—1842, seit dem Jahre 1844 erschienen sie unter dem Titel „Fürstlich Lippisches Regierungs- und Anzeigeblatt.“[4])

Das Herzogtum Westfalen erhielt 1766 sein Intelligenzblatt in den zu Arnsberg erscheinenden „Gnädigst privilegirten Arnsbergischen Intelligenz-Anzeigen“. Der Verlag wurde dem Buchdrucker Joh. Eberhard Herken unter sehr günstigen Bedingungen übertragen.[5]) Alle landesherrlichen Beamten und Bürgermeister wurden zum Bezuge verpflichtet. Die geistlichen und weltlichen Behörden mußten ihre Publikanda in das Blatt einrücken lassen, und Herken selbst wurde von allen Personallasten befreit. So bildete das Blatt eine reiche Erwerbsquelle für seinen Herausgeber. Neben den Anzeigen fanden auch lokale und politische Artikel Aufnahme. Als Herken einst in dem Adreßkalender von 1792 den kurfürstlichen Oberförster als „Calvinus“ beschimpft hatte, ließ ihn der Kurfürst Maximilian Franz zur Verantwortung nach Bonn laden. Er aber, wohl nichts Gutes ahnend, übertrug sein Privileg nebst Verlag und Druckerei seinem Vetter und Gehülfen, Joh. Franz Herken. Dieser trat dann 1819, als die preußische Regierung für den ganzen Regierungsbezirk Arnsberg ein amtliches Intelligenzblatt in Dortmund erscheinen ließ, gegen eine Jahresrente von 400 Tlr. für sich und 200 Tlr. für seine Tochter den Verlag seines Blattes an Preußen ab.[6])

[1]) Weddigen, Westf. Nationalkalender 1805. S. 207.

[2]) Seine Selbstbiographie vergl. Aschenberg, Niederrh. Blätter. I. 29.

[3]) Aschenberg a. a. O. 29.

[4]) Näheres siehe bei Petri: Rückblick auf die Geschichte des Fürstlich Lippischen Intelligenzblattes. Vaterländische Blätter I. Nr. I. ff. (Minden 1843) und Lippische Regesten von O. Preuß nnd A. Falkmann. (Detmold und Lemgo 1860) 1. Band. S. 24.

[5]) Vergl. Rieve, Einige Nachrichten über die Familie Herken in Arnsberg.

[6]) Nordhoff, Zeitschr. f. v. G. u. A. 42, 161 ff. u. Denkw. 226.

Durch eine Verfügung des Pfalzgrafen Karl Theodor vom 17. April 1769 wurde das Intelligenzblatt auch in den Herzogtümern Jülich, Cleve und Berg eingerichtet.[1])

Recht verwickelte Verhältnisse traten in den Verhandlungen der preußischen Regierung mit dem Verleger des in den ehemals Fürstlich Oranischen Landen erscheinenden Intelligenzblattes in Höxter zu Tage.[2]) Im Jahre 1803 wurde von der Fürstlich Oranischen Regierung der Buchdrucker Ludwig Bohn aus dem Braunschweigischen nach Höxter berufen, um dort eine Buchdruckerei anzulegen und ein Intelligenzblatt herauszugeben.[3]) Die Gemeinden waren zum Bezug des Blattes verpflichtet und die Anzeigen der Behörden nahm Bohn gegen eine jährliche Vergütung auf. So bestand das Intelligenzblatt bis 1808. Bei Eintreten der französischen Herrschaft wurde das Fürstentum Corvey ein Teil des Fuldadepartements der Unterpräfektur Höxter. Obwohl nun die amtlichen Bekanntmachungen durch den „Moniteur", der in Kassel erschien, und durch das Departementsblatt veröffentlicht wurden, blieb doch das Intelligenzblatt in Höxter bestehen, und alle Gemeinden des Kreises Höxter mußten es halten. Auch die preußische Regierung ließ Bohn nicht nur den Verlag des Blattes, von Vincke vergrößerte sogar noch das Absatzgebiet dadurch, daß er das Zwangsabonnement auch auf die Ortsbeamten, Domänenrentmeister, Steuereinnehmer und Forstbeamten ausdehnte. Doch wurde durch eine Verfügung der Regierung zu Minden (vom 5. Jan. 1815), der weitere Verlag des Intelligenzblattes an die Bedingung geknüpft, daß der Herausgeber Bohn 20 Rtr. jährlich an die Hauptintelligenzkasse in Berlin zahlen sollte, und die Bekanntmachungen von nicht bloß örtlichem Interesse erst dann aufnehmen dürfe, wenn sie bereit im Mindener Intelligenzblatt gestanden hätten. Bohn führte das Intelligenzblatt trotz dieser harten Bedingungen weiter, aber mit geringem Verdienst, der noch kleiner wurde, als durch Einrichtung der Amtsblätter die Gemeinden zum Bezug der Intelligenzblätter nicht mehr verpflichtet waren. Die Verhältnisse des Herausgebers verschlechterten sich immer mehr, sodaß er schließlich genötigt war, unter Darlegung seiner Notlage die preußische Regierung um eine Entschädigung für seine durch Einrichtung der preußischen Intelligenzblätter erlittenen Verluste anzugehen. Diese war auch nicht abgeneigt,

[1]) Scotti, a. a. O. Nr. 2033.

[2]) M. St. A. (A. N. Z. Oberpräsidium Nr. 24.)

[3]) Nach Nordhoff Zeitschr. f. v. G. u. A. 42 II, 163 übernahm Bohn die 1749 von Joh. Georg Christoph Herrnkind in Höxter gegründete Presse.

ihm eine solche zu gewähren und forderte ihn auf, seinen Verlust während der Jahre 1812—1816 zu berechnen. Bohn verlangte eine Summe von 533 Rtr. 13 Gr. 6 ₰ für die Jahre 1812—1816. Da er aber keine genaue Belege für diese Ansprüche beibringen konnte, erklärte die preußische Regierung unter diesen Verhältnissen auf seine Forderung nicht eingehen zu können.[1])

Die Stadt Dortmund hatte bis zum Jahre 1813 kein eigenes Intelligenzblatt besessen.[2]) Am 1. Dezember genannten Jahres ließ der Buchhändler Karl Friedrich Köppen für seine Rechnung auf Veranlassung der Landesregierung „Westphälische Tagesblätter" erscheinen. Durch Verfügung von Vinckes vom 9. Dezember 1814 wurde Köppens Blatt, das seit dem 1. Juli 1814 sich „Westphälisches Amtsblatt" nannte, als amtliches Organ für die Bekanntmachungen erklärt und die Beamten mußten es halten. Die Redaktion durfte aber politische Nachrichten nur aufnehmen, wenn sie ihr von der Behörde zugestellt wurden. Nach einer Verfügung des Landesdirektors von Romberg sollte vom 1. Januar 1816 das „Westphälische Amtsblatt" als Intelligenzblatt weiterbestehen. Der Postmeister Saarberg bewarb sich in Berlin um die Stelle eines Rendanten des Intelligenzkomptoirs, falls die preußische Regierung das Intelligenzwesen nach preußischem Muster regeln werde, und der Generalpostmeister von Seegebarth gab dem Gesuche statt und ordnete an, daß vom 1. Februar 1816 in Dortmund ein Intelligenzblatt im Verlage des Postamtes erscheinen sollte.[3]) An Köppen aber erging die Weisung, „den Verlag seines Blattes an das Dortmunder Postamt abzutreten, da solches vom 1. Februar an für die Kgl. Rechnung verwaltet werde". Von einer Entschädigung war keine Rede.[4])

In Dorsten hatte 1803 Karl Aug. Schuerholz, von dem an anderer Stelle die Rede sein wird, ein Intelligenzblatt gegründet, das auch für die benachbarten Länder des Fürsten Salm-Salm, Salm-Kyrburg und Salm-Rheingraf als Anzeigeblatt diente.[5]) Nachdem die preußische Justizverfassung in den wiedereroberten Provinzen jenseits der Elbe wieder hergestellt war, wurde von Berlin aus verfügt, daß vom 1. Januar

---

[1]) M. St. A. (A. N. Z. Oberpräsidium Nr. 24)

[2]) Eine eingehende Darstellung der Dortmunder Intelligenzblätter bei Becker a. a. O. 135 — 142.

[3]) M. St. A. (A. N. Z. Oberpräs. 40.)

[4]) Becker, a. a. O. S. 145 ff. Dort auch die ausführliche Geschichte des Dortmunder Intelligenzblattes.

[5]) M. St. A. (A. N. Z. Oberpräs. 88.) Über die Intelligenzblätter in

12*

1815 ab für den Bezirk des Militärgouvernements zwischen Weser und Rhein zwei Intelligenzkomptoire in Münster und Minden eingerichtet werden sollten. Von Vincke aber war damit nicht einverstanden. Was sollte man mit den Intelligenzblättern anfangen, die schon in Münster, Bielefeld, Minden, Höxter, Paderborn, Aurich, Emden, und Dortmund bestanden, und die bisher zur Veröffentlichung der amtlichen Bekanntmachungen gedient hatten? Er war der richtigen Ansicht, die betreffenden Blätter bestehen zu lassen, bis die Regierungsdepartements eingesetzt seien, und man dann zur Einrichtung eigener Amtsblätter schreiten könne. Doch die Regierung hielt an ihrem Plane fest. Die erwähnten Wochenblätter sollten aber durch das Erscheinen der beiden Intelligenzblätter an der Fortdauer nicht gehindert werden, nur sollten alle Bekanntmachungen, bei welchen es auf Verbreitung außerhalb des städtischen Bezirks ankomme, gleichzeitig dem Intelligenzblatte inseriert werden.[1]) Die Redaktionen der Wochenblätter wurden angewiesen, regelmäßig ein Exemplar zur Kontrolle dem Intelligenzkomptoir einzureichen.[2])

Zu Beginn des Jahres 1816 konnte von Vincke eine längst geplante Einrichtung verwirklichen, er ließ ein Amtsblatt für die ganze Provinz Westfalen erscheinen.[3]) Alle Behörden und Personen, die zur Haltung der Gesetzessammlung verpflichtet waren, sowie einzelne Krüger, Gast- und Schenkwirte in den Städten und auf dem platten Lande mußten das Amtsblatt beziehen. Die Unterbehörden in den Provinzen, die mit einer öffentlichen Verwaltung beauftragt waren, sowie die Prediger, erhielten die Amtsblätter gratis. Das Blatt erschien zweimal wöchentlich und kostete 12 g. Gr. per Jahrgang. Auch Privatpersonen wurde das Amtsblatt zum gleichen Preise abgegeben.

den damals zu den nassauischen Fürstentümern gehörenden westfälischen Gebietsteilen des Siegerlandes vergl. G. Zedler, die Intelligenzblätter der Nassauischen Fürstentümer. Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung 29. Bd. (1897 Wiesbaden) S. 93 — 114.

[1]) M. St. A. (A. N. Z. Oberpräs. 40) und Becker a. a. O. 144.

[2]) Becker 147.

[3]) Am 20. Jan. des Jahres 1816 erschien die erste Nummer des „Amtsblattes für die Provinz Westfalen und hatte eine Auflage von 8000 Exemplaren." Als mit dem 1. Aug. 1816 die neue Verwaltung der Provinz vollständig in Wirksamkeit trat, erhielt jeder Regierungsbezirk sein eigenes Amtsblatt. Das „Amtsblatt für den Regierungsbezirk Münster" erschien in einer Stärke von 3500 Exemplaren (nach Aufzeichnungen des Druckers und Verlegers des Amtsblattes, H. Hüffer in Münster).

Das Intelligenzblatt, das doch eigentlich durch die Gründung der Amtsblätter, die nun die Bekanntmachungen der Behörden enthielten, und die wachsende Anzahl der politischen Zeitungen längst entbehrlich geworden war, blieb trotzdem bestehen.[1]) Das ganze Intelligenzwesen wurde immer mehr als eine den Geschäftsverkehr hemmende Last empfunden. Dies veranlaßte die westfälischen Stände, sich zu wiederholten Malen auf den Provinziallandtagen mit dem Intelligenzblattwesen zu beschäftigen. Nachdem sie schon im Jahre 1828 umfassende Vorschläge zu seiner Umgestaltung gemacht hatten, welche jedoch nur geringe Beachtung fanden, wiesen sie 1834 wiederum nachdrücklich auf die vielen, stets fühlbarer werdenden Mängel des veralteten Intelligenzsystems hin.[2])

Weil die Intelligenzblätter alle Bekanntmachungen für einen sehr ausgedehnten Bezirk enthielten. wurden sie zu umfangreich, so daß die Bewohner eines jeden Ortes die sie interessierenden Artikel aus einer Menge ihnen gleichgültiger Anzeigen heraussuchen mußten. Daher waren die Intelligenzblätter auch außerhalb ihres Erscheinungsortes selbst sehr schwach verbreitet, und man mußte jede Anzeige, die man zur Kenntnis weiterer Kreise bringen wollte, doch noch in anderen Blättern veröffentlichen und also doppelte Insertionsgebühren zahlen.[3]) Besonders lästig wurde der Intelligenzzwang bei Einrückung von gerichtlichen Bekanntmachungen, denn nicht nur war dies bei der geringen Verbreitung der Intelligenzblätter meist eine leere Formalität, sondern verursachte auch den Inserenten unnötig große Kosten, die sich noch steigerten, wenn die Verhältnisse oder ausdrückliche Vorschriften eine Bekanntmachung in den Intelligenzblättern mehrerer Bezirke notwendig machten. Am meisten litten unter diesen Abgaben die verarmten Grundbesitzer, deren Güter wegen Schulden verkauft wurden, da sie zu ihrem Verluste auch noch die

---

[1]) Der Gewinn, den die Aschendorffsche Buchhandlung aus dem Intelligenzblatt zog, wurde immer kleiner. 1835 setzte das Postamt die Druckpreise herab, sodaß die Bruttoeinnahme nur mehr 500 — 600 Taler betrug. (Nach Aufzeichnungen des Geschäftsleiters und Inhabers der Aschendorffschen Buchdruckerei, H. Hüffer.)

[2]) M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräsidium 40.

[3]) Man umging daher häufig das Inserieren und half sich auf andere Weise z. B. durch Anschlag in den Wirtsstuben. So beschwerte sich der Pfarrer Schnorr aus Höxter bei der Regierung in Minden, daß die Anzeigen von Verkäufen in den Wirtshäusern bekannt gemacht würden, und dies seinen Pfarrkindern eine willkommene Ursache zum Zechen biete. M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräs. 24 (Minden)

teuren Gebühren für Bekanntmachungen zahlen mußten. Auf mehrfache Klageschriften, Petitionen und dgl. sah sich endlich das Ministerium in Berlin veranlaßt, dem Landtag den „Entwurf einer Verordnung betreffend Neugestaltung des Intelligenzwesens“ vorzulegen. Der Vorschlag der Regierung ging dahin, daß der Intelligenzzwang aufhören solle. Um aber das Potsdamer Waisenhaus für die Verzichtleistung auf die bisher aus jener Einrichtung gezogenen Einkünfte zu entschädigen, sollten die Redaktionen der in den Provinzen Brandenburg, Preußen, Pommern, Posen und Westfalen erscheinenden Blätter von allen Artikeln, die bisher dem Intelligenzzwang unterlagen, eine Abgabe leisten. Die Landstände Westfalens beschäftigten sich auf dem achten Landtage mit diesem Gesetzentwurf und sprachen die Befürchtung aus, daß durch die Einführung der geplanten Neuerung die meisten Lokalblätter zu sehr geschädigt würden. Sie schlugen vor, die dem Waisenhaus zukommende Entschädigung, soweit sie nicht durch die gesteigerte Einnahme des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und der mit allen Regierungsblättern verbundenen öffentlichen Anzeigen von selbst erreicht würde, nach dem Inhalt des in den Jahren 1727 und 1734 für den damaligen Umfang der Monarchie verliehenen Privilegs zu berechnen, und solche durch eine für immer fixierte Rente auf die Staatskasse zu übernehmen, da die Vorteile des Waisenhauses ja auch allen Provinzen zugute kämen.[1]) Im Landtagsabschied hieß es: „Die Aufhebung der bestehenden Einrichtung der Intelligenzblätter ist neuerdings in Beratung gezogen worden. Da indeß hierbei besonders das Interesse des Potsdam'schen großen Militärwaisenhauses betheiligt ist, dem für die Aufhebung des demselben ertheilten Intelligenz-Privilegiums eine genügende und entsprechende Schadloshaltung gewährt werden muß, so erfordert die Regulirung dieser Angelegenheit besondere Vorsicht. Das Resultat der desfalsigen Beratung ist binnen Kurzem zu erwarten.“[2]) Doch die Beratung dauert noch recht lange; bis 1849 bestand das Intelligenzblatt in Münster. Erst als das Sturmesbrausen der revolutionären Bewegung alle altersschwachen Äste und dürren Blätter im deutschen Zeitungswalde hinwegfegte, da war es auch um das Intelligenzblatt geschehen. Treu hatte es jahrelang sein vorgeschriebenes Pensum erledigt, es mußte nun einer freieren, selbständigeren Journalistik das Feld räumen. Der alte Ladenhüter des Absolutismus wurde mit anderem reaktionären Gerümpel aus dem Hause geworfen.

[1]) M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräs. 40.

[2]) Becker a. a. O. 154.

VII. Abschnitt.

Die politische Presse Westfalens bis zum Jahre 1813.

„In Friedenszeiten ist für die Menge wohl kein erfreulicheres Lesen als die öffentlichen Blätter, welche uns von den neuesten Weltereignissen eilige Nachricht geben. Der ruhige, wohlbehaltene Bürger übt daran auf eine unschuldige Weise den Parteigeist, den wir in unserer Beschränktheit weder loswerden können noch sollen. Jeder behagliche Mensch nimmt, wie im Theater einen sehr lebhaften, jedoch nur imaginären Teil an fremdem Glück und Unglück."[1]) Diese Teilnahme steigert sich natürlich, je verwickelter die auf der Weltenbühne sich abspielende Handlung wird, sie wächst ins Unermeßliche, wenn der Zuschauer aus dem Ausgange des Dramas für sich selbst und seine Verhältnisse Furcht oder Hoffnung schöpft. Dieser Zeitpunkt trat in Deutschland ein, als im benachbarten Frankreich das gewaltige Unwetter losbrach, das seit langem düster und unheildrohend über Europa schwebte. Damals als das Sturmesbrausen einer neu beginnenden Zeit auch über die deutschen Lande hinfuhr, da wuchs von Tag zu Tag die Zahl derer, die mit großem Ungestüm Zutritt verlangten zu dem aufregenden Schauspiel, wo in raschem Personen- und Scenenwechsel die Ereignisse sich drängten; teils in ängstlicher Spannung, teils in froher Erwartung verfolgte man allenthalben den Verlauf der neuen Bewegung. Bei der gewaltigen Erregung, die von den achtziger Jahren an mehr und mehr alle Gemüter erfaßte, mußte das politische Element auch in den Zeitungen bald alle anderen Erörterungen und Stoffe überwuchern. Unter dem Freiheitsjubel und dem Kriegslärm fanden wissenschaftliche Abhandlungen fast keine Beachtung mehr, und die milden Klänge der Leier verhallten meist ungehört. „Die besten Gedichte bleiben ungelesen", schrieb 1793 Archenholz in seiner „Minerva", „man greift nur nach

---

[1]) Goethe, Dichtung und Wahrheit, IV. Teil, 7. Buch.

Zeitungen und solchen Schriften, die den politischen Heißhunger stillen,[1])" und Schiller entschuldigte sich in der Ankündigung seiner „Horen", daß er die zarten Musenkinder hinaussende in den Schlachtendonner und das Stimmengewirr der politischen Diskussion.[2]) Die Menge verlangte immer mehr nach Zeitungen, die in möglichst kurzen Fristen erschienen und die Ereignisse des Tages besprachen. Die Auflage der Blätter, die politische Nachrichten brachten, wuchs damals ungeheuer.[3])

In Westfalen aber hatte man solcher Zeitungen fast gar keine, nur Lippstadt war vermöge seiner günstigen Lage damals ein bedeutender Ort für schnelle Nachrichtenverbreitung durch die Druckerschwärze. Hier bestand noch die bereits erwähnte „Lippstädtische Zeitung," die aus den Zeitverhältnissen großen Nutzen zog und ungemein viel gelesen wurde. Der Buchdrucker Lange erklärte in einer Eingabe vom Jahre 1820, daß die Zeitung 2—3000 Taler jährlich eingetragen habe. Sie erreichte eine Auflage von 2000 Exemplaren und brachte die politischen Ereignisse verhältnismäßig rasch, bei besondern Anlässen erschienen auch Extrablätter.[4]) Die Nachrichten aus jener trüben kriegerischen Zeit reden in ihrer einfachen Sprache Bände.[5])

Zu dem Gedeihen der „Lippstädtischen Zeitung" trug es nicht wenig bei, daß sie nicht wie die meisten Zeitungen in Preußen unter dem Intelligenzblattzwang zu leiden hatte, da Preußen sich mit Lippe in die Finanzhoheit der Stadt teilen mußte, und daher in Lippstadt das Intelligenzblatt nicht einführen konnte. Dazu kam, daß die „Lippstädtische Zeitung" im Jahre 1774 einen sehr tüchtigen Redakteur erhielt, in Johann

---

[1]) Salomon a. a. O. I, 246.

[2]) „Je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüter in Spannung versetzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfnis, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich ist und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt wieder unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit zu vereinigen." O. Lewes, Goethes Leben I, 262.

[3]) Die Auflage des „Hamburger unparteiischen Correspondenten," die schon seit 30 Jahren ungefähr 20000 betragen hatte, stieg damals auf 30000, eine Zahl, wie sie bis dahin keine Zeitung der Erde erreicht hatte. Becker 105.

[4]) So teilte man am 15. April 1795 durch Extrablatt mit, daß am 5. April der Friede zwischen Preußen und Frankreich geschlossen worden sei.

[5]) Lakonisch berichtet man z. B. von Limburg: „Unbeschreiblich ist das Elend unserer Gegend. Dörfer und Felder sind verwüstet. Alles Vieh und Güter sind fort. Die Einwohner haben nichts als die Augen zum Weinen. Weiber und Töchter sind fortgeschleppt." Lippst. Zeitg. 1795 Nr. 173.

Gottfried Nonne, unter dessen Leitung sie wohl ihre Blüte erreicht haben wird.[1]) Nonne, 1749 in Hildburghausen geboren, studierte in Jena Theologie, Rechtswissenschaft und Philosophie, erlangte die philosophische Doktorwürde und hielt auch an der dortigen Universität Vorlesungen. 1773 kam er als Hofmeister der Familie Zurhelle nach Lippstadt und wurde im folgenden Jahre zum Rektor des Gymnasiums gewählt. Es war eine traurige Erbschaft, die er damit antrat, doch es gelang ihm, durch seine Reformen die Anstalt so zu heben, daß sie zu großer Blüte gelangte.[2]) Neben seinem Wirken im Dienste der Schule fand Nonne noch Zeit zu den journalistischen Arbeiten in der Redaktion der „Lippstädtischen Zeitung“, die ihm, wie Hesselbarth meint, „wohl manche schlaflose Nacht bereiteten, weil er vom Laufe der Posten abhängig war“, sodaß der Gehalt von 200 Tlrn, den er dafür erhielt, sauer verdient war. Nonne war, um mit Goethe zu sprechen, gut „Fritzig“ gesinnt, ja, etwas zu begeistert für Preußen und seinen großen König; er mußte sich nämlich 1786 wegen eines Artikels über den Fürstenbund dem Lippischen Hofe verantworten, weil man durch diesen Artikel am kaiserlichen Hofe Anstoß zu erregen fürchtete.[3]) Er führte sogar in der Schule eine wöchentliche „Zeitungsstunde“ ein, wofür ihm der Bürgermeister, Oberkammerrat Schmitz besondere Anerkennung zollte.[4]) Bis zum Jahre 1796 führte Nonne die Redaktion, in diesem Jahre folgte er einem Rufe als Rektor nach Duisburg, wo er bis zu seinem Tode (1821) wirkte.[5]) Er muß wohl die Redaktion mit gutem Geschick geführt haben, wenigstens spendet ihm Arnold Mallinckrodt, der sich stets als unparteiischer Kritiker bewährt, hohes Lob, wenn er schreibt: „Gut geschriebene Zeitungen haben großen Wert für eine Gegend, weil sie erheblichen Einfluß auf die Bildung haben. Westfalen war glücklich, daß es eine der ersten Provinzen war, die eine sehr gut, ja, mit Geist ge-

---

[1]) Die Hauptschrift über ihn: J. G. L. Nonne in seinem Leben und Würken dargestellt von Dr. A. W. P. Möller, Konsistorialrat in Hamm und Münster, Schultz und Wundermann, 1822, ist sehr selten. (Eine Rezension der Schrift im Rhein.-westf. Anz. Kunst und Wiss. Bl. 1823, 27. Sept.) Eine Darstellung von Nonnes reicher Tätigkeit als Rektor des Gymnasiums in Lippstadt gibt Hesselbarth im Programm des Realgymnasiums zu Lippstadt 1889. (Aus der Geschichte des alten Lippst. Gymnasiums) Vergl. ferner Goedeke, Grundriß VII, § 303, Nr. 1 und Allg. Litt.-Zeitg. 1821, 3, 217.

[2]) Nähere interessante Einzelheiten über seine pädagogische Tätigkeit bei Hesselbarth a. a. O.

[3], [4], [5]) Hesselbarth 8.

schriebene hatte: Das Andenken des verstorbenen Herrn Direktors Nonne, dem wir sie verdanken, darf unter uns nicht sterben, das wäre eine Sünde des Undankes. Man darf sagen, er hat der Bildung unseres Vaterlandes einen mächtigen Anstoß gegeben.“[1])

Außer den genannten Zeitungen traten in Westfalen noch verschiedene kleine Blätter politischen Inhalts ans Licht, die aber unter der Bedrückung der Presse, die seit der französischen Revolution immer mehr um sich griff, sehr zu leiden hatten. So erschienen in den 90er Jahren in Cleve zwei politische Blätter „Lachesis“ und „Orion,“ aus denen Artikel in Aachener Zeitungen übergingen und dort Anlaß zu scharfem Verfahren gegen den Redakteur gaben.[2]) Der „Orion“ war von dem Postmeister J. G. Schöpplenberg gegründet worden und wurde am 17. April 1799 von dem Regierungskommissar Marquis unterdrückt.[3]) Seit Cleve durch den Baseler Frieden unter französische Herrschaft gekommen war, lagen dort Buchhandel und Zeitungsdruck darnieder.[4])

Die genannten Zeitungsunternehmungen wurden an Bedeutung weit überragt von einem in Cleve in französischer Sprache erscheinenden Blatte, dem „Courier du Bas-Rhin,“[5]) das einen offiziellen Charakter hatte und unter strenger Zensur stand, mit der der König von Preußen ein besonderes Glied der Clevischen Landesregierung betraut hatte. Das Blatt soll nach Beckers Angabe um 1776 gegründet worden sein.[6]) Der Redakteur war ein Exjesuit, Manzon mit Namen, ein Piemonteser von Geburt, ein Freund der französischen Ökonomisten.[7]) Die „Briefe über Cleve“ schildern ihn uns als „einen geistreichen Novellisten, der

---

[1]) Rhein.-Westph. Anz. 1822, 2492.

[2]) Zeitschr. d. Aachener Geschichtsvereins XV, 150.

[3]) Näheres über den „Orion“ bei Salomon II, 26.

[4]) Interessante Nachrichten über die dortigen Verhältnisse geben die mehrfach erwähnten Briefe über Cleve (32). Der Buchhandel war ganz in französischen Händen. Wem der französische Geschmack nicht zusagte, mußte sich begnügen, ab und zu ein Buch aus den Sammlungen der weggezogenen preußischen Beamten zu erstehen, von denen das Meiste von Höckern nach dem Gewichte verkauft wurde. Über das Zeitungswesen in Essen vergl. einen Aufsatz v. W. Grevel in den Beiträgen zur Gesch. von Stadt und Stift Essen, 1883, VI. Bd., 59. ff.

[5]) Avec privilège du Roi. A Clèves chez les Directeurs de la Gazette. Nach einem Exemplar aus dem Jahre 1792, im Besitze des Herrn Grevel.

[6]) Becker 101. Das Gründungsjahr ließ sich nicht feststellen, es liegt aber wohl vor 1770.

[7]) Über Cleve, 30 f.

aber seine Feder zu oft in bitteren, hämischen Spott tauchte und darob mit dem Zensor in stete Fehde verwickelt war.“ Gerade durch seine Darstellungsweise aber war der „Courier du Bas-Rhin“ in ganz Europa berühmt, wie auch Hatin, der klassische Geschichtschreiber der französischen Presse, bestätigt; [1]) an jedem Posttage gingen Tausende seiner Blätter in alle Welt. Als die französischen Republikaner siegreich gegen den Niederrhein vordrangen, hielt es Manzon, der ein eifriger Verteidiger des Königtums war, für geraten, sich aus dem Staube zu machen. Er zog nach Wesel (1793) und setzte dort seinen „Courier“ fort bis zu seinem Tode. Sein Sohn siedelte nach Düsseldorf über und führte hier die Zeitung unter demselben Namen weiter doch brachte er sie zu keiner Bedeutung mehr. 1811 hatte sie, so berichtet unser Gewährsmann, ihr Ende gefunden.[2])

Wer damals in Westfalen den Gang der politischen Ereignisse verfolgen wollte und nicht genug französisch verstand, um den „Courier du Bas-Rhin“ lesen zu können, der war also auf die „Lippstädtische Zeitung“ angewiesen, oder er mußte sich auswärts erscheinende Blätter halten. Die Bergischen Lande erhielten 1789 in der „Elberfelder Zeitung“, der ein Intelligenzblatt beigefügt wurde, ein politisches Organ, das aber auch keine besondere Rolle gespielt haben wird, darauf läßt wenigstens eine Angabe Salomons schließen,[3]) der von dem Gründer des Blattes, dem Buchdrucker J. A. Mannes, erzählt, daß er in seinem Zeitungskontor auch Brillen, Haarlemer Balsam und selbst Zichorienkaffee verkauft habe. Im Jahre 1799 erhielt diese Zeitung den Titel „Churfürstlich privilegirte Herzoglich Bergische Provinzialzeitung.“[4])

[1]) Hatin verzeichnet den „Courier du Bas-Rhin ou Gazette de Clèves“ (in 4°.) und bemerkt dazu: „On rencontre assez souvent le nom de cette feuille; mais je n' ai pu trouver aucun renseignement bibliographique à son sujet. L' entrée de la France lui fut interdite en 1767, à cause du ton de licence et d'impiété qui y régnait.“ (Bibliographie historique et critique de la presse périodique française. Paris 1866 p. 90.) Die Bibliothèque impériale in Paris besitzt nach Hatin die Jahrgänge 1778 — 1792 des „Courrier du Bas-Rhin,“ (Beide Schreibweisen Courrier und Courier kommen in den Quellen vor.)

[2]) Nach den Briefen über Cleve a. a. O.

[3]) Salomon I, 162.

[4]) Der „Westph. Anz.“ empfiehlt sie allerdings sehr. Sie lieferte die Nachrichten sehr schnell, z. B. aus Paris in 5 Tagen, aus Holland in 3, aus dem Reich in 4, ist streng unparteiisch und erscheint täglich mit Ausnahme des Sonntags. Mannes berief auswärtige Gelehrte an die Redaktion. So war 1799 Dr. Klebe aus Gotha Leiter der Zeitung. (Westph. Anz. 1799, 1446)

Die preußische Regierung verlieh im Jahre 1794 dem Buchhändler Röder in Wesel das Privileg zu einer halboffiziösen Zeitung, wahrscheinlich um den allzu großen Einfluß der auswärtigen Blätter abzuschwächen. Die „Cleve- Meurs- und Märkische deutsche Provinzialzeitung", wie die neue Schöpfung betitelt wurde, sollte nach einer Verfügung der Regierung in Cleve auch an Stelle der „Lippstädtischen Zeitung" von den Justizbehörden mit Anzeigen bedacht werden.[1])

1796 übernahm Joh. Wilh. Heuberger, ein überaus tüchtiger Mann, die Redaktion der „Provinzialzeitung". Dieser war in Neuwied geboren und, da er früh verwaist war, im Schlosse der Fürstin von Wied erzogen worden. Nach Absolvierung seiner Studien in Koblenz stand er dort einer Schule vor und gab eine politische Zeitung, den „Unpartheyischen Correspondenten am Rhein" heraus. Dann kam er nach Wesel, wo er die „Provinzialzeitung" leitete und mit monatlichen Übersichten als „Materialien zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts"[2]) begleitete. Seit 1804 redigierte er außerdem noch eine Monatsschrift: Der „Sammler, oder Blüte aus allen deutschen, französischen und holländischen Journalen, ein Hausarchiv für Gelehrte und Ungelehrte."[3]) Heuberger hat uns auch eine „Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts" und eine „Übersetzung des französischen Schelmenromans „Gil Blas" geschenkt".[4])

Der alten Reichsstadt Dortmund sollte es vorbehalten sein, den westfälischen Landen die erste deutsche Zeitung von wirklicher Bedeutung und größerer Lebensdauer zu schenken. Bereits im Jahre 1767 war in Dortmund eine Zeitung erschienen, die „Dortmundische Zeitung",

---

In der „Westphalia" (1827, 135) wird von einer Zeitung gesprochen, die Mannes 1809 — 1815 herausgab, und die auch Artikel aus ausländischen Zeitungen übernahm. In einem Schreiben aus Paris wurde den Lesern die wunderliche Nachricht aufgetischt, „die neueste Mode sei, daß die Damen Ziegelsteine um den Hals trügen." Der Übersetzer hatte tulle mit tuile verwechselt!

[1]) Becker 105 f.

[2]) Die Jahrgänge 1805, 1806 und 1807 befinden sich im Besitze des Herrn Grevel und lagen mir vor.

[3]) Wesel, bei F. J. Röder. Ein Probeband erschien 1803, der erste Band, gedruckt bei F. J. Röder, 1804, der 2. Band 1805 gedruckt zu Wesel mit Beckerschen Schriften. Diese drei Bände sind im Besitze des Herrn Grevel und lagen mir vor.

[4]) Vergl. über Heuberger J. Grote, Jahrb. für Westf. I, 297/98, Goedeke, Grundriß VII. § 303. Nr. 18. Heuberger starb 1819 als Regierungsrat in Aachen.

die aber keinen langen Bestand hatte.[1]) Zwei Jahre später, am 14. Januar 1769, kam bei dem Buchdrucker Gottschalk Diedrich Bädeker das erste Stück einer „Dortmundischen vermischten Zeitung" zum Vorschein.[2]) In der achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts kam dann in Dortmund im Verlag des dortigen Waisenhauses eine „Dortmundische vermischte Zeitung. Von Kriegs- und Staatssachen" heraus, die aber wohl auch keinen langen Bestand hatte.[3])

Man kann auch leicht verstehen, daß diese Zeitungen nicht von langer Dauer sein konnten; denn wenn in Westfalen überhaupt die Existenzbedingungen eines Blattes damals ungünstige waren, so traf dieses ganz besonders für Dortmund zu; denn abgesehen davon, daß die in der reichsunmittelbaren Stadt erscheinenden Blätter nicht nur von der eigenen Behörde, sondern auch von den Regierungen der Nachbarstaaten scharf beobachtet wurden und deshalb zu keiner freien Entwickelung kommen konnten, war auch Dortmund durch seine mangelhafte Postverbindung vom Neuigkeitsverkehr mehr abgeschlossen als manche kleinere Stadt Westfalens.[4]) Zudem war die Einwohnerzahl, die 1683 noch 5500 Seelen betrug, im Jahre 1783 auf 4000 gesunken und infolge der Mißwirtschaft des Bürgermeisters Küpfer hatte die Stadt noch 80000 Tlr. Schulden zu tilgen.[5])

Daß es trotz dieser mannigfachen Hemmnisse in Dortmund doch zu einer verhältnismäßig bedeutenden Zeitungsgründung kam, war das

---

[1]) Rübel in der Einleitung zu dem Artikel Beckers in den Beiträgen f. d. Gesch. Dortm. u. d. Grafsch. Mark. XI. 97.

[2]) Nach einer Notiz in dem handschriftlich im Dortmunder Archiv aufbewahrten Buche Joh. Christ. Beurhaus, „der kaiserlichen und des hl. römischen Reichs freien Stadt Dortmund Alterthümer." Im Rathaus-Museum zu Dortmund findet sich ein Band der „Dortmundischen vermischten Zeitungen", enthaltend die Jahrgänge 1769, 1770 und 1771. Die Zeitung erschien Mittwochs und Sonnabends, in 4° meist 4 Seiten stark. Diese Angaben verdanke ich der gütigen Mitteilung des Herrn Wilh. Grevel.

[3]) Becker 106 f., wo auch nähere Angaben über dieses Blatt. Dem obenerwähnten Sammelband lag auch eine Nr. 97 vom Jahre 1781 der „Dortmunder vermischten Zeitung" im Verlag des Waisenhauses erschienen bei.

[4]) Becker 108. Die Hauptpoststraße ging über Wesel, Lünen, Hamm u. s. w. Die Poststelle in Dortmund war nur eine Nebenstelle des Postamtes in Lünen. Ebd.

[5]) Becker 110. Über die Buchdruckerverhältnisse Dortmunds vergl. Nordhoff, Denkw. 197 — 200, Rhein.-Westf. Zeitg. 1900 Nr. 785, 3. Bl., worauf hiermit verwiesen sei.

Verdienst eines Mannes, der mit dem Leben seines Volkes aufs innigste verwachsen, mit scharfem Blicke sah, was dem Lande und Volke nottat und auch mit unerschütterlichem, zielbewußtem Mute der Ausführung seines für vorteilhaft erkannten Planes zusteuerte. Dieser Mann war Arnold Mallinckrodt.

Ein ächter Märker, fest wie das Erz seiner heimatlichen Berge, tritt uns seine Gestalt aus seinen Schriften entgegen. Wie sein weit berühmter Landsmann J. Möser, mit dem er in mancher Hinsicht geistesverwandt ist, war auch er, durch seine nach verschiedenen Richtungen hin entwickelten Fähigkeiten zum fruchtbaren Journalisten wie geschaffen. Hochgebildet, doch kein einseitiger Stubengelehrter, sondern immer die Praxis scharf im Auge behaltend, von glühender Vaterlandsliebe beseelt, doch frei von jeder Kriecherei, zwar freiheitlich gesinnt, ohne deshalb ein überspannter Freiheitsschwärmer zu sein, hat er während seines ganzen Lebens sein reiches Wissen in den Dienst seiner ihm so teuren westfälischen Heimat gestellt.

Auf den verschiedensten Gebieten hat sich Mallinckrodt mit großem Erfolge betätigt. Das Feld seiner Wirksamkeit war ein so umfassendes, daß hier unmöglich eine vollständige Würdigung dieses vortrefflichen und wohl auch gefürchteten Publizisten stattfinden kann. Als Verfasser zahlreicher staatswissenschaftlicher Schriften, als verdienstvoller Dortmunder Lokalhistoriker hätte er Anspruch darauf, Gegenstand eigener eingehender Erörterungen zu werden. Uns interessiert vor allem die Stellung, die er in der Geschichte der westfälischen Presse einnimmt.[1])

Arnold Mallinckrodt war als Sproß einer alten Dortmunder Patrizierfamilie, die aber den Adel abgelegt hatte, am 27ten März 1768 in Dortmund geboren. Er promovierte in Jena zum Dr. jur. und wurde wegen seiner Fähigkeiten in den regierenden Rat seiner Vaterstadt

[1]) Eine ausführliche Darstellung der journalistischen Schöpfungen Mallinckrodts gibt Becker in seiner mehrfach erwähnten Arbeit. Doch schien es nicht gut angängig die Geschichte des bedeutendsten Organs, das in Westfalen vor 1813 bestand, von der vorliegenden Abhandlung auszuschließen, besonders da Becker einen wichtigen Artikel von Dr. Bährens „der dreißigste Geburtstag des Rhein.-Westph. Anzeigers“ nicht berücksichtigt hat. Dieser Artikel, den mir Herr Grevel zugänglich machte, steht im Rhein.-Westph. Anz. 1828, 5. Juli. Vergl. zu Mallinckrodt auch: Arnold Mallinckrodt und die Preßverhältnisse in der westfälischen Mark. Rhein.-Westf. Zeitg. 1900 Nr. 785, 3. Blatt, ferner L. Berger, a. a. O., Allg. D. Biogr. Bd. 20, 141 f., dort weitere Literatur.

gewählt.[1]) Bevor er seine journalistische Tätigkeit begann, hatte er in einer Schrift: „Versuch über die Verfassung der Kaiserlichen und des heil. röm. Reichs freyen Stadt Dortmund“[2]) seine Ansicht über die Bedeutung einer vernünftigen Publizität dargelegt.

In der Einleitung zu der genannten Schrift untersucht er, „warum die Reichsstädte überhaupt nicht so glücklich seien, wie es so kleine Republiken nach dem wahren Geiste ihrer Verfassung wohl sein könnten“. Er findet die Ursache in dem Mangel einer richtigen Publizität, „der Pflegerin des republikanischen Geistes“. „Alles, was das Gemeinwesen angehe, müsse zu jedes Bürgers Wissenschaft leicht gelangen können, es sollte insbesondere jährlich der Zustand der Finanzen, die Einnahmen und Ausgaben jeden Jahres mit der detaillirten Anzeige des Ertrages eines jeden Fonds, der Betrag der öffentlichen Schulden nebst der Anzeige, welche abgelegt worden, ferner sollten die Gründe der obrigkeitlichen Verordnungen, alle öffentlichen Verträge und die wichtigeren Stadtangelegenheiten bekannt gemacht werden, und dazu könne ein „Bürgerblatt“ dienen“.[3]) Dadurch hoffte Mallinckrodt regeres Interesse für den Staat und für das Wohl des Ganzen zu erwecken und zu nähren, jeder sähe dann die Notwendigkeit der öffentlichen Maßregeln leichter ein, und jeder Mitbürger würde mit der Verfassung bekannter, der Gemeingeist und edler Patriotismus würde geweckt und unterhalten.[4]) Zugleich entwarf er den Plan zu einem solchen Bürgerblatte und machte bekannt, daß er sich mit mehreren Männern zur Herausgabe eines solchen Blattes vereinigt habe und Anfang des Jahres 1796 damit beginnen werde. Die neue Zeitschrift sollte ein allgemeines Sprachorgan sein, worin ein jeder seine Gedanken über etwaige Verbesserungen mitteilen könnte, auch könnte sie sich im Laufe der Zeit zu einer Materialiensammlung gestalten, woraus sich jeder Rats erholen könne über städtische Angelegenheiten.

Im Frühjahr 1796 erschien das angekündigte Bürgerblatt unter dem Titel: „Magazin von und für Dortmund“ als eine Vierteljahrschrift im Kommissionsverlage von Joh. Heinr. Blothe.[5]) Den ersten Teil des

[1]) Berger 88.

[2]) Erstes Bändchen und zweites Bändchen, Dortmund im Verlage des Buchhändlers Joh. Heinr. Blothe und gedruckt bei F. G. H. Baedeker. 1792.

[3]) Mallinckrodt, Versuch u. s. w. S. 3 — 4

[4]) Ebd.

[5]) Es erschien jedes Vierteljahr ein Heft sechs Bogen Kleinoktav stark. Der Jahrgang kostete bei Subskription einen preuß. Tlr., im Ladenpreise 15

Inhaltes bildeten historische Aufsätze über Dortmund und Umgegend, woraus sich nach dem Plane des Herausgebers allmählich eine gedruckte Chronik von Dortmund entwickeln sollte. Man gestattete den Herausgebern die Benutzung des Dortmunder Archivs, wogegen sie sich verpflichten mußten, dem Archivkommissar vorher ihre Auszüge vorzulegen.[1]) Neben den geschichtlichen Aufsätzen fanden Abhandlungen und Besprechungen über Regimentsverfassung, Kirchen- und Schulangelegenheiten, sowie über Handel und Gewerbe Aufnahme ins „Magazin von und für Dortmund". In einer Anzeige vom Dezember 1797 teilte Mallinckrodt seinen Lesern mit, daß er auf vielfachen Wunsch den Inhalt des Magazins zu erweitern gedenke. Zu dem bisher Behandelten sollten nun noch hinzutreten: „Beförderung richtiger Aufklärung und Moralität, Vorurteile, Aberglaube, Biographien achtungsvoller Westphälinger, ferner Abhandlungen über Sprache, westphälischen Dialekt, gewöhnliche Fehler der Westphalen in der hochdeutschen Sprache, Vorschläge zur Bereicherung der hochdeutschen Sprache durch passende Wörter unserer provinziellen Sprache, auch noch vorzügliche ungedruckte Gedichte westphälischer Dichter. Der Charakter dieser Zeitschrift sollte „Freimütigkeit, ihr strenges Gesetz Wahrheit und Bescheidenheit sein". Mit der Vervollständigung des Inhaltes sollte auch der Wirkungskreis erweitert werden. Das Blatt sollte nun ein „Magazin für Westfalen" werden. Die Zeitschrift sollte jetzt zum Preise von 1½ Tlr. jährlich in sechs Heften erscheinen, jedes in einem Umfange von sechs Bogen. Mallinckrodts Unternehmen trat nun das Erbe des „Westphälischen Magazins" von P. Fl. Weddigen an, das mit dem Jahre 1792 sein Erscheinen eingestellt hatte, und übernahm auch einen Teil von dessen Mitarbeitern zu den trefflichen, die das „Magazin von Dortmund" schon gehabt hatte. Es seien hier nur einige Namen genannt, so Nikolaus Kindlinger[2]) (Venantius) Minoritenmönch, damals Archivar in Essen, der sich um die westfälische Geschichte hochverdient gemacht hat, ferner der schon mehrfach erwähnte C. A. Kortum in Bochum, Rektor Seidenstücker aus Lippstadt, ein tüchtiger Sprachforscher u. a.[3])

Stüber mehr. Ausführliche Beschreibung des Magazins bei Becker a. a. O. 112 ff. Rezensionen vgl. N. Allg. Dtsche. Bbl. 1801. 60, 549, 551 f. Allg. Lit.-Ztg. 1800, Nr. 74. Sp. 585. Ebd. 1801 Erg. Bl. Nr. 11. Sp. 85/8. Goedeke, Grundriß VIII, § 314, I. 8.

[1]) Magazin für Dortmund I, S. 7.

[2]) Über Kindlinger vergl. Magazin für Westfalen 1797, Heft 1.

[3]) Über Seidenstücker vgl. Grote, Jahrbuch für Westf. 2. Bd. u. d.

An Gedichten fehlte es auch nicht, es liefen deren sogar so viele ein, daß der Herausgeber sich genötigt sah, mitzuteilen, daß Plan und Umfang des „Magazins" ihm nicht erlaube sie alle aufzunehmen, und die Einsender mit der Versicherung vertröstete, daß die Verlagsanstalt einen westfälischen Musenalmanach herauszugeben beabsichtige.

Trotzdem der Inhalt des „Magazins" nichts zu wünschen übrig ließ, wollte es doch nicht recht gedeihen. Die Hefte erschienen immer mit großer Verspätung. Überhäufung mit Druckgeschäften wurde als Grund angegeben, der wahre Grund war wohl die Geldverlegenheit Blothes, des Verlegers.[1]) Der Niedergang des „Magazins" in pekuniärer Hinsicht ist wohl hauptsächlich in den Zeitverhältnissen begründet; man verlangte nach einem Blatte, das häufiger als alle Vierteljahre erschien, und Mallinckrodt sah auch bald ein, wo der Fehler bei seinem journalistischen Unternehmen lag, daher beschloß er im Februar 1798, neben seiner Vierteljahrschrift ein Blatt zu gründen, durch das er einerseits die ihn bei Herausgabe des Magazins leitenden Zwecke weiter verfolgen und zugleich dem herrschenden Zeitgeschmacke entgegenkommen könne. Die Verwirklichung dieses Planes war der „Westphälische Anzeiger".

Mallinckrodt wurde bei seinem Unternehmen nur von den edelsten Motiven geleitet. Er dachte viel zu hoch von dem Berufe eines Schriftstellers, als daß er aus schnöder Gewinnsucht und geschäftlicher Spekulation eine Zeitungsgründung unternommen hätte. In seiner 1815 erschienenen Schrift „Bemerkungen Deutschlands Literatur und Buchhandel betreffend"[2]) legt er seine Ansicht von den Eigenschaften eines echten Schriftstellers eingehend dar. „Unter der Würde des Gelehrten, besonders im Fache der schönen Literatur ist, nur nachzumodeln, nicht nach Orginalität zu streben, unter seiner Würde ist, statt Ehren und nützliche Wirksamkeit als Hauptgesichtspunkte im Auge, als Söldner um des Soldes willen zu schreiben, unter seiner Würde etwas zu schreiben,

---

Nekrolog im Amtsblatt der Kgl. Reg. zu Arnsberg, Stück 48. S. 444/45. Ferner Hesselbarth, Aus der Geschichte des alten Lippstädter Gymnasiums. Programm des Realgymnasiums zu Lippstadt. 1889, S. 8 ff.

[1]) Becker meint, das Magazin habe überhaupt nie seine Kosten aufgebracht. Die Abonnentenzahl war, als es noch „von und für Dortmund" hieß 160, davon 120 in Dortmund. Im Westph. Anzeiger (1800, Nr. 17, 271) klagten die Herausgeber, daß das Magazin zu wenig Unterstützung finde; erst 1799 habe es die Druckkosten eingebracht.

[2]) Dortmund 1815.

wodurch die Literatur und das öffentliche Wohl nicht gefördert wird. Schande ist's überhaupt, im Gebiete der Literatur zu taglöhnern, mehr Schande etwas zu schreiben, was Sittlichkeit und öffentliches Wohl gefährdet.[1]) Wer keinen Beruf zum Schreiben hat, der schneide lieber Schwefelhölzchen und tummele sich auf Steckenpferden mit seinen Kindern."[2])

Nach Mallinckrodts Ansicht sollte der „Anzeiger" ein westfälisches Nationalblatt werden, das zwischen den sämtlichen „Provinzen" Westfalens, die sich teilweise fremd gegenüberstanden, „ein engeres Band knüpfen und eine bescheidene Publizität befördern sollte".[3]) Zunächst lagen „Tatsachen der Zeitgeschichte, sowie alles, was sich auf Westfalen in physischer und moralischer Hinsicht bezog", im Plane des „Anzeigers". Populär, für möglichst weite Schichten verständlich und mannigfaltig sollte der Inhalt sein, daher sollten die Aufsätze möglichst gedrängt sein, ein Prinzip, dem auch der Herausgeber stets treu geblieben ist. Am 20. Februar 1798 kündigte Mallinckrodt sein Blatt für Juli an. Er sagte dort unter anderem: „Der mit Recht so sehr geschätzte „Reichsanzeiger"[4]) kann für einzelne Provinzen und Gegenden nicht alle Bedürfnisse befriedigen, welche man daselbst fühlet. Schon seit langer Zeit dachte ich daher auf ein Blatt, welches insbesondere unserem Westfalen gewidmet wäre, und neben einer gedrängten Übersicht der wichtigeren politischen Gegenstände den Zweck des „Reichsanzeigers" und der so achtungswerten „Deutschen Nationalzeitung" verbände." Nach der Ankündigung sollte der „Westphälische Anzeiger" enthalten:

„I. eine jedesmalige gedrängte Übersicht der wichtigeren politischen Nachrichten, wobei die besten, in Westfalen wenig bekannten in- und ausländischen Zeitungen und direkte Korrespondenzen benutzt werden sollten.

II. Nachrichten von und für Westfalen in Beziehung auf allgemeinere und lokale Moralität, Erziehung, Vorurtheile, nützliche Volksbücher, Gesundheitskunde, Ökonomie, Handlung und Fabriken, nützliche

---

[1]) „Bemerkungen Deutschl. Lit. u. Buchh. betreffend." Einl. VIII.

[2]) Ebd. 37.

[3]) Der Titel des Blattes wurde mehrfach geändert. Eine Zeitlang hieß es „Westfälischer Anzeiger", ja eine kurze Zeit „Westfaler Anzeiger."

[4]) Der „Reichsanzeiger", eine Schöpfung des Pädagogen und Schriftstellers Rud. Zach. Becker in Gotha, wurde 1791 gegründet. Auch die „Nationalzeitung der Deutschen" gab Becker heraus. Näheres vgl. Salomon I, 158, Becker 117.

Erfindungen, nützliche Anstalten, Vaterlandsliebe, geographische und statistische Veränderungen Westphalens, Justizpflege, Polizey, Kamerale.

III. Privatnachrichten, als Heyrathen, Geburten, Sterbefälle, Orts- und Amtsveränderungen, Dienstgesuche, gesuchte und ausgebotene Darlehen, Verkäufe, Anfragen über Nachrichten, welche man zu haben wünscht, Ediktalladungen, Steckbriefe, neue Etablissements und dergleichen." [1])

Vom 3. Juli an erschien der „Anzeiger", wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, in einem Bogen zum Preise „von $1^1/_2$ Tlr. Berl. Cour. per halben Jahrgang im Verlage der Blotheschen Buchhandlung". Für die Anzeigen, die sich meist auf Bücheranzeigen beschränkten, wurde eine eigene Beilage gedruckt, nur, wenn ihre Zahl sehr gering war, fanden sie Aufnahme im Hauptblatt. Die Einrückungsgebühr betrug $1^1/_2$ Stüber, alle Anzeigen unter 12 Zeilen kosteten 18 Stüber. Wer nicht 6 Wochen vor Ablauf des Halbjahres kündigte, mußte das Blatt weiter halten. [2])

Klein waren die Anfänge des „Westphälischen Anzeigers", nur neun abonnierte Exemplare wurden am ersten Posttage versandt, und Dr. Bährens suchte den Herausgeber mit der Bemerkung zu trösten, daß sich auch nur neun Mitglieder in der Rue St. Jacques zu Paris versammelt und doch die weltberühmte Pariser Akademie der Wissenschaften gestiftet hätten. [3]) Der Mitarbeiter waren auch anfangs noch wenige. Gierig schrieb die politischen Nachrichten und Bährens suchte nach eigenem Geständnis „ein Jahr hindurch fast ohne Mitarbeiter das Blatt mit allerlei Ingredienzen zu füllen". [4]) „Daß der „Anzeiger" erst langsam Terrain gewinnen konnte, finde der leicht begreiflich", — so meint Bährens — „der mit der Kulturgeschichte Westfalens nur einigermaßen vertraut ist. Als Bädeker in der freien Reichsstadt Dortmund nur Katechismen, Vogt in Hagen nur Gesangbücher druckte, und die Lippstädter Zeitung fast das einzige politische Organ Westfalens war, da fehlte es allenthalben an Elementen, welche eine bessere Zeit hätten vorbereiten können; denn die Gelehrten des Vaterlandes — an welchen dasselbe nie arm gewesen — hielten ihre Wissenschaft und deren Kultus für sich . . . . es war eine öde Stille." [5]) Der „Westphälische Anzeiger" aber begann mutig seine Laufbahn unter der

---

[1]) Westph. Anz. Jahrg. I, 1. und Becker 117.

[2]) Becker 118.

[3]) Rhein.-Westph. Anz. 1828 Nr. 54.

[4]) Ebd. [5]) Ebd.

sachkundigen Führung seiner Gründer und nach und nach stellten die tüchtigsten Männer des „Westphälischen Kreises", d. h. Westfalens im weitesten Sinne ihre Kräfte in den Dienst des „Westphälischen Anzeigers". Aus der großen Schar der Mitarbeiter seien nur folgende Namen erwähnt: Frhr. von Donop in Detmold, Pastor Ehrenberg in Iserlohn, später Oberhofprediger in Berlin, Pastor Eylert in Hamm, Minister von Fürstenberg in Münster, die Brüder Harkort, Joh. Kaspar und Joh. Peter zu Harkorten, Geheimer Rat Jakobi in Pempelfort, Prof. Jung gen. Stilling in Marburg, Prof. Kistemaker in Münster, Pastor Marechaux in Wesel, später Professor in München, Schulinspektor Natorp in Essen, später Ober-Konsistorialrat in Potsdam und Münster, Dr. Nonne in Duisburg, der unermüdliche Friedrich Raßmann in Münster, Kaufmann Siebel in Elberfeld, Dr. Varnhagen in Dortmund, Präsident von Vincke in Münster, Geheimer Rat Wiarda in Aurich, Lehrer Wilberg in Overdyk, später in Elberfeld, Pfarrer Müller in Schwelm, Pfarrer Aschenberg in Kronenberg, Pfarrer Möller von Elsey, Landrat von Hövel auf Herbeck.[1])

Kein Wunder, daß bei einem so ausgezeichneten Stabe von Mitarbeitern der Inhalt des „Westphälischen Anzeigers" ein überaus gediegener und vielseitiger war und sich vorteilhaft abhob von der Dürre und Öde der gleichzeitigen Journalistik. Das ganze weite Gebiet des sozialen Lebens fand in den Spalten des „Anzeigers" Berücksichtigung. Man müßte ein vollständiges Bild des damaligen kulturellen Zustandes Westfalens zeichnen, wollte man alles erschöpfen, was im „Anzeiger" besprochen wurde, auch Abhandlungen über westfälische Literaturgeschichte fehlten nicht.[2])

Bemerkenswert ist vor allem die freimütige und unerschrockene Sprache, mit der der „Anzeiger" alle Mißstände des westfälischen Landes vor sein Forum zog und unerbittlich rügte, und es ist nicht zum geringen Teil seinem kühnen und unermüdlichen Vorgehen zu verdanken, daß es in vielem sichtlich besser wurde, und eine Reihe Übelstände nach und nach gehoben wurde. So unternahm der „Anzeiger" z. B. einen erbitterten Kampf gegen die Kurpfuscher, die damals eine wahre Landplage in Westfalen bildeten. Unzählig war das Heer dieser medizinischen

---

[1]) Sämtliche Mitarbeiter bei Becker, 124 f.

[2]) Schlüter, Zur Geschichte der Münsterischen Schaubühne 1799, Nr. 13 u. 14. Biographische Nachrichten von Broxtermann 1802, Nr. 93 u. 94.

Quacksalber aller Art: „Alte Weiber — adeligen oder bürgerlichen Standes — verdorbene Handwerker, Leineweber, Rademacher, Drahtzieher, Uhrmacher, abgedankte Soldaten, Juden, Scharfrichter, Kurschmiede, die herumwandernden Thüringer, Ungarn, Olitätenkrämer, Hebammen, Chirurgen, Apotheker, die sich unberufen innerliche Kuren anmaßen — die Erfinder, Verfertiger, Verkäufer geheimer Arzeneien und ihre posaunenden Helfershelfer, die Verleger mancher Zeitungen, z. B. des „Hamburgischen Korrespondenten", der „Elberfelder Zeitung" u. a. drängten sich in buntem Gemisch herbei, um, jeder in seiner Art, den hilfsbegierigen leidenden Kranken herbeizulocken, ums Geld zu prellen und, so Gott will, zur sanften Grabesruhe zu befördern." [1]) In den Spalten des „Anzeigers" wurden nun dem Volke die Augen geöffnet und durch Mitteilung offenkundiger Betrügereien diese Winkeldoktoren an den Pranger gestellt.[2]) Auch gegen die Kurpfuscher auf geistigem Gebiete, jene ungebildeten Lehrer, die besonders in der Grafschaft Mark die gedeihliche Entwickelung der Volksschule hemmten, gingen tüchtige Fachmänner unermüdlich vor. Besonders J. Wilberg und H. Holthaus, selbst zwei erfahrene Schulmänner, haben sich hier große Verdienste erworben. Kein Wunder, daß der „Anzeiger" großen Anklang beim Publikum fand und sich bald zu einer Macht entwickelte, mit der man rechnen mußte. Mehrere bedeutende Männer sprachen ihm ihre Anerkennung unverhohlen aus. So schrieb z. B. der berühmte Historiker Johannes von Müller an Mallinckrodt: „Ich muß gestehen, daß ich nicht leicht ein Blatt mit mehr Vergnügen und Unterricht gelesen, keines, das gemeinnütziger, mannigfaltiger und mit mehr Verstand geschrieben gewesen wäre." [3]) Mallinckrodt konnte daher mit Recht in einem Rück-

---

[1]) Westph. Anz. I. Bd. 373 f.

[2]) Schon der „Westph. Beobachter" (vergl. oben) hatte mehrfach gegen Kurpfuscherei und die auf Aberglauben beruhenden Mittel gepredigt, und auch schon Weddigen war in seinen Zeitschriften der Rotte der Quacksalber zu Leibe gerückt. Vgl. z. B. Westph. Nationalkalender 1801. 57 ff, wo ein Arzt einen Bericht von einer solchen Pferdekur gibt; eine an Gicht leidende Frauensperson war in eine Tonne mit warmem Wasser gesetzt und mit Stricken festgebunden worden, dann ließ der Winkeldoktor nach und nach soviel siedendheißes Wasser nachgießen, bis die Kranke, die mit Tüchern über und über bedeckt war, nicht nur erstickt, sondern auch am ganzen Leibe wie gekocht, aus dem Bade gezogen wurde.

[3]) Mallinckrodt, Preßfreiheit, Preußens Grundton, 35/36.

blicke auf das bisherige gedeihliche Wirken des „Anzeigers“ seiner Freude in folgenden Zeilen Ausdruck verleihen:

„Der literarische Verkehr war nie in Westfalen so stark als jetzt. Gelehrte lernen sich kennen, die sonst nichts von einander wußten, Meinungen werden ausgetauscht, die sonst meilenweit von einander entfernt lagen, Ideen werden berichtigt, ergänzt, abgeschlossen, woran vor zehn Jahren noch kein Gedanke war. Das Publikum lernt seine Leute kennen, und das Leben des Westfalen fängt an, sich jenem öffentlichen Leben zu nähern, welches von jeher so viele Menschen veredelte und den Griechen und Römern ihre großen Männer gab. Die Tochter der letzten Dezennien des sinkenden Jahrhunderts, die die Thaten des Volkes und der Fürsten mit unerbittlicher Strenge richtet, welche sonst nur in den Totengerichten herrscht, die Publizität, hat auch in Westfalen ihren Richterstuhl errichtet, und schon mancher hat vor ihr gezittert. Freiheit macht edel. Aber in wenig Ländern ist die Presse auch so keusch und ruhig wie in Westfalen. Eine Zensur existiert, so viel ich weiß, in ganz Westfalen nicht, jeder kann drucken was er will.“ [1])

Bei weitem die beste Würdigung des mannigfachen segensreichen Wirkens des „Westphälischen Anzeigers“ gibt Dr. Bährens, selbst Mitbegründer und langjähriger Mitarbeiter, in einem äußerst frisch und begeistert geschriebenen Rückblick, den er dem zum kräftigen Manne erstarkten „Anzeiger“ bei dessen dreißigsten Geburtstage widmete. Es wäre ein eitles Unterfangen, diese Charakteristik eines kundigen Zeitgenossen durch eigene Kritik überbieten zu wollen, es sei deshalb die bemerkenswerteste Stelle daraus im Wortlaut mitgeteilt.

„Der junge „Anzeiger“ trat als ein kühner Jüngling voll Thatenmut auf, und hatte an seinem Namenstage mehrere tüchtige Pathen erhalten, welche ihn umgaben und ihm zur Seite standen. Die Mehrzahl des Volkes meinte, er sei dazu gekommen, um anzuzeigen, und auf solche Weise meinte er's auch, und konstituirte sich fast unwillkürlich zu einer unsichtbaren Macht, welche Alles kontrollirte. Zuvörderst hielt er strenge auf eine korrekte Schreibart; denn es ist nicht genug, zu wissen, wer redet, sondern wie jemand redet. Die respekt. Verfasser ihrer schriftstellerischen Proben erblickten oft ihre Geisteskinder in einer

---

[1]) Westph. Anz. 1800. 8. Aug. Am 20. Okt. 1800 teilte der Herausgeber voll Genugtuung mit, daß in dem verflossenen Jahre 613 Aufsätze eingelaufen seien, von denen zwei Drittel zur Aufnahme geeignet waren.

ganz umgegossenen Form, und lernten nun hieraus, wie es anzufangen, nicht beschnitten zu werden. Die Inkorrektheit vieler Schullehrer, die Unbehülflichkeit des Kanzleistils, die schwerfällige Amtssprache, das klare Wasser der Tautologen, die Demut der Bürgermeister, welche sich „Konsuln“ nannten und in ihrer Meinung „Verordnungen“ erließen, wenn sie bloß einem schlafenden Nachtwächter Klumpsäcke erteilten, und solche Heldentaten schriftlich verlautbarten, wurde scharf mitgenommen, und dadurch die Abschaffung vieler jetzt ganz unbekannter Sprechsünden bewirkt. Wie das Wort, so wurde auch die Tat gerügt, welche der Rüge verdiente. Wenn eine Prellerei, eine Intoleranz vorgekommen, wenn sich ein Beamter gar zu sehr verschlafen, wenn eine Unsitte gutgeheißen, ein Mißbrauch gebilligt, eine gute Anstalt gehindert, ein edles Werk unterlassen, von einem Gelehrten ein Kaninchen für einen Hasen gehalten, von einem Apotheker Rattenpulver für Jalappe gegeben, irgendwo ein Marktschreier aufgenommen, an einen Schatzgräber geglaubt, Gespenster gesehen, Wege und Pflaster vernachlässigt, Nachtwachen verwahrlost, Winkelkonsulenten, Teufelsbanner und Schwarzkünstler besucht waren — so kamen diese und hundert ähnliche Dinge in den „Anzeiger“, und erregten dadurch jene Aufmerksamkeit, wodurch tausend Mißbräuche verscheucht und unzählig viele heilsame Anstalten vorbereitet und in Gang gebracht wurden. Eine solche geheime Polizei, welche sich im Organe der Öffentlichkeit kundgibt und mit Wahrheit und Freimütigkeit wirkt, kann ungemein viel Gutes wirken, ist aber auch den Nachlässigen ein Schrecken. Wir erinnern uns noch eines alten reichsstädter Apothekers, welcher regelmäßig in einen profusen Schweiß geriet, wenn er hörte, daß wieder im „Westphälischen Anzeiger“ von einem — Apotheker etwas zu lesen. Wenn ein Müller zu viel Mulster genommen, ein Bäcker zu leicht gebacken und ein Krämer zu leicht gewogen hatte, so trauten sie alle dem Handel nicht; der erste bekam Angst vor seinem Becher, der andere vor seiner Wage und der dritte vor seinem Gewicht, weil sie nicht sicher waren, daß diese Geräte im „Anzeiger“ sprechen würden. Solchergestalt begann der „Anzeiger“ sich selbst zu schreiben, denn von allen Seiten kamen die Rapports an die Hauptwache, und es kam nur darauf an, daß bei der letzteren die Offiziere ihre Schuldigkeit taten u. s. w.“ [1])

---

[1]) Der Sprecher oder Rhein.-Westph. Anz. 1828, Nr. 54.

Nicht so günstig sah es mit dem pekuniären Erfolge des „Anzeigers" aus. Mallinckrodt mußte sich mehrfach über die Säumigkeit des Publikums im Bezahlen der Abonnementsgelder beklagen. „Bei den ersten beiden Bänden litten die Unternehmer Schaden, und erst mit dem dritten Bande wurden die laufenden Kosten gedeckt; noch aber mußte die Redaktion, welche die halbe Zeit eines fleißigen Mannes erforderte, sowie die Expedition auf jeden Entgelt für ihre Mühe verzichten," berichtete einmal der Herausgeber. Im Anschlusse daran bat die Redaktion um Einsendung des Abonnementsgeldes zum Beginne jedes Halbjahres, wobei bemerkt wird, daß für die durch die Post bezogenen Exemplare noch kein Pfennig vom Beginne des Blattes an gezahlt sei,[1]) (nachdem er 1½ Jahre bestand.)

Unter dem Titel „Merkwürdige Begebenheiten" wurde in knapper Form ein Überblick über die politischen Vorgänge gegeben. Diese Artikel waren sehr objektiv gehalten und stachen vorteilhaft ab gegen so manche in ungeschicktem Zeitungsstil geschriebene Raisonnements in anderen Blättern. Nach des Herausgebers eigener Erklärung war es weniger der Zweck dieser Artikel, dem Publikum jede politische Neuigkeit „brühheiß" aufzutischen, es sollten vielmehr die „Resultate in einem angenehmen Gewande geboten werden, so daß ein jeder sie gerne lesen, und sie auch in den Schulen zur Erlernung eines Erzählungsstiles eingeführt werden könnten".[2]) Doch wurde dem Herausgeber die Redaktion dieser „Merkwürdigen Begebenheiten" bald verleidet, einmal weil die auswärtigen Nachrichten infolge der schlechten Postverbindung Dortmunds immer mit großer Verspätung eintrafen, dann aber auch, weil man in den mannigfachen Wirren der damaligen Zeit gerade auf die politischen Berichte in den Zeitungen ein wachsames Auge hatte. Wenn auch für den „Anzeiger" nach Mallinckrodts eigener Versicherung eine eigentliche Zensur erst im Jahre 1809 eingerichtet wurde[3]) und er sich stets strenge an die Verfügung des Dortmunder Rates vom 24. Juli 1772, „daß das Raisonnieren über gekrönte Häupter nicht gestattet sei",[4]) gehalten hatte, schienen ihm doch mancherlei Unannehmlichkeiten aus dem politischen Teile des Blattes erwachsen zu sein; wenigstens machte die Redak-

---

[1]) Westph. Anz. Bd. III/ 1674. und Bd. IV, 559.
[2]) Westph. Anz III 834.
[3]) Preßfreiheit, Preußens Grundton 19 f.
[4]) Becker 127.

tion im vierten Bande bekannt, daß man „in Zukunft von Schlachten und Eroberungen, Rekrutirung und Eilmärschen, diplomatischen Unterhandlungen schweigen und vielmehr heilsame Anordnungen, neue Entdeckungen und merkwürdige Naturerscheinungen sammeln werde.“ [1])

Es war zu erwarten, daß sich der „Westphälische Anzeiger“ durch seine freie Besprechung aller Mißstände manche Gegner schaffen werde. Er sagte einmal, es gehe ihm wie den Blitzableitern von Rinteln, die auch, als sie zuerst errichtet wurden, an allem Übel schuld sein sollten. Kamen im Sommer viele Gewitter, und brachen im Winter bösartige Kinderblattern aus, an allem hatten sie die Schuld. Als einmal infolge einer Bemerkung im „Anzeiger“ die Wirtshäuser während des Gottesdienstes revidiert wurden, um die, welche gegen die kurfürstliche Verordnung zu dieser Zeit zechten, zu brüchten, sagte einer der Zechbrüder: „Jo, wann dä Westfälischen net wör, dann hätte mer noch en Glas drenken konne.“ [2])

Weil der „Anzeiger“ seine Spalten jedem zu freier Meinungsäußerung zur Verfügung stellte, nannte ihn der Minister Freiherr von Stein in seiner kernigen Sprache den „Spucknapf Westfalens“. [3]) Besonders aber erregte der „Anzeiger“ den Unwillen der preußischen Behörden, denen er manche Mängel in ihrer Verwaltung nachwies. [4]) Doch fand er in diesem Bestreben auch Worte der Anerkennung von leitender Stelle, ja sogar von dem Könige Friedrich Wilhelm III. selbst. 1801 bezeugte Richter Hardung in Hardenberg, „das Blatt mache sich um die öffentliche Sache verdient, wenn es Pflichtwidrigkeiten der

---

[1]) Westph. Anz. IV, 304.

[2]) Westph. Anz. 1803, 775. Vergl. auch die Anekdote aus Haspe. Westph. Anz. 1799, 837.

[3]) (Steinmann), von Vincke 295. Friedr. Arn. Brockhaus, der Gründer der berühmten Buchhandlung, ließ 1801 infolge eines Zwistes mit dem „Anzeiger“ gegen diesen ein Flugblatt drucken, in dem er ihm den Vorwurf machte, „er enthalte zuviel von dem neu entdeckten Schnabelthiere, von Diebs- und Mordthalen und Komplimente, die sich die Herrn Schulmeister und einige andere Koryphäen mit dem Redakteur machten“. Becker 126.

[4]) Wenn er z. B. einmal schreibt: „Der Leichnam des Mörders Schulte verbreitet am Wege zwischen Unna und Werl vom Rade herab noch Unheil. Die Behörde wird aufgefordert ihn zu entfernen.“ Beiläufig sei erwähnt, daß auch der Konkurrenzneid ihm Schlingen legte, indem der Herausgeber der „Elberfelder Provinzialzeitung“ bei der Regierung in Düsseldorf darauf antrug, den „Anzeiger“ als eine schädliche Zeitschrift in Bergischen Landen zu verbieten.

Beamten aufdecke,“ [1]) und als Mallinckrodt, der von der Bureaukratie im benachbarten Preußen wegen eines Artikels über den schlechten Zustand der Ruhrbrücke bei Schwerte viel zu leiden hatte, sich direkt an den König von Preußen wandte, antwortete dieser in einem huldvollen Schreiben vom 20. Februar 1804 und versicherte Mallinckrodt, „er werde bei einer bescheidenen Publizität gegen jede Anmaßung für die Zukunft sicher gestellt sein.“ [2]) Voll Freude schrieb damals der Pfarrer Möller von Elsey an Mallinckrodt: „Es ist doch ein Vorzug, daß so ein Blatt Papier den Göttern der Erde, oder denen, die ihre Repräsentanten sind, kühn unter die Augen treten darf, die alten Völker hatten dergleichen Zutritt nicht.“ [3])

Weit mehr als alle Angriffe und Verdächtigungen, denen sich Mallinckrodt infolge seines Freimutes ausgesetzt sah, schmerzte es ihn aber, daß das Interesse des Publikums an seinem Blatte mehr und mehr erlahmte. Immer und immer wieder mahnt er seine Landsleute, den „Anzeiger“ doch nicht dem Geschicke preiszugeben, das vor ihm so manche westfälische Zeitschrift ereilt, wiederholt verleiht er seiner Verbitterung über die geringe Anteilnahme so mancher Westfalen an den journalistischen Bestrebungen ihrer Heimat in herben Worten Ausdruck. So schreibt er im Jahre 1805: „Der „Westphälische Anzeiger“ ist die einzige populäre Zeitschrift unseres Vaterlandes, die sich so lange, nämlich jetzt schon 7 Jahre erhalten hat. Ob dieses dem Werte dieser Volksschrift, oder der höheren Bildung unserer Landsleute, oder beiden zuzuschreiben ist, mögen andere entscheiden. Soviel aber ist gewiß, daß der Deutsche und vor allem der Westfale oft ungerecht ist gegen seine eigenen Landesprodukte. Die Ursache mag vielleicht in seinem angeborenen Phlegma liegen, welches wiederum in manchen Gegenden mehr, in manchen minder vorherrschend ist, und mit welchem sich Mangel an Selbstgefühl und Nationalstolz vereinigt. Auch fehlt es ihm sehr an dem freieren und lebhafteren Gefühl, wodurch er sein, freilich aus sehr disparaten Teilen bestehendes Vaterland als ein Ganzes anzusehen sich gedrungen fühlen sollte. Es gibt wohl schwerlich ein Land, wo benachbarte Städte und Städtchen mit so kleinstädtischem Eigendünkel auf einander schauen als in Westfalen.“ [4])

[1]) Becker 122 f., wo noch mehrere Beispiele angeführt sind.

[2]) Die Briefe im Wortlaut bei Becker 133, und die ganze Verhandlung bei Mallinckrodt, Preßfreiheit 29 ff.

[3]) Rhein.-Westf. Zeitg. 1900. Nr. 785.

[4]) Westph. Anz. Bd. XI, 1224.

Freilich war die Stellung des Publikums dem „Anzeiger" gegenüber vielleicht auch nicht ganz unberechtigt, denn so kräftig sich auch der „Anzeiger" nach und nach entwickelte, er hatte auch seine Flegeljahre; es war jene Zeit, „wo er, sich seiner Kraft bewußt, seine Macht persönlich gebrauchte, wo er sich infolgedessen verhaßt machte". „Er hudelte und ließ hudeln," — so meint ein Zeitgenosse — „witzelte, spöttelte, profanierte, blieb nicht frei von Eigennutz; hatte Freunde, welche eine besondere Clike bildeten; machte Partei und übte Partei, veranlaßte Skandal und brachte es in Kurzem so weit, daß er auf einmal einen Galgen voll, nämlich sieben Prozesse hatte, und nur aus Neugierde, nicht aber aus Liebe gelesen wurde, denn Skandal erregte Zulauf. Der „Anzeiger" hatte aufgehört, in der Idee zu leben, er war nicht mehr moralisch unsichtbare Person, oder geistige Macht, er war — Pranger."[1]) Doch besonnene Männer nahmen sich seiner an und verwiesen ihm seine Torheiten, und er begann, nachdem er seine Sturm- und Drangperiode überstanden hatte, von neuem zu erstarken — da kam die Franzosenherrschaft und legte auch dem „Anzeiger" die Fesseln an, aus denen er sich sobald noch nicht befreien sollte.

Immer düsterer wurde es ja am politischen Himmel. Da auch die königstreuen Markaner fürchteten, von ihrem alten Herrscherhause, von Preußen, losgerissen zu werden, traten sie mit einer von glühender Liebe zu Preußens Königsthron beseelten Eingabe, die Möller, der Pfarrer von Elsey[2]) verfaßt hatte, direkt vor den König und baten flehentlich, man möge doch jene Versicherung, die einst der Große Kurfürst ihren Vorfahren gegeben, nämlich daß sie „zu ewigen Zeiten weder abgetreten noch verwechselt, sondern immer und allzeit bei seinem Hause im Besitz ihrer Rechte und Freiheiten erhalten werden sollten," nicht zu nichte machen.[3]) Die bejahende Antwort des Königs wurde unter dem Jubel der Bevölkerung von den Kanzeln verlesen und im „Westphälischen Anzeiger" veröffentlicht.[4]) Doch die Freude erreichte durch den Frieden

---

[1]) Westph. Anz. 1828. 1069.

[2]) Über sein Leben und Wirken vergl. „der Pfarrer von Elsey", Rhein.-westf. Anz. Kunst und Wissenschaftsblatt 1823. 29. Nov. Die von Mallinckrodt veranstaltete Sammlung seiner Schriften in dem Buche: Der Pfarrer von Elsey, Dortmund 1810. 2 Bde., wo auch die meisten Aufsätze verzeichnet sind, die Möller in periodische Schriften hatte einrücken lassen.

[3]) Berger 98.

[4]) In der Nummer vom 10. März 1806. Dort die ausführliche Darstellung des ganzen Vorgangs.

zu Tilsit (9. Juli 1807) ein jähes Ende. Nachdem schon 1806 Napoleon Dortmund mit dem Herzogtum Berg vereinigt hatte, kamen nun auch alle preußischen Länder westlich der Elbe an Frankreich.

Als in Dortmund die französische Verwaltung eingeführt wurde, organisierte man auch bald die Presse nach französischem Muster. Schwer lastete damals die Faust Napoleons auf ihr in allen seiner Macht unterstehenden Provinzen. Auch der „Anzeiger" hatte unter diesem Drucke zu leiden. Seit 1805 mußte er auf die Besprechung aller brennenden Fragen vollständig verzichten.

„Der „Anzeiger" war damals," um mit Bährens zu sprechen, „so erlaubt in Constantinopel als in Düsseldorf, und war so nackt, daß man ihm auf die Haut sehen konnte. . . . An Musterungen mit Schärfe durfte er nicht mehr denken, er war ein — armer „Anzeiger", denn er war Emigrant in seinem eigenen Vaterlande, worin er nicht mehr zu Hause, sondern — zum Besuch war."[1]) Kein Wunder, daß er immer mehr an Interesse und auch an Abonnenten verlor. Während die Zahl der Bezieher 1805 noch 1188 betragen hatte, sank sie bis 1807 auf 700 und dann noch tiefer.[2]) Als nun 1809 der „Anzeiger" auch noch einen eigenen Zensor erhalten sollte, da hielt es Mallinckrodt für das Beste, das Blatt, das doch nur mehr ein Scheinleben führte, eingehen zu lassen. Die letzte Nummer erschien am 30. Dezember 1809.[3])

---

[1]) Rhein.-Westph. Anz. 1828, 1071.

[2]) Becker 138. Es ging fast allen Zeitungen in französischen Gebieten so. Nach einer statistischen Notiz vom Jahre 1811 gab es in Städten wie Mülheim a. Rh., Essen, Duisburg kaum noch ein Dutzend, die sich Zeitungen hielten, und auf eine Anfrage über den Zeitungsbetrieb, (April 1813) im Großherzogtum Berg, Roerdepartement u. s. w. antwortete der Maire von Burtscheid dem Präfekten der Rheinlande: „Da im vorigen Jahre nicht einmal das Napoleonische Bulletin in den Zeitungen habe stehen dürfen, so behülfen sich bei ihm die Zeitungsliebhaber jetzt lieber ohne solche, da sie kein unnützes Geld wegwerfen wollten." Salomon II. 142 u. Goecke, das Großherzogtum Berg. Köln 1877. Vergl. auch die Verfügungen betreffend den Dorstener „Argus". Beilage 3.

[3]) Becker 138. In den letzten Jahrgängen konnte man häufiger merken, daß Mallinckrodt, der in seiner Eigenschaft als Präfekturrat mit Geschäften überhäuft war, der Redaktion seines Blattes nicht mehr die richtige Aufmerksamkeit schenken konnte. Während z. B. der „Anzeiger" in den ersten Jahren seines Bestehens streng auf Toleranz gehalten hatte, und auch Mallinckrodt, obwohl selbst Protestant, den Forderungen der Katholiken immer gerecht geworden war, sodaß viele katholische Geistliche mitarbeiteten, wurde dies in

So war denn auch der „Westphälische Anzeiger“, der mit Recht in den ersten Jahren seines Bestehens zu den größten Hoffnungen berechtigte, so manchem seiner Vorgänger gefolgt. Doch während jene leider nur zu oft kein besseres Los verdienten, muß man das Geschick des „Anzeigers“ bedauern, denn er war das bedeutendste Blatt auf roter Erde vor 1813 und eines der wichtigsten Organe Norddeutschlands.

Es erübrigt nun noch, kurz auf einige kleinere politische Organe einzugehen, die fast alle gewaltsam von den Franzosen unterdrückt wurden.

Im Jahre 1803 richtete Karl August Schuerholz in Dorsten auf Grund eines Herzoglich Arenbergischen Privilegs eine Buchdruckerei ein und gründete auch eine Zeitung, die er „Argus“ nannte, und ein Intelligenzblatt, das auch die Bekanntmachungen für die benachbarten Länder des Fürsten Salm-Salm, Salm-Kyrburg und Salm-Rheingraf brachte.[1])

Der „Argus“ erschien dreimal wöchentlich und enthielt hauptsächlich politische Artikel, meist aus fremden Zeitungen entlehnt; eine Mittwochsbeilage brachte gemeinnützige Nachrichten und Aufsätze.[2]) Leider

---

den letzten Jahren anders, sodaß öfter Klageschriften katholischer Leser einliefen Wenn z. B. die Mönche Tagediebe, erbärmliche Ignoranten genannt wurden und dem Wunsche Ausdruck verliehen wird: „O, möchten diese blutdürstigen Henker unserer Kinder, die Trappisten, doch fern von diesen Gegenden verbannt sein“, so konnte man doch auf Toleranz keinen Anspruch mehr erheben Westph. Anz. 14. Bd. 50 u. 348 ff.

[1]) M. St. A. (A. N. Z.) Oberpräs. 88. Der Titel des Blattes wechselte öfter. Vollständige Exemplare sind heute sehr selten, Herr Grevel besitzt die Nummern vom 3. Sept. 1805 bis 1. April 1806. Der Titel lautet: „Der Argus. Kriegs- und Staatssachen“ und: „Der Argus. Gemeinnützige Nachrichten und Aufsätze,“ die abwechselnd erschienen, wöchentlich zwei Blätter nur für Politik bestimmt, eines für gemeinnütz. Nachrichten. Vom 1. Januar 1806 ab war der Titel: „Der Argus. Mit gnädigster Freiheit.“ Die Geschichte des Blattes beruht auf Akten des Kgl. Staatsarchivs zu Münster. Vest Recklinghausen, Statth. Arch. Rep. 131. 3a. E. No. 8.

[2]) Am 11. Nov. 1805 erging an den Stadtrat zu Dorsten die fürstliche Verordnung: „In das mittwöchige Wochenblatt, welches unter der Aufschrift „gemeinnützige Nachrichten und Aufsätze“ von nun an nichts mehr als öffentliche Avertissements von z. B. Verehlichungen, Todesfällen, Verhaftungen, Verkäufen, welche eingesandt werden, und die ihr zugehenden gerichtlichen oder sonstige obrigkeitliche Anzeigen aufzunehmen, und diejenigen anderen Gegenstände, womit bisher jenes Wochenblatt größtenteils angefüllt war, nämlich literarische Fehden, Entgegnungen, satirische Anekdoten, politische Raisonnements über Krieg und Frieden, oder Staatsverfassungen und die

sind nur wenige vereinzelte Nummern erhalten, aber man kann schon daraus ersehen, welche freimütige Sprache der Redakteur damals in seinem Blatte führte, man muß sich wundern, daß es ihm trotz aller Plackereien gelang, sein Zeitungsunternehmen so lange zu halten. Für die Herzoglich Arenbergische Regierung war der „Argus“ das reinste enfant terrible, durch seine Berichte erregte er bald hier, bald dort Anstoß und mochte man ihm noch so oft die Rute zeigen, es half nichts. Wiederholt mußte die Redaktion darauf hingewiesen werden, „daß bei Erwägung der Landesherrschaft stets das Prädikat Hochfürstliche Durchlaucht beizufügen sey.“[1]) Als in mehreren Nummern des Jahres 1806 dieser Aufforderung nicht entsprochen wurde, man vielmehr neuen Grund zur Klage dadurch gegeben, „daß man auf die trockenste Weise gemeldet hatte, daß der von seinen Untertanen so innigst geliebte Fürst, von den Seinigen so längst getrennt, ganz unvermutet in ihrem Kreise persönlich erschienen sei“, wurde der Herausgeber des „Argus“ zu einer Strafe von 6 Goldgulden verurteilt und ihm zugleich mitgeteilt, „für die vaterländischen Zeitschriften sei es strenge Pflicht, über jedes vaterländische frohe Ereignis schon aus eigenem Antriebe diejenigen Empfindungen für die Gesamtheit auszudrücken, von welchen es nicht bezweifelt sei, daß sie solche bei jeder Gelegenheit an den Tag legen würden“.[2])

Im Jahre 1805 wurde für Schuerholz die Zensur eingeführt. Jedes Buch, das er drucken wollte, mußte er vorher der Landesregierung, jede Nummer des „Argus“ dem ersten Bürgermeister von Dorsten vorlegen. Vergebens bat er flehentlich, man möge doch von dieser Verfügung Abstand nehmen, dadurch erleide der Redaktionsbetrieb eine solche Störung, daß er, bei dem ohnehin geringen Absatz der Zeitung, die noch nicht die Unkosten einbringe, genötigt sein würde, das Blatt einzustellen. Doch die Regierung blieb bei ihrer Anordnung. Aber es half nicht viel.

Schon am 3. April 1806 beschwerte sich der Generalleutnant von Blücher, und einige Zeit später der Generalmajor v. Heldwing, Gouverneur der Grafschaft Mark, wegen der Berichte des „Argus“ über

---

sogenannten, größtenteils unrichtigen Reflexionen über Länderstatistik u. s. w. gänzlich aus demselben wegzulassen.“ Recklinghausen, den 11. Nov. 1805. M. St. A. (Vest Recklinghausen, Statthalterei-Archiv. Repert. 131. 3. a. E. No. 8.)

[1]) Verordnung vom 30. Juli 1805. (M. St. A. a. a. O.)

[2]) Verfügung vom 4. April 1808. Ebd.

Militärangelegenheiten. [1]) Die Regierung in Recklinghausen sprach daraufhin den Zensoren ihre größte Unzufriedenheit aus, daß sie ihres Amtes so lässig gewaltet. Sie hätten nicht gerügt, daß der „Argus" politische Ereignisse mit anstößigen Bemerkungen hie und da begleitet, über Krieg und Neutralität anzüglich raisonniert, aus ausländischen Zeitungsblättern diplomatische auf Verunglimpfung und Herabsetzung großer auswärtiger Staatsdiener hinzielende Anekdoten erzählt, die Tapferkeit großer Kriegsheere in ein zweideutiges Licht gesetzt und über die damaligen Truppenbewegungen, sowohl außerhalb wie innerhalb des Landes, unrichtige und beunruhigende Daten erzählt habe. Im Anschluß daran wurde dem Herausgeber Schuerholz aufs nachdrücklichste eingeschärft, es solle nichts über politische und kriegerische Vorgänge aufgenommen werden, was nicht aus guter Quelle geschöpft sei; Raisonnements jeder Gattung seien ein für allemal verboten. Über Truppenbewegungen dürften nur offizielle Akten veröffentlicht werden, „auch dürfe nicht im Mindesten erwähnt werden, ob die okkupierten Länder die Truppen mit Jubel empfangen oder nicht, von den Militärübungen in hiesiger Gegend aber sei ein völliges Schweigen zu beobachten". [2]) Bald erregte der „Argus" neuen Anstoß durch einen gehässigen Artikel über den deutschen Adel. [3]) Zur Verantwortung gezogen, gab er vor, den Artikel einem Kölner Blatte, dem „Cölnischen Beobachter" entlehnt zu haben, der ihn seinerseits wieder aus der französischen Zeitung „Publiciste" abgeschrieben haben wollte. Im Jahre 1807 beschwerte sich der französische Gesandte beim Bundestage in Frankfurt, wegen der im „Argus" enthaltenen unächten und an-

---

[1]) Vergl. Beilage 1 u. 2.

[2]) Verordnung vom 6. April 1806. (M. St. A. Ebd.)

[3]) Der „Argus" hatte unter Paris 28. Nov. geschrieben: „Dem Kaiser scheint es in Berlin recht sehr zu gefallen. Die Bürger in Berlin sind enthusiastisch für den großen Mann eingenommen. Der Adel scheint aber weniger zufrieden zu sein. Die Erniedrigung, die er duldet, tröstet die übrigen Klassen über das Elend, das der eitle Hochmut und die absurden Maasregeln der Höflinge und Großen über den Staat gebracht haben. Alle die Deutschland genau kennen, wissen, daß die Klasse, die in Ansehung des Ranges und der Ehrenwürden die erste ist, ohne allen Vergleich, was Kenntnisse, Energie und Seelenadel betrifft, die niedrigste ist. Der deutsche Patriot, der mit traurigem Auge seine Nation vor dem Schwerte Frankreichs sich beugen sah, tröstet sich, indem er den Hochmut des Adels und der Vorurteile, die für das Glück der Menge verderblicher waren als das Joch des Feindes selbst, eingestürzt sieht." M. St. A. a. a. O.

stößigen Nachrichten von den kaiserlichen Armeen. Infolgedessen wurde der Redaktion die Aufnahme aller Nachrichten verboten, die das französische Gouvernement oder die französischen Armeen von weitem beleidigen könnten, ja sie sollte nicht einmal solche Berichte aus fremden Zeitungen abdrucken. Auf den ersten Kontraventionsfall wurde eine Strafe von 100 Rtlr. gesetzt, auf den zweiten die unausbleibliche Einziehung des Verlags und Privilegs. Schließlich wurde die Redaktion nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß stets dort, wo der Regenten Frankreichs persönliche Erwähnung geschieht, jedesmal die Prädikate K. K. Majestät beizufügen sei. [1])

Weil wegen der fast täglich anhaltenden Militärdurchmärsche und Einquartierungen die Zensur meist unterbleiben mußte, so wurde die Redaktion allein verantwortlich gemacht für ihre Berichte, bei dem geringsten Verstoß aber sollte die Zeitung unterdrückt werden.

Dieser Fall ist dann auch später eingetreten. Als in der französischen Zeit der Herzog von Arenberg seine Souveränität verlor, kam Schuerholz mehremale in unliebsame Berührung mit dem neuen Landesherrn. Am jenseitigen Ufer der Lippe, nahe an den Toren der Stadt, wurde eine französische Douanenlinie gezogen und Schuerholz Waren für Konterbande erklärt. [2]) Auch der „Argus" wurde mehremale unterdrückt, „weil er nicht in patriotischem Geiste geschrieben". Nach einer Notiz der Essener „Allgemeinen politischen Nachrichten" wurde „die in Dorsten erscheinende Zeitung „Der Argus" in Jahre 1809 gänzlich untersagt". [3])

Die Geschichte der Zeitung, von der nun die Rede sein soll, mutet uns fast an wie ein Kapitel aus dem schon erwähnten Roman Müllers von Itzehoe „Siegfried von Lindenberg". Auch hier haben wir einen stolzen, selbstbewußten Herrn, politisch eine Null, obwohl er im Regensburger Reichstage auf einer der Grafenbänke saß, der aber eine kleine

---

[1]) Verordnung vom 30. Juli 1807. Vgl. Beilage 30.

[2]) M. St. A. (A. N. Z.) Oberpr. Nr. 88.

[3]) 1809, Nr. 37. Nach gütiger Mitteilung des Herrn Grevel in Düsseldorf. Nach einer Angabe Salomons (II, 141) mußte der „Dorstener Zuschauer" eine Zeitlang sein Erscheinen einstellen, weil er am 28. Jan. 1812 gemeldet hatte, daß der Leutnant Roß auf einer Reise nach Petersburg durch Dorsten gekommen sei. Es sei schon hier bemerkt, daß Schuerholz später die Erlaubnis nachsuchte in Münster eine politische Zeitung „Merkur" gründen zu dürfen, was ihm aber wegen seines demokratisch anrüchigen Rufes nicht gestattet wurde. (M. St. A.) A. N. Z. Oberpräs. 129.

fast kreisförmige Fläche von kaum einer Meile Umfang mit der Prachtliebe eines Ludwig des XV. beherrschte. Seine Residenz Burgsteinfurt — denn um den Grafen von Burgsteinfurt handelt es sich hier — hatte er sich zu einem Versailles en miniature geschaffen. Der Schloßgarten, in ganz Westfalen unter dem Namen „Bagno" berühmt, und überhäufig von berufenen und unberufenen Dichtern in westfälischen Zeitschriften besungen,[1]) war im Geschmacke des Barock mit Grotten, Wasserkünsten und Moscheeen künstlich angelegt. Außer Speise- Tanz- und Gesellschaftssälen gab es im Bagno auch eine Bühne, auf der häufiger wandernde Komödianten Gastspiele veranstalteten, ferner ein Konzerthaus, wo die Hofkapelle im Sommer jeden Sonntag Konzerte gab, wobei der Graf, der selbst ein Virtuos auf der Flöte war, mitwirkte. Der wissenschaftlichen Bildung seiner Untertanen diente neben „dem Kunsthaus" im Bagno, das außer einer Gemäldegalerie, einer Sammlung von Münzen und Altertümern auch eine Bibliothek enthielt, das bereits 1591 gegründete „Gymnasium illustre Arnoldinum", an dem 6 Professoren und 6 Präzeptoren wirkten. Der Fürst ging sogar mit dem Gedanken um, „ein Gesetz zu erlassen, daß niemand ein Amt erhalten solle, der nicht auf diesem Gymnasium studiert habe",[2]) auch ließ er zahlreiche junge Leute ausbilden und schickte sie auf seine Kosten auf Reisen. So fühlte sich der Fürst in seiner Duodezherrlichkeit äußerst wohl, und es fehlte ihm, wie weiland dem Herrn Seyfried von Lindenberg nur eine Zeitung, die wie der französische „Mercure", den Glanz seiner Herrschaft auch in der Fremde bekannt mache. Diesem Mangel wurde abgeholfen durch die Gründung des „Burgsteinfurter Unbefangenen", den Friedrich Heinrich Emil Schnaar, ordentlicher Professor der Geschichte und lateinischen Beredsamkeit am akademischen Gymnasium in Burgsteinfurt und Rektor der damit verbundenen lateinischen und deutschen Knabenschule vom Jahre 1804 an herausgab.[3]) Den gelehrten Professor hatte sich der Fürst 1795 von

---

[1]) Vgl. z. B. „Mimigardia" für 1810, 81, Vagedes „Der Bagno" und Just. Gruner „Meine Wallfahrt" . . . II, 51 ff. Die Schilderung der Burgsteinfurter Verhältnisse nach dem Zeitgenossen Berghaus, der sehr geringschätzig von dem Grafen von Burgsteinfurt spricht. In Münster habe man ihn nur „Burgsteinfurter Hans Wurst" genannt. Berghaus, Wallfahrt I, 205 ff.

[2]) Berghaus I, 215.

[3]) Der „Unbefangene" wurde gedruckt und verlegt bei A. F. Denhard in Burgsteinfurt. Er kostete einen Kronentlr. das Jahr, doch mußte man stets den ganzen Jahrgang halten. Gelehrte und gemeinnützige Artikel sollten

Rintelen verschrieben, wo dieser auf der dortigen Universität Philosophie vortrug; er lebte in Burgsteinfurt bis 1833 (gestorben am 27. April 1833).[1])

Der von Schnaar redigierte „Unbefangene" trat in recht unscheinbarem Gewande vor die Leser, wöchentlich zweimal im Kleinoktavformat, die Nummer aus 8 Seiten bestehend. Leider gehören vollständige Jahrgänge der Zeitung heute zu den Seltenheiten, sodaß wir auf das Inhaltsverzeichnis, das wir Raßmann verdanken, und einige wenige Nummern angewiesen sind. Der Inhalt gliedert sich in politische Neuigkeiten und gelehrte Artikel. Zahlreiche Gelehrte, Dichter und Beamte des westfälischen Landes finden sich unter der Zahl der Mitarbeiter. Der Herausgeber selbst steuerte Übersetzungen aus verschiedenen Sprachen bei. So (1804) „Der Teufel schießt einen Bock", aus dem Französischen (Stück 10), „Über den Tod des Sokrates", aus dem Englischen (Stück 11), aus dem Holländischen „Geschichten", ja sogar aus dem Hebräischen eine Abhandlung „Wie muß ein Regent denken und handeln, wenn er will, daß ihm die Untertanen nicht zum Scheine sondern herzlich gern gehorchen" (Stück 16).[2]) Man sieht, der Graf gestattete eine freie Aussprache in seiner Zeitung, und dies mag wohl auch der Grund gewesen sein, daß das an sich unbedeutende Blatt so zahlreiche Mitarbeiter fand. Auch Frauen sandten Beiträge ein, unter anderen Bernhardine von Wintgen, Stiftsdame in Borghorst.

Die politischen Artikel im „Unbefangenen" waren nicht wie die der meisten anderen gleichzeitigen Blätter in einem trockenen, berichtenden Stile abgefaßt, sondern reich mit schwulstigen gelehrten Phrasen und Floskeln durchsetzt. Wir lesen da z. B. vom 27. September 1809 unter Wien: „Die lange Pause in dem großen politischen Drama geht zu Ende, der Vorhang rauschet auf und im Hintergrunde erscheint Irene mit den reichen Attributen des beglückenden Friedens; die Unterhandlungen sind soweit gediehen, daß man der Unterzeichnung des Friedens augenblicklich entgegensehen darf. Der Ball der großen Entscheidung

---

unentgeltlich Aufnahme finden (!). Vier Stücke vom Jahre 1809 und 1810 befinden sich in der Bibliothek des Altertumsvereins in Münster.

[1]) Über Schnaar vgl. Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergesch. 13. Bd. 156 f. Kassel 1802; Meusel 7. Bd. 245, 11 Bd. 676, 20. Bd. 221, Goedeke, Grundriß § 314/I. 56, Raßmann I, 85, wo auch eine Inhaltsangabe der Zeitschrift II, 148; III 150, Nachrichten 301.

[2]) Raßmann I, Anhang 86.

wird unaufhörlich zwischen Totis und Schönbrunn hin und her geworfen!" Ein anderes Mal wird von Napoleon gesagt: „Mit neuen Lorbeeren bekränzt, wird der Kaiser in Kurzem als Sieger und Friedensstifter nach Paris zurückkehren. Zweimal glänzt er nun als Austriakus an der Säule der Unsterblichkeit." [1])

Auch Anzeigen fanden im „Unbefangenen" Aufnahme und kosteten die gedruckte Zeile ½ Groschen. [2])

Zu der Zeit da Münster außer dem Intelligenzblatte keine Zeitung hatte, brachte der „Unbefangene" häufig Münsterische Lokalnachrichten. So teilte 1807 Wolffs, Lehrer der Zeichenkunst in Münster, den Entwurf einer „ökonomischen Damengesellschaft" mit. [3]) Der Herrlichkeit des Grafen von Burgsteinfurt wurde von den Franzosen ein jähes Ende bereitet. Burgsteinfurt selbst wurde Hauptstadt eines Arrondissements im Departement Lippe und Sitz des Unterpräfekten eines Tribunals erster Instanz und Arrondissementrats. Der „Unbefangene" bestand unbehindert fort bis 1812. Er blieb aber seinem Namen nicht immer treu, mischte sich mehr und mehr in die Politik ein in einer Weise, die den Franzosen bald unbequem wurde, und 1812 bliesen sie ihm das Lebenslicht aus.

Eine uns heute merkwürdig vorkommende, aber damals aus den Verhältnissen erwachsene Form der Verwaltungsjournalistik tritt uns in dem „Wochenblatt der Cleve-Märkischen-Immediat-Sicher-

---

[1]) Unbefangener 1809, 6. Jahrg., 82. St.

[2]) Eine uns erhaltene Nummer enthält nachstehende Bitte eines Vaters an seinen Sohn, der sich der Konskription durch die Flucht entzogen hatte, doch zurückzukehren. „Mit aller Wärme meines Herzens fordere ich meinen Sohn Heinrich, der bei der letzten Losung Nr. 92 gezogen und ohne mein Wissen und Willen seinen Dienst bei dem Dh. Posthalter Strothmann in Detten verlassen und einen Ort zu seinem Aufenthalte gewählt hat, der mir aller angewandten Mühe ungeachtet, bis jetzt unbekannt geblieben ist, hierdurch auf, sich unverzüglich zur Übernahme seiner Dienstpflicht hier wieder einzufinden. Mein Vermögen ist aufgeschrieben. Ist ihm an meiner Ruhe und Wohlfahrt gelegen, so erwarte ich von ihm pünktlichen Gehorsam." Derartige Anzeigen fanden sich damals in fast allen Zeitungen in großer Anzahl, es waren ja jene unseligen Zeiten, wo Napoleon die Blüte der deutschen Jungmannschaft zu Hunderten nach Rußland schickte, wo zahlreiche Jünglinge diesem Schicksale zu entfliehen suchten und sich monatelang in Wäldern und auf Heuspeichern verborgen hielten. Die armen Eltern mußten mit ihrem Vermögen für ihre Söhne haften. Beob. VI. Jahrg. 1809, 13. Okt.

[3]) E. Raßmann, Nachrichten 165.

heits-Kommission"[1]) entgegen, das 1801 zu Bochum erschien, jede Woche ein halber Bogen Oktav, und dessen Inhalt sich stets in folgender Zusammensetzung zeigte: „1) Verbrecher, welche entweder zum Tode oder zur Deportation nach Sibirien oder zu Festung und Zuchthaus verurteilt wurden. 2) Von solchen, die mit einer Polizeistrafe belegt werden. 3) Von unschuldig befundenen Arrestanten. 4) Von gestohlenen Sachen. 5) Von Diebstählen und Einbrüchen. 6) Von verhafteten Kriminalverbrechern. 7) Von Maßregeln betreffend der inneren Sicherheit. 8) Von erteilten Prämien für entdeckte Verbrecher. 9) Von im Auslande getroffenen Maßregeln zur öffentlichen Sicherheit. 10) Von der nötigen Aufsicht solcher Subjekte, welche nach ausgestandener Strafe in ihren Wohnort zurückkehren." Es läßt sich aus dem Erscheinen eines solchen Blattes ein Schluß auf die damaligen Zustände in westfälischen Landen ziehen. Mit der öffentlichen Sicherheit war es in jener Zeit, besonders in den niederrheinischen Gegenden und in der Grafschaft Mark sehr schlecht bestellt. Die zeitgenössigen Berichte malen uns ein groteskes Bild von dem Räuberunwesen, wie es sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts infolge der langjährigen Kriege und der politischen Wirren immer mehr breit machte. Was betriebsame Romanschreiber wie Vulpius, Cramer, Spieß u. a. der sensationslustigen Menge in düsteren Bildern in zahllosen Räuberromanen vorführten, das konnte man bis zu einem gewissen Grade damals in den niederrheinisch-westfälischen Gegenden in Wirklichkeit erleben. Es war die Zeit der Räuberhauptmänner Schinderhannes, Picart und anderer. Militärisch organisiert unter strengem Kommando stehend, durchzogen ganze Scharen von Mordbrennern die Lande zwischen Rhein und Weser, oft mit klingendem Spiel, zu Wagen und zu Pferde.[2]) Schon der Prediger Schwager erzählt anläßlich seiner Reise durch Westfalen, daß in Velbert eine Horde ein Haus ausgeplündert und dann den Beraubten, der die Notglocke läutete, noch ausgespottet habe.[3]) Im Jahre 1797 wurde eine Liste der Hauptübeltäter gedruckt, doch wagte niemand so recht gegen diese Banden vor-

[1]) „Wochenblatt der Immediat-Sicherheits-Kommission" zu Bochum 1801. Den Verlag des Blattes hatte die Voigtsche Buchhandlung in Hagen, der Preis betrug 8 g. G. Westph. Anz. 7. Bd. 1602 u. 8. Bd. 736.

[2]) Eine Darstellung dieser Verhältnisse siehe „Essener Blätter", Bd. 23, 135 ff.

[3]) Joh. Moritz Schwager, Bemerkungen auf einer Reise durch Westfalen bis an und über den Rhein, Leipzig 1804.

zugehen, aus Furcht vor ihrer Rache. Es bedurfte zur Beseitigung dieser traurigen Zustände außerordentlicher Maßregeln, und daß diese ergriffen wurden, und langsam geordnetere Verhältnisse eintraten, ist nicht zum geringsten Teile ein Verdienst des „Westphälischen Anzeigers". Weil hier einer der Fälle vorliegt, wo wir den günstigen Einfluß der noch so jungen westfälischen Presse auf die Verwaltung des westfälischen Landes feststellen können, sei noch mit wenigen Worten auf diese Verhältnisse eingegangen, da die Art und Weise, wie der „Anzeiger" seinen Zweck zu erreichen suchte und endlich auch erreichte, höchst originell ist. Unter einer eigenen Rubrik „Öffentliche Sicherheit" brachte er stets die Nachrichten der neuesten Greueltaten zugleich mit der eindringlichen Mahnung an die Behörden, doch dem Räuberunwesen kräftig entgegenzutreten.[1]) Doch lange blieb seine Stimme unbeachtet. Erst als in der Nummer 95 vom Jahre 1799 von einem ruchlosen nächtlichen Überfalle auf den hochgeachteten Pfarrer Klemp in Eichlinghofen berichtet wurde, und der Pfarrer von Elsey diese Nummer an den König von Preußen sandte mit der inständigen Bitte, doch der bedrängten Mark Schutz gegen diese unerhörten Übergriffe zu verleihen, schritt der König selbst ein. Er ordnete an, daß die Diebe künftighin gleich nach der Festung Wesel gebracht und dort aufs strengste bestraft werden sollten, auch dem Kriminalrichter in Wesel so viele Referendarien beigeordnet werden sollten, als er verlange.[2]) Diese gut gemeinten Verfügungen des Königs scheinen jedoch nicht zu einer nachdrücklichen Verfolgung des Raubgesindels geführt zu haben, denn der „Anzeiger" mußte Anfang 1801 von neuen Räubereien aus der Gegend von Lünen berichten, wo eine Bande von 20 bis 30 Räubern in das Haus des Pächters Bierhort eingedrungen war. Nachdem sie alle geknebelt und gebunden hatten, zerhieben sie mit Axten Kisten und Schränke und raubten über 200 Tlr. und Kleidungsstücke. „Sie hatten abgeschnittenes Haar, lange und graue Röcke, runde Hüte und hatten zwei große Metzgerhunde bei sich".[3]) Der eifrige Pfarrer von Elsey ließ sich aber durch den geringen Erfolg seines ersten Vorgehens gegen das Räuberwesen nicht entmutigen und schrieb nun selbst einen Artikel in den „Anzeiger", in dem er, um der Zensur zu entgehen, in einer

---

[1]) Vergl. die Berichte von heute fast unglaublich klingenden Raubmorden. (Westph. Anz. 1800, Nr. 3, Nr. 11.)

[2]) Berger 83 u. Westph. Anz. 1800, Nr. 6.

[3]) Westph. Anz. VII, 1053.

schlau ersonnenen, leicht verständlichen Fabel sehr treffend die traurigen Zustände, und besonders die Lässigkeit der Beamten geißelte.[1])

Bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts, so führte Möller aus, gab es in den westfälischen Gauen noch zahlreiche Wölfe. Durch gemeinsames, tatkräftiges Vorgehen von Jägern und Landleuten gelang es aber diese Landplage auszurotten. Bald dachte man an keine Wölfe mehr, ja, manche bedauerten schon, daß man den Wölfen Unrecht getan, wer wüßte, ob alle, die man für Wölfe gehalten, wirklich Wölfe gewesen, es könne ja manch ehrlicher Spitz darunter gewesen sein. In einem kalten Winter kam plötzlich über den zugefrorenen Rhein ein Rudel Wölfe; man glaubte es erst, als sie in die Häuser einbrachen und raubten. Nun war große Not bei Jäger und Hirten, man verstand die frühere Art der Wolfsjagd nicht mehr, man studierte zuerst die Naturgeschichte und machte Vorschläge zur Besserung der Wolfsnatur, man stellte alle möglichen Versuche an, ob man nicht die bösen Wölfe an vegatabilische Kost gewöhnen und ihr böses Naturell verbessern könne. Während so die Jäger sich stritten, trieben die Wölfe ihr Unwesen ruhig weiter, sodaß auf dem platten Lande niemand vor ihnen sicher war, u. s. w.

Der Artikel fand damals allgemeine Bewunderung und wurde auch dem Könige vorgelegt, auf den er auch seinen Eindruck nicht verfehlte. Da er daraus ersah, daß seine früheren Maßregeln nicht den erwünschten Erfolg gehabt hatten, richtete er durch Erlaß vom 9. November 1801 eine in Bochum stationierte „Immediat-Sicherheits-Commission“ ein, die durch eine Kompagnie Jäger aus den damals noch preußischen Fürstentümern Ansbach und Bayreuth wirksame Unterstützung fand. Nach $1^1/_2$ jähriger Tätigkeit hatte sie 286 Diebstähle, Räubereien und Raubmorde ermittelt und 149 Verbrecher abgeurteilt.[2]) Den Zwecken dieser Kommission diente auch das oben erwähnte „Wochenblatt der Cleve-Märkischen-Immediat-Sicherheits-Kommission“.

Stiller und stiller wurde es von Jahr zu Jahr in der westfälischen Journalistik, seitdem die meisten westfälischen Landesteile unter dem Drucke der napoleonischen Herrschaft schmachteten. Napoleon kannte ja selbst zu gut die Macht der Presse und suchte sie stets in den eroberten

[1]) Unter dem Titel „Naturgeschichte! Über Raubtiere und deren Vertilgung.“ Westph. Anz. 1800, Nr. 16. 242 - 248.

[2]) Berger a. a. O. 85, der eine ausführliche Schilderung dieser Verhältnisse gibt, der wir auch gefolgt sind.

Ländern unschädlich zu machen. Salomon[1]) entwirft ein erschreckendes Bild von der Öde des damaligen Zeitungswesens; wie ein eisiger Nachtfrost kam die Gewaltherrschaft des unerbittlichen Gebieters über seine Länder, brachte die jungen, frischen Keime im deutschen Zeitungsfelde bald zum Welken und ließ keine neuen Pflanzen aufkommen. „Eine Druckerei ist ein Arsenal, das nicht jedermann zugänglich sein sollte," erklärte Napoleon in der Senatssitzung vom 12. Dezember 1809; „ich halte es für sehr wichtig, daß nur solche Leute, zu denen die Regierung Vertrauen hat, etwas sollen drucken lassen können."[2]) Zur genauen Überwachung des gesamten Druckwesens wurde durch das Dekret vom 5. Februar 1810 in Paris eine eigene „Direction de l'imprimerie et de la librairie" geschaffen, die aus vier Baronen und zahlreichen Beamten bestand, und an deren Spitze der General Pomereul[3]) stand. Die zu druckenden Werke zerfielen in zwei Klassen, in solche, die „du domaine public", also Gemeingut, waren, von denen für den Druckbogen ein Centime gezahlt werden mußte, und solche, die „du domaine privé" oder Eigentum des Verfassers und abgabenfrei waren. In den einzelnen Departements führte ein inspecteur des Buchdrucks und des Buchhandels die unmittelbare Aufsicht; neben ihm stand, um das Stempeln der Bücher zu beaufsichtigen, der commissaire vérificateur à l'estampille. Jedes neue Werk mußte zur Zensur nach Paris geschickt werden. Bevor man mit dem Drucke beginnen durfte, hatte man an die Direction générale eine Anzeige zu senden, die den Titel, die mutmaßliche Bogenzahl, die Stärke der Auflage u. a. enthielt. Dann erhielt man ein „Reçu" zugleich mit der Angabe, ob das Werk zur domaine public oder zur domaine privé gehöre. Die Anzeige mußte einige Wochen vor Vollendung des Druckes erfolgen, dann wurde, wenn das Werk du domaine public war, ein Wechsel über den zu entrichtenden Betrag ausgestellt, nach dessen Unterzeichnung man erst die Ausgabe vollziehen durfte.[4])

---

[1]) A. a. O. II, 83—264, ferner: Avenal, Histoire de la presse française. Paris 1901.

[2]) Salomon II, 85.

[3]) Pommereuil und Pomereul, beide Schreibweisen kommen vor.

[4]) Vergl. Hüffer, Erlebtes 33—35. Der Herausgeber des „Mindener Sonntagsblattes", N. Meyer in Minden, wollte 1812 eine Sammlung seiner Gedichte veranstalten. Das Manuskript mußte nach Paris geschickt werden, wo jedes Gedicht mit dem imprimatur bezeichnet wurde, nur eines

Sehr streng waren auch die Vorschriften über die Einfuhr fremder Bücher. Originaltitel, französische Übersetzung derselben, Autor, Inhalt, Jahresangabe, Format und Druckort der Werke, die man einzuführen wünschte, mußte dem Generaldirektor in Paris mitgeteilt werden. Hatte dieser nichts einzuwenden, so sandte er den sogenannten „Permis“ an das Grenzdouanenamt, über das der betreffende Bücherballen in das Kaiserreich gebracht werden sollte. Das Douanenamt schickte den Ballen und das „Permis“ an den Präfekten, in dessen Bezirk der Besteller wohnte. Der Präfekt übergab es dem inspecteur de la librairie et de l'imprimerie, der einen „procès verbal“ darüber aufnahm und nun die Bücher dem vérificateur à l'estampille zusandte. Dieser ließ den Eigentümer der Bücher kommen, verglich den Inhalt des Ballens mit dem Permis, nahm die dort nicht verzeichneten Bücher weg, die übrigen wog er ab und erhob für jedes Kilo 75 Cent Zoll, dann erst gab er die Bücher frei. Jeden Monat mußte der Vérificateur ein Verzeichnis aller freigegebenen Bücher nach Paris einsenden.[1]) Obwohl auf Übertretung der genannten Vorschriften harte Strafen standen — zweimal wiederholte Kontravention zog Verlust der Konzession nach sich — fanden die Buchhändler doch noch Mittel und Wege, diese scharfen Bestimmungen zu umgehen.[2]) Auch wurden die Anordnungen nicht überall so scharf durchgeführt. Doch wurde der Buchhandel in Münster von der Härte der französischen Preßgesetze empfindlich getroffen. Alle Schul- und Gebetbücher, der Hauptverlagsartikel dort, waren du domain public und wurden durch die Steuer im Preise so erhöht, daß der Absatz sehr gering wurde.[3]) Mehrfach richtete Aschendorff Bittgesuche an den General Pommereuil — ohne Erfolg. „C'est un décret impérial,“ war die einzige Antwort.[4]) Im Jahre 1811 war als Inspecteur de l'imprimerie et de la librairie ein gewisser Louason nach Münster versetzt worden,

---

erhielt nicht die Druckerlaubnis, weil zweimal das Wort „Freiheit“ darin vorkam. (Mindener Sonntagsblatt II. Bd. 51.)

[1]) Vergl. „Übersetzung derjenigen Artikel der K. K. Dekrete, welche die Buchdruckerei und den Buchhandel betreffen und einiger von dem Herrn Generaldirektor gegebenen Instruktionen zu derselben Ausführung zum Gebrauche der Herrn Buchhändler und Buchdrucker in dem Departements der Elb- und Weser-Mündungen“ (Ohne Druckort, 1811), und Perthes a. a. O., I, 196.

[2]) und [3]) Hüffer 34 f.

[4]) Ebd., 38.

der ein Vetter des mächtigen Zensurpapstes in Paris, Pommereuil, zu sein vorgab. Hüffer schildert ihn als sehr unwissend und erzählt einige köstliche Anekdoten von ihm. Als er in einem Buchladen Schillers Gedichte ausgestellt sah, konfiszierte er sie sogleich mit dem Ausrufe: „Ah, c'est de ce fameux Schill qui á été pris á Stralsund."[1]) Die Buchhändler zogen natürlich aus seiner Dummheit Nutzen und überschritten die angegebene Zahl der Abdrücke bei Neuauflagen. Eines Tages nun wurde dem Verleger des Intelligenzblattes, als er grade ahnungslos im Klub Zeitungen las, gemeldet, in seiner Buchhandlung seien die Franzosen am versiegeln. Louason hatte einen Ballen zusammenpacken lassen, enthaltend die Titelblätter vom „Kern aller Gebete". Er hatte sich den ewigen Kalender auf dem Titelblatte angesehen, und die Sonntage vermißt. „Mais il n'y avait pas trouvé les dimanches," antwortete er auf alle Vorstellungen des Verlegers, daß ein ewiger Kalender die Sonntage nicht enthalten könne, weil sie ja jedes Jahr wechselten, und die beanstandeten Ballen gingen nach Paris, wo man natürlich bald den Irrtum einsah.[2])

Auch bezüglich des Zeitungsdruckes wurden scharfe Verordnungen erlassen und durch Edikt vom 30. Juli 1811 die für Frankreich geltenden Bestimmungen auch auf die westfälischen Länder übertragen. In jedem Departement durfte nur eine Zeitung erscheinen, die unter Aufsicht eines Präfekten stand. Außerdem erließ Dusaillant noch besondere Vorschriften für das Lippedepartement. Ein genaues Verzeichnis aller in diesem Departement gedruckten Zeitungen und Zeitschriften sollte eingereicht werden mit genauer Angabe des Titels, Formats, Erscheinungsort, Bezugspreis, Abonnentenzahl, Eigentümers und Verlegers, sowie des Reinertrages. Die Unterpräfekten und Maires wurden mit der Ausführung dieser Bestimmungen betraut und mußten ihren Berichten zwei Exemplare von jedem genannten Blatte beilegen. Die französischen Beamten wußten sehr gut, wie ihr Kaiser über die Presse dachte, und handelten meist streng nach seinen Vorschriften. Nicht nur wurde jede freie Meinungsäußerung unterdrückt, sondern jeder, der eine Zeitung hielt, die nicht aus Frankreich kam, war schon als „conspirateur" verdächtig.[3]) Jeder sollte nur die französischen Zeitungen lesen oder diejenigen einheimischen, die keine

---

[1]) Hüffer 38. [2]) Ebd. 39.

[3]) Lothar Schücking, Die Franzosen im Münsterlande, Zeitschr. f. v. G. u. A. 58/I. 184.

politischen Nachrichten brachten, weil sie nicht durften; höchstens die ihnen von der Behörde zugestellten Bulletins von den stets siegreichen Schlachten der großen Armee wurden ihnen zu drucken gestattet,[1]) und Napoleon sorgte dafür, daß seine Vorschriften nicht übertreten wurden. Den Buchhändler Palm hatte er erschießen lassen als warendes Beispiel für alle freiheitlich gesinnten Kollegen und wöchentlich wurden in dem „Journal de l'imprimerie et de la librairie", das in Paris erschien, die Namen derer bekannt gemacht, denen wegen Kontraventionen die Konzession entzogen war. Auch der Münstersche Commissaire général de Police, Garnier, der schon durch seine lange, hagere Gestalt Schrecken einflößte, spaßte nicht. Zu einer Zeit, da Münster sehr unter dem drückenden Spionagesystem zu leiden hatte,[2]) führte ja die geringste Verletzung der Zensurvorschriften unverzüglich in den Buddenturm.[3]) Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen die Zeitungen, die ohnehin schon in Westfalen mit so zahlreichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, mehr und mehr verschwanden oder doch eine äußerst geringe Abonnentenzahl hatten. Nach dem Eingehen des „Westfälischen Anzeigers" in Dortmund (1809) ist kein einziges auch nur einigermaßen bedeutendes Blatt zu verzeichnen.

In den Jahren 1810–13 gab es in Westfalen, wie in den meisten unter Napoleons Herrschaft stehenden Ländern außer einigen Intelligenzblättern nur noch eine offizielle Tagespresse. In Dortmund erschien eine solche offiziöse Zeitung unter dem Titel „Nachrichten des Ruhrdepartements" seit dem 1. April 1810 an wöchentlich zweimal, Montags und Freitags, zum Jahrespreise von 5 Fr., in die durch Verfügung des Ministers des Innern auch alle Erlasse und gerichtlichen Bekanntmachungen eingerückt werden mußten.[4])

Die ehemals so verbreitete „Lippstädtische Zeitung" hatte 1809 noch eine Auflage von 475, im Jahre 1815 von nur mehr 100 Exemplaren, wovon noch 10 Freiexemplare waren.[5])

---

[1]) Schücking a. a. O.

[2]) Schücking berichtet (a. a. O. 183). Agenten der geheimen Polizei zogen in mancherlei Verkleidungen, vor allem als Hausierer umher und überwachten die Bevölkerung. Verhaftungen fanden mehrfach statt, meist ohne Grund, die Abtissin des Klosters Ägidii und mehrere Münsterische Geistliche wurden wochenlang im Buddenturm gefangen gehalten.

[3]) Hüffer 42.

[4]) Sie wurde bei J. G. Nedelmann, später bei Mallinckrodt gedruckt. Eine ausführliche Beschreibung des Blattes s. bei Becker, a. a. O. 137 f.

[5]) Ladwig a. a. O.

Zwar versuchte der mehrfach erwähnte Dr. Bährens den „Anzeiger" durch ein „Bergisches Archiv" zu ersetzen. Aber die Zensur verleidete ihm bald sein Unternehmen. „So lange das Blatt von Ökonomie, Land- und Stadtwirtschaft, Kunst, Manufaktur und Fabrik redete, ging die Sache gut, denn man hat keine Beispiele, daß Rüben und Kartoffeln Revolutionen erregt hätten. Wie aber das Institut sich beiläufig mehr dem geistigen Element hingab, wurde immer bei der Zensur gestrichen, und endlich so arg, daß mehrmal ein ganzes Stück ausfiel und keins ausgegeben werden konnte." Dieses geschah z. B. einmal, als der Herausgeber in einem Aufsatz über die französische bürgerliche Ehe das Gouvernement auf die kirchliche Bedeutung der Ehe hingewiesen hatte. „Es wurde alles gestrichen," so schließt Bährens seine Klage, „und als dafür „Der Mann mit dem Schafskopfe" gegeben wurde, strich man nichts. Aus Verdruß gab ich 1810 das „Bergische Archiv" auf."[1])

Nicht mehr Erfolg als Bährens hatte der schon genannte Prediger Schmölder, der auch den „Westphälischen Anzeiger" als Unterhaltungsblatt fortsetzen wollte. Dieser „Westphälischer Anzeiger" wurde bei Schuerholz in Dorsten gedruckt.[2]) Mit dem 1. Juli 1811 übertrug Schmölder den Verlag der Firma Bädeker und Kürzel in Essen und Duisburg. Der Titel wurde jetzt geändert in „Westphälisches Archiv, Fortsetzung des Westphälischen Anzeigers".[3]) Am 1. Juli 1812 übernehmen X. Levrault und H. Gordon in Düsseldorf den Verlag des Blattes, das sich nun „Westphälisches Archiv des Wahren, Nützlichen und Schönen mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zeit und der Bewohner von Westphalen"[4]) nannte.

---

[1]) Rhein-Westph. Anz. 1828, 1072. Ein Jahrgang des „Bergischen Archivs für Haus-, Stadt- und Landwirthschaft, Kameral-, Jagd- und Forst-Wissenschaft, Technologie, Gartenbau, Künste, Manufakturen, Fabriken, Gewerbe und praktische Kenntnisse im Gebiete des Guten, Nützlichen und Wahren aller Art." I. Jahrg. 1809. Elberfeld bei Büschler, ist im Besitze des Herrn Grevel und lag mir vor.

[2]) Becker 138. Nach Raßmann (M. Sch.-L. 300) erschien er in Dortmund 1810—11.

[3]) Becker ebd. Nach Raßmann a. a. O. erschienen 16 Hefte.

[4]) Becker ebd. Die Nummern 79—96 vom Jahre 1812, im Besitze des Herrn Grevel, lagen mir vor. Schuerholz und Comp. suchten nun auch den „Westphälischen Anzeiger" fortzusetzen (Becker 138).

Obwohl es Schmölder gelungen war, einen Teil der Mitarbeiter des „Westphälischen Anzeigers“ für seine Zeitschrift zu gewinnen, ereilte doch schon bald auch sie ihr Schicksal; zu Anfang des Jahres 1813 stellte sie ihr Erscheinen ein. Kirchhofsstille herrschte nun auch in der Journalistik Westfalens und erst als die Jubelklänge der Befreiung durch die Gau der roten Erde hallten, begann auch für die Presse eine neue Zeit der Blüte, allerdings auch mannigfacher Kämpfe.

Nachträge und Berichtigungen.

Auf Seite 59 ist in der ersten Zeile „In“ zu ergänzen.

Auf Seite 74 ist zu ergänzen: In Minden erschien bereits im Jahre 1715 eine Zeitung unter dem Titel: „Der Mindische Bothe“, die $2^3/_4$ Jahr bestand. In der letzten Nummer vom 8. Juli 1718 kündigte der Herausgeber das Ende seines Blattes mit folgenden Worten an: „Ich nehme außer der Zeit meine Demission, weil ich dazu hinreichende Ursachen genug habe, welche aber wohl bedächtlich verschweige, indessen nur sage, daß mir der Dienst fast sauer und unerträglich gemacht.“ Im Jahre 1757 erhielt der Hofbuchdrucker Enax in Minden die Erlaubnis, von neuem ein Blatt herauszugeben. Vgl. K. Spannagel, Minden und Ravensberg unter brandenburg-preußischer Herrschaft von 1648—1719 (Hannover u. Leipz. 1894) S. 18, Anm.

Auf Seite 108 ist zu lesen statt Arnim Mallinckrodt — Arnold.

Beilagen.

Schreiben des preußischen Generallieutnants von Blücher an H. Geheimrath v. Olfers.

Münster, d. 3. April 1806.

Da die mir verschiedentlich zu Händen gekommene Blätter des sogenannten Argus aus Dorsten Ausdrücke enthalten, die nicht nur äußerst beleidigend fürs Preußische Militär sind, sondern auch Stellen in sich fassen, die für hiesige Landen sehr beunruhigend lauten und welche Besorgnis erregen, so habe ich Ew. Ex. als Bevollmächtigten des Herrn Herzogs von Arenberg ersuchen wollen, die unschickliche Schreibart des gedachten Argus nicht nur untersagen und dahin die Vorkehrungen nehmen zu lassen, daß er sich derart Beleidigungen nicht ferner erlauben indem ich denselben widrigenfalls darüber selbst zur strengsten Rechenschaft zu ziehen mich veranlaßt finden werde, da ich nie erlauben kann, daß man so nachteilige und beleidigende Reden ungerügt zu verbreiten sucht.

Mit vollkommener Hochachtung beharre Ew. E.

Beschwerdeschrift des französischen Gesandten zu Frankfurt über den Dorstener „Argus".

Note.

Le soussigné prie Mr le Baron de Schmauß de Lionegg de vouloir bien porter à la connaissance de S. A. S. le Duc d'Arenberg, que plusieurs gazettes redigées et imprimées dans les Etats de la confédération du Rhin, et notament celle de Dorsten se permettent de publier des nouvelles fausses, et injurieuses pour les armées françaises. Les sentimens, que ses Écrivains osent manifester sont trop peu comformes à ceux, qui animent les gouvermens (!) dont ils dependent pour qu'une pareille licence ne soit promptement reprimée. C'est dans cette conviction, que le soussigné a été chargé

par sa cour de faire parvenir aux États de la confédération du Rhin, des representations sur l'abus, que ces gazetiers font de la tolerance, dont ils ont joui jusqu'içi.

Francfort, 20. Juillet 1807.

Bacher.

Verfügung des Herzogs zu Arenberg inbetreff des Dorstener „Argus".

Prosper Ludwig von Gottes Gnaden Herzog zu Arenberg, Recklinghausen, Dülmen und Meppen, Grand d'Espagne der ersten Klasse, Colonel des Kais. Königl. französischen Regimentes Chevaux-legers Belges etc. etc.

Wohlgeborene Liebe Getreue! Aus der in Abschrift anliegenden von unserem Gesandten am Bundestage eingesandten Note werdet ihr die Klage ersehen, welche der Kaiserliche Französische Charge d'affaires zu Frankfurt neuerdings über die Dorstensche Zeitschrift führt. Wir erteilen euch den höchsten Befehl, der Expedition derselben die pünktlichste Befolgung der früher für die Redaktion gegebenen Weisungen aufs neue einzubinden, und ihr insbesondere alle Aufnahme von Nachrichten, welche das Kaiserlich Frantzösische Gouvernement, oder die Kaiserlich Frantzösischen Armeen nur von weitem beleidigen könnten, aufs strengste und mit dem Zusatze zu verbieten, daß es ihr nicht einmal gestattet sein soll, dergleichen in anderen Zeitschriften enthaltene Nachrichten unter Mißbilligung nachdrucken zu lassen. Da alle bisherigen Drohungen ihren Zweck verfehlten, so habt ihr auf den ersten künftigen Contraventionsfall eine Strafe von 100 Rtlr., welche von der Zeitungs-Expedition ohne Nachsicht exekutevirt beigetrieben werden soll, auf den zweiten aber die unausbleibliche Einziehung des Verlags-Privilegiums zu setzen und dies dem Schuerholz und Compagnie ohne Verzug bedeuten zu lassen. Wir sind Euch mit Gnaden gewogen. Berge, 28. Juli 1807.

M. St. A. (Vest Recklinghausen, Statthalterei-Archiv Reg. 131. 3. a. E. No. 8.)

Druck der Westfälischen Vereinsdruckerei vorm. Coppenrathschen Buchdruckerei.


Stanford University Libraries
3 6105 124 437 281





